



HELMUT WELZ

VERRATENE GRENADIERE

Ein Teilnehmer berichtet von der Winterschlacht an der Wolga, in der eine ganze Armee zugrunde ging und die Hitlerwehrmacht eine Niederlage erlitt, wie sie bisher noch keine deutsche Armee hatte hinnehmen müssen. Viele deutsche Familien verloren ihre Angehörigen, und deshalb bewegt uns noch heute die Frage, wie es zu dieser militärischen Katastrophe kommen konnte, wer dafür verantwortlich ist und was die deutschen Soldaten im Kessel dachten. Junge Menschen werden fragen, warum sie sich nicht auflehnten, nicht das Kapitulationsangebot annahmten.

Helmut Welz läßt den Leser die Offensive zur Wolga miterleben, er führt ihn in die Kämpfe um Straßen, Fabriken, Häuser und Kanalisationsschächte. Er zeigt ihm, wie die Armee zusammenmenschmolz, noch bevor sie die Wolga erreichte, und welcher Widerspruch zwischen den Siegesmeldungen und der tatsächlichen Lage klaffte. Er be-

richtet von der Lage im Kessel: vom Hunger, vom Sterben der Verwundeten und vom Kampf um die Plätze in den wenigen Flugzeugen, die die Stadt verließen, von den Durchhalteparolen und den Soldatenfriedhöfen, von der Suche nach einem Ausweg und der Überlegenheit der Roten Armee, für die dieser Sieg den Umschwung anbahnte.

Der ehemalige Pioniermajor versucht zu zeigen, welche Verantwortung die Vorgesetzten auf sich luden, die einer Entscheidung ausweichen wollten. So wird das Buch zu einer Anklage gegen den deutschen Militarismus, zu einer Anklage, die auch zwanzig Jahre nach der Tragödie an der Wolga vollauf berechtigt ist, denn der Geist, der für das Schicksal der 6. Armee verantwortlich ist, herrscht heute in der Bundeswehr.

Es gibt wenig Überlebende dieser Armee, und deshalb gewinnt der Bericht eines der wenigen an Bedeutung. Er soll warnen, mahnen und aufrütteln.

HELMUT WELZ

Verratene Grenadiere



DEUTSCHER MILITÄRVERLAG • BERLIN 1964

DER VORMARSCH ROLLT

Während Panzer und motorisierte Truppen quer durch reife Weizenfelder nach Süden brausen und den Kuban überschreiten, werden im Raum westlich Kalatsch Divisionen zusammengezogen und für den Angriff bereitgestellt. Die Führung der 6. Armee rechnet mit einem Handstreich, mit einer Wegnahme der grossen Wolgastadt ohne langen Kampf. Der Wunsch ist dabei der Vater des Gedankens, denn die unendlich weiten Flanken in der wasserarmen Steppenlandschaft verschlingen zahllose Verbände und entsprechendes Material, so dass für den Kern, die Schlüsselstellung Stalingrad, nur ungenügende Kräfte übrigbleiben. Ausserdem ist ein erheblicher Zeitverlust zu verzeichnen. Treibstoffmangel hat uns gezwungen, im Frühsommer mehrere Wochen auf der Stelle zu treten. Diese Zeit hat dem Gegner bestimmt genügt, Verteidigungsstellungen auszubauen und Truppen aus dem Hinterland heranzuführen. Aber Paulus tut alles, um einen schnellen Erfolg zu sichern. Auf Kosten des Flankenschutzes wirft er noch einige Divisionen an das Westufer des Dons. Zum Zerreißen dünn gespannt sind die Verteidigungslinien bis Woronesh.

Bei Serafimowitsch, am linken Flügel der 6. Armee, liegt weit auseinandergezogen die 79. Infanteriedivision. Sie ist nicht in der Lage, mit ihren Regimentern und Bataillonen die Abwehr zu organisieren. Kampfgruppen werden gebildet, die Front wird dicht gemacht. Auf der Lagenkarte der Division erscheint eine dicke, von Ost nach West durchlaufende Linie in Blau, darüber der Frontstrich, darunter die Namen der Verbände. Kampfgruppe Lückenschluss liest man, die Verteidigung steht.

Uns bietet sich das gleiche Bild der Stabilität wie beim Anblick der Wochenschau oder beim Lesen der Frontberichte. Der Eindruck der überlegenen Truppenführung wird durch die täglichen Wehrmachtberichte noch unterstrichen.

So gibt das Oberkommando der Wehrmacht am 31. Juli bekannt:

«Deutsche, rumänische und slowakische Truppen haben den Unterlauf des Don in einer Breite von 250 km überschritten und die in diesem Abschnitt zur Verteidigung eingesetzten feindlichen Kräfte zer schlagen.

Dem Feind, der in voller Flucht und Unordnung zurückflutet, sind schnelle Verbände und Vorausabteilungen der Infanterie- und Jägerdivisionen hart auf den Fersen geblieben und haben ihm schon jetzt an verschiedenen Stellen in überholender Verfolgung den weiteren Rückzug verlegt.

Die Gefangenen- und Beutezahlen wachsen ständig, sind aber bei dem schnellen Vormarsch bisher nicht zu übersehen.»

Das sind klare und unmissverständliche Worte. Sie geben Sicherheit und weisen die örtliche Schwäche am mittleren Don als strategische Massnahme aus, als Schachzug des weissen Spielers, um das Matt an anderer Stelle mit überlegenen Mitteln zu erzwingen. Wenn man den Atlas hervorholt und sich die Karte der Alten Welt ansieht, wird einem auch klar, dass die deutschen Bataillone nicht an allen Längen- und Breitengraden die zahlenmässig stärkeren sein können. Die Länge der Front, die Brennpunkte der Abwehr und die Konzentration der Angriffstruppen lassen das einfach nicht zu.

Die deutsche Machtstellung erscheint gewaltig. An der französischen Atlantikküste und nördlich davon steht ein Wall von Stahl und Eisenbeton. Eingreifdivisionen liegen dahinter bereit, einen Landungsversuch des Gegners zu vereiteln. Durch die Strassen von Paris hallt der Marschtritt deutscher Kolonnen. Im Süden steht der Soldat Gewehr bei Fuss. Sizilien und Kreta kontrollieren mit ihren Luftwaffen- und U-Boot-Einheiten grosse Teile des Mittelmeers. Auf dem Balkan sorgen die Truppen Hitlers und Mussolinis dafür, dass es zu keinem neuen Aufstand kommt. Die Partisanen in den Bergen und Wäldern Jugoslawiens machen, wie Urlauber zu berichten wissen, der Führung bereits mehr zu schaffen, als man offiziell zugibt. Aber im russischen Raum steht und drängt die Front vom Schwarzen Meer bis zum polaren Ozean, allerdings mit gewissen Unterschieden. Im Norden und im Mittelabschnitt steht sie, und nur im Süden ist das gleiche Drängen vorhanden wie im Vorjahr. Der Winter vor Moskau hat sich

wohl doch auf das Kräfteverhältnis ausgewirkt. Immerhin bahnt sich jetzt wieder etwas an. Und bald gibt es auch Leute, die Erklärungen für das finden, was sich bei uns tut. Unsere Unterwasserstreitkräfte erweisen sich den bisher entwickelten Abwehrmitteln, der Peil- und Horchverfolgung, der Luftüberwachung und den Wasserbomben, weiter überlegen. Vor den Küsten Europas und Amerikas jagen sie ihre Beute und nagen am Lebensnerv des Gegners.

Kampfgeschwader starten täglich und nehmen Kurs nach England. Die Industrie- und Hafenanlagen auf der anderen Seite des Kanals erhalten noch immer empfindliche Schläge. Die Erfolge sind zwar bescheidener, seit die englische Jagdabwehr erstarkte und die Luftschlacht über der Insel abgebrochen werden musste. Aber geflogen, geworfen und zerstört wird nach wie vor. Drei Möglichkeiten gibt es, die Weltmacht England zu schlagen: die Landung auf der Insel, die Wegnahme Indiens und die Entscheidung in Vorderasien. Für die Insel fehlt die Flotte. In Burma haben die Japaner bereits den Irawadi überschritten und pochen an die Tore Indiens. So bleibt der Vordere Orient. Er sollte erreichbar sein.

Schon zweimal hat Deutschland in jüngster Zeit versucht, hier Fuss zu fassen, nach dem Mossulöl zu greifen und Englands Kriegsmaschinen den Treibstoff zu nehmen. Einmal zur Zeit des Irakaufstands, als kleine Kampf- und Transportverbände, sowie Jagdflieger im Zweistromland operierten und ihre Erfolge im irakischen Heeresbericht getarnt veröffentlicht wurden. Die Lufträume über Bagdad, Basra und Mossul wurden zeitweise von der deutschen Luftwaffe beherrscht, aber das rasche Zupacken des englischen Kolonialsoldaten und das diplomatische Ausspielen der widerstrebenden Kräftegruppen brachten das Aufflackern des Kampfes bald zum Erlöschen und entzogen dem deutschen Plan die Basis.

Der zweite Versuch wurde nach der militärischen Niederwerfung Frankreichs eingeleitet. Das französische Syrien sollte der Absprungplatz einer Invasion in die Ölquellgebiete werden. Schon das Erreichen der Rohrleitungen, die das Öl in die Mittelmeerhäfen führen, hätte die britischen Motoren zum Stehen gebracht. Aber die Hoff-

nung, der General Dentz werde sich der deutschen Macht ebenso beugen wie sein Marschall in Vichy, zerschlug sich. Er nahm die Partei der «Freien Franzosen». Da entschloss sich das deutsche Oberkommando, auch hier die Gewehre sprechen und entscheiden zu lassen. Eine Transportflotte trug kleinere Einheiten an Kreta vorbei. Syrien war das Ziel. Aber es blieb unerreicht. Englische U-Boote brachten einen Teil der Schiffe auf der Höhe von Cypern zum Sinken. Der Rest der Landungsflotte drehte ab und kehrte unverrichteterdinge in die Auslaufhäfen zurück. Von diesen zwei Versuchen haben wir offiziell nichts erfahren.

Jetzt soll der dritte Versuch gestartet werden. Schon steht das Afrikakorps wenige Kilometer vor Alexandrien. Die Kräfte werden umgruppiert, Kairo und der Suezkanal sind in greifbarer Nähe. Der zweite Stoss soll aus dem russischen Raum erfolgen. Der Kaukasus mit seinen unermesslich reichen Ölfeldern ist das erste Ziel auf diesem Weg. Von hier aus soll der Feind in die Zange genommen werden, von hier aus soll der Krieg ins entscheidende Stadium treten. Das fruchtbare Kubangebiet, die Täler der schneebedeckten Gebirgsketten und Baku – das ist die Marschroute für die Angriffskeile der deutschen und der rumänischen Truppen. Mit diesem Stoss wird gleichzeitig die russische Kriegswirtschaft entscheidend geschwächt. Zwei Fliegen schlägt man mit einer Klappe.

Doch der Zugang zum Kaukasus ist schmal. Zu schmal. Rostow würde stets gefährdet bleiben. Man braucht einen starken Eckpfeiler. Ein Blick auf die Karte genügt. Das zweite operative Ziel bietet sich von selbst an: Stalingrad. Hier hat man alles, was man braucht. Stalingrad in unserer Hand ist der Wellenbrecher jeder möglichen Gefahr. Der Besitz dieser Stadt bedeutet die Kontrolle der russischen Lebensader, der Wolga. Der Sowjetstaat würde in zwei Teile zerschnitten. Stalingrad ist ein Industriezentrum ersten Ranges. Der Verlust der grossen Werke «Roter Oktober» und «Rote Barrikade» sowie des Traktorenwerkes «Derschinski» wäre ein harter Schlag für die Rüstungsindustrie des Gegners und ausserdem ein grosser Prestigeerfolg. Wir brauchen solch einen Sieg, nachdem es mit Moskau nicht geklappt hat.

Stalingrad bedeutet also eine entscheidende Schwächung des russischen Riesen und gleichzeitig die Sicherung des weitgesteckten Plans gegen den Kaukasus. Nach den Schlappen im Winter glaube ich, dass es dem OKH in erster Linie darum geht, die Sowjetunion niederzurufen. Noch stellt sie eine Gefahr für die weiteren Pläne dar.

Mit preussischer Gründlichkeit, alle Gegebenheiten nüchtern berechnend und alle Möglichkeiten vorsichtig abwägend, hat der Generalstab auch diesmal die Pläne ausgearbeitet. Jede Einzelheit wird bis ins kleinste festgelegt. Die Ausgangsstellungen für den grossen Schlag werden gleich nach der Schlacht von Charkow in unsere Hand genommen. Man hat da seine Erfahrungen. Der Nachschub soll bereits sichergestellt sein, Reserven stehen bereit. Nur ein Druck auf den Knopf, und die Operation verläuft mit der minutiösen Exaktheit eines Uhrwerks.

Und sie verlief bisher nach Plan. Die 6. Armee unter dem Panzergeneral Paulus warf den Gegner im ersten Ansturm vom Donez auf den Oskol, vom Oskol in den grossen Donbogen zurück. Die Schlacht bei Kalatsch sicherte zunächst den gewonnenen Raum. Von Woronesh ab ist das rechte Donufer in deutscher Hand. Eine starke, wenn auch weit überschätzt starke Stellung sichert die tiefe Flanke der kommenden Operationen. Fortuna lächelt, Lachesis, die Schicksalsgöttin, spinnt den Faden. Schon fällt der Schatten des deutschen Adlers auf die Wolga.

Aber wir am Don haben unsere Sorgen. Die Kampfgruppe besteht aus einer Pionierkompanie, einer Reiterschwadron und einer Radfahrkompanie mit zusammen siebenundzwanzig Maschinengewehren. Ausserdem verfüge ich über eine Batterie mit vier Haubitzen, einen Reiterzug und einen Pakzug, der ein einziges Geschütz besitzt, eine 7,62-cm-Beutekanone aus Frankreich. Die Einheiten haben durchschnittlich 75 Prozent ihrer Sollstärke. Insgesamt sind es zwar immerhin noch knapp sechshundert Soldaten. Aber wenn ich die Geschützbedienungen und die anderen Spezialisten abrechne, die Nachrichtenleute und Trosse, die Schreiber, Sanitäter und Furiere, dann bleiben mir für den infanteristischen Einsatz ganze dreihundertdreissig Mann, einschliesslich der Reiter, die ich habe absitzen lassen. Und

mit diesen paar Mann sollen wir einen Abschnitt von 16,5 Kilometer Breite sichern.

Beiderseits des ungefähr achtzig Meter breiten Flusses ziehen sich Mischwälder hin, die in niedriges Buschwerk übergehen. Davor dehnt sich die Steppe, brusthoch und nur stellenweise von Kartoffelfeldern unterbrochen. Sechs Ortschaften liegen in diesem Raum innerhalb der Abschnittsgrenzen. Im Rücken der Dörfer steigt das Gelände zu den sogenannten Donhöhen an, fünfzig bis sechzig Meter. Von hier oben bleibt keine Bewegung unbemerkt, nur der Wald verschleiert das Treiben unmittelbar am Fluss.

Es ist klar, dass ich mit drei Kompanien nicht den ganzen donwärts gelegenen Waldrand besetzen kann. Dann würde alle fünfzig Meter ein Mann liegen. Ich kann auch nicht auf die Donhöhen zurück, obwohl von dort aus der gesamte Abschnitt durch Feuer gesperrt werden könnte. Die Kontrolle der Wälder ist ungeheuer wichtig und wäre bei der Entfernung von den Höhen, die teilweise zwei Kilometer beträgt, nur bedingt möglich. Es gibt nur eine Lösung: stützpunktartiges Besetzen der Dörfer und Spähtrupps im Zwischengelände sowie direkt am Fluss. Gedacht, getan. Die Nordränder der Ortschaften werden befestigt. An besonders gefährdeten Punkten werden Minen gelegt. Sie reichen bei Weitem nicht aus. Ich helfe mir mit einer Kriegslist, damit, dass ich quer durchs Gelände einen kniehohen Draht spannen lasse, an dem in kurzen Abständen Holzschilder hängen, auf denen man die Aufschrift «Vorsicht, Minen!» lesen kann, als sollten die eigenen Soldaten gewarnt werden. Rotarmisten, die in den nächsten Tagen gefangengenommen werden, sagen dann auch aus, sie hätten das gesamte Gelände vermint gefunden, so dass ihnen für die Aufklärung nur wenige Stellen zum Durchschlüpfen geblieben wären. Die Methode hatte sich also vorübergehend bewährt. Der Krieg ähnelt hier ausnahmsweise einer Friedensübung, bei der Minen und schwere Waffen durch Schilder und Flaggen dargestellt und als solche respektiert werden. Das ist gut so. Denn der Gegner ist uns an Menschen und Material weit überlegen. Aber er ist vorsichtig.

Schwere Tage und Nächte beginnen. Im Schutz der Dunkelheit setzt das sibirische Regiment 1089 mit Teilen über den Don und greift um Mitternacht einen unserer Stützpunkte im rechten Verteidigungsabschnitt an. Unheimlich schallt das langgezogene «Hurräh» durch die Nacht. Der im Dorf liegende Zug kann sich gegen die Übermacht nicht halten und zieht sich auf die Höhen zurück. Die Drahtverbindung ist abgerissen. Die Batterie verfügt über ganze sechzig Schuss und kann ohne Beobachtung in dieser Situation nicht schießen. Verstärkung loszuschicken wäre sinnlos. Die Weite des Raums und die Sichtverhältnisse verbieten es. So bleibt nichts anderes übrig, als auf den Morgen zu warten. Der la, der 1. Generalstabsoffizier der Division, wettet über meine Meldung.

«Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass Sie allein die Verantwortung tragen, der Russe darf auf keinen Fall die Höhen erreichen. Ist Ihnen das klar?»

«Herr Oberstleutnant, wenn er jetzt weitermarschiert, kann ich ihn nicht daran hindern. Dann wird er etwa in zwei Stunden beim Divisionsgefechtsstand erscheinen. Dazwischen liegt ja nichts mehr.»

«Machen Sie keine Witze! Was werden Sie tun?»

«Ich kann im Augenblick nur hoffen, dass der Russe nicht durchstösst, und muss auf die Morgendämmerung warten. Im Laufe des Tages nehme ich das Dorf wieder.»

Nach langen Stunden der Ungewissheit kriecht das erste Grau über den Horizont. Der Gegner hat tatsächlich vor den Höhen haltgemacht. Wahrscheinlich weiss er noch nicht, dass wir hier nur mit einem dünnen Schützenschleier sichern, den er mit halber Kraft zerreißen könnte. In aller Eile ziehe ich die Einheiten aus ihren Stützpunkten und stelle sie zum Angriff bereit. Zurück bleiben lediglich vor jedem Dorf zwei, drei Mann mit einem Maschinengewehr und die Schilder «Vorsicht, Minen!». Manchmal hat schon ein Trick geholfen, denke ich und greife an. Am zeitigen Nachmittag sind die alten Stellungen wieder in unserer Hand, das rechte Donufer ist gesäubert.

Dieses Spiel – des Nachts der Russe, am Tage wir – wiederholt sich in der Woche zwei- bis dreimal. Es gelingt uns wohl, im Endergebnis

jeder Aktion unseren Abschnitt in seiner ganzen Tiefe und Breite zurückzugewinnen, aber die Kampfkraft schrumpft dabei merklich zusammen. Täglich fordere ich Ersatz an, täglich werde ich vertröstet. Und dabei ist die Gefahr eines russischen Durchbruchs jederzeit gegeben.

Um den Gegner zu täuschen, lasse ich alle halben Stunden einen Lastkraftwagen auf der Donhöhenstrasse entlangrasen. Er zieht mehrere Bastmatten hinter sich her und erzeugt eine mächtige Staubwolke. Die russische Beobachtungsstelle soll durch diese Wolke, die mitunter zwanzig Minuten über der Steppe steht, den Eindruck erhalten, dass lange Kolonnen frischer Truppen an die Front geworfen werden.

Ob aber der Zweck erreicht wird? Vielleicht lachen die Beobachter hinter dem Don nur darüber.

Im Raum westlich Kalatsch wird unterdessen fieberhaft gearbeitet. Planspiele und Geländebesprechungen werden durchgeführt. Eine Besprechung jagt die andere. Panzer und Lastkraftwagen werden überprüft, die letzten Schrauben nachgezogen. Alles ist für den Sprung an die Wolga bereit. Das XIV. Panzerkorps mit der 16. Panzer- und zwei motorisierten Infanteriedivisionen, der 3. und 60., hat die Aufgabe, Stalingrad-Nord zu nehmen.

Am 20. August findet beim 1. Generalstabsoffizier der 16. Panzerdivision die letzte Einweisung statt. Die Kommandeure stehen dichtgedrängt vor der Lagenkarte. Fragen werden gestellt, Antworten gegeben, Bedenken zerstreut. Eine Atmosphäre der Zuversicht und des Siegesbewusstseins erfüllt den Raum. Da klingt eine trockene Stimme vom Fenster. Major Gaidus, der Kommandeur der zugeteilten Flakabteilung, zeigt auf die neueste Fliegeraufnahme.

«Herr Oberstleutnant, was sind das hier eigentlich für weisse Striche, die unsere Marschroute kreuzen?»

Kalt und überlegen kommt die Antwort.

«Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Gaidus. Vielleicht sind es Strassen, vielleicht Eisenbahnlinien. Darüber wollen wir uns nicht den Kopf zerbrechen. Wenn wir da sind, werden wir's sehen. Kleinigkeiten können uns nicht aufhalten.»

Noch einmal rollt die alte Platte in Stichworten ab. Die zuerst bedenklich dreinschauenden Gesichter glätten sich. Es ist klar, dass der Angriff klappen muss! Man verabschiedet sich. Händeschütteln, Hackenklappen, kurze Verbeugungen.

Einen Tag später greift die 295. Infanteriedivision bei Lutschenskoje über den Don an. Pioniere jagen mit einhundertundzweölf Sturmbooten über den Fluss. Flosssäcke folgen. Während ein Teil der Übersetzmittel zerschossen stromab treibt, krallen sich die ersten Trupps am Ostufer fest. Nahezu fünfzig Batterien kämpfen den Gegner nieder. Anrollende Panzer und russische Schlachtflieger werden durch die im offenen Gelände aufgefahrene Flak abgewehrt. Übergang und Brückenkopf sind erkämpft. Vorn rollt der Angriff weiter, um den nötigen Aufmarschraum zu schaffen. Schon erscheinen frische Pionierkräfte. Die Brückenlinie wird ausgesteckt, Landbrücken und Fähren werden gebaut. M-Boote kreuzen die Strömung. Aussenbordmotore hfeulen auf. Schon fahren die ersten Fähren ein. Die Ankerketten rasseln, die Brücke wächst. Das russische Artilleriefeuer konzentriert sich mehr und mehr auf diese Stelle, aber pausenlos wird weitergearbeitet. Die Brücke nach Peskowatka steht. Übergang Nr. 1 für das XIV. Panzerkorps ist geschaffen, während weiter nördlich bei Wertjatschi noch der schwere Kampf tobt.

In der Nacht zum 23. August rollen die Panzer über die neuen Kriegsbrücken. Sie werden am Ostufer zum Angriff formiert. Um 3.05 Uhr bricht die Hölle los. Panzer fahren an, Stukas und Schlachtflieger greifen ein. Der Kampf um Stalingrad beginnt. Blutrot geht die Sonne auf. Um fünf Uhr landet Generaloberst von Richthofen mit seinem Storch neben der Beobachtungsstelle der Flakabteilung, um den Einsatz der Flieger und der Luftabwehr zu leiten. Die Schlachtflieger kreuzen wenige Meter über dem Boden vor den angreifenden Panzereinheiten und kämpfen die Abwehr nieder. Immer weiter stossen die Panzer- und motorisierten Kolonnen auf der Landbrücke zwischen Don und Wolga nach Osten vor.

Die Verkehrsregelung an der Brücke klappt nicht. Zu rasch einsetzender Gegenverkehr verhindert das reibungslose Abfließen der Truppen, die am Westufer ungeduldig warten. Verwundetentransporte,

Lastkraftwagen, die Betriebsstoff holen, und Kradfahrer mit wichtigen Meldungen stauen sich auf dem Ostufer an der Brückenzufahrt. Für Minuten müssen Fahrzeuge, die über den Don wollen, zurückgehalten werden. Aus Minuten werden halbe Stunden. Die Geschlossenheit der Angriffsdivisionen geht so verloren. Um neunzehn Uhr sind noch nicht alle Kampfkräfte am Ostufer.

Inzwischen sind die ersten Siedlungen von der Panzerspitze erreicht worden. Immer neue Hundertschaften von Industriearbeitern werfen sich ihr entgegen. Die weissen Linien des Majors Gaidus entpuppen sich als Panzergräben und ausgebaute Stellungen, aus denen erbitterter Widerstand geleistet wird. Sie sind eine Überraschung besonderer Art. Aber die Kraft reicht nicht aus, den massierten Ansturm zu hemmen. Einzelne Panzer, die der Gegner ins Gefecht führt, werden abgeschossen. Um siebzehn Uhr wird das Traktorenwerk erreicht. Jetzt fehlen die schweren Waffen, Artillerie und Flak, die in die dritte Kampfgruppe eingegliedert wurden und jetzt der Spitze nachbrausen. Aber alle Eile führt nicht zur Vereinigung. Die Dunkelheit bricht ein. In fieberhafter Ungeduld wartet man beim Armeestab auf die Meldung des Generals von Wietersheim. Wie mag die Lage sein?

Um 23.10 Uhr trifft endlich der Funkspruch ein.

«18.35 Uhr Wolga erreicht.»

Es ist ganz dunkel. Rynok wird noch heftig umkämpft. Von Norden drohen starke russische Panzerkräfte. Ein Sperriegel wird in aller Eile aufgebaut. Da sich der Widerstand verstärkt, gelingt es jedoch nicht, ihn weit genug vorzuschieben und das Dorf Jersowka zu besetzen. Aber immerhin, er hält. Im Süden kann Orlowka nicht genommen werden. Es ist also nur ein ganz schmaler Korridor geschaffen worden.

Während vorn verbissen um die entscheidenden Positionen gerungen wird, kommt die Meldung, dass der Russe die Vormarschstrasse unterbunden hat. Eingeschlossen und ohne Nachschub schlägt sich die Spitze des XIV. Panzerkorps. Die Westflanke steht offen. Schnell wird Inventur gemacht. Sie ergibt, dass ausser der 16. Panzerdivision

lediglich das Grenadierregiment 8 vollzählig zur Stelle ist. Die motorisierten Divisionen konnten nur mit geringen Teilen folgen.

Kritische Tage und Nächte sind durchzustehen. Am sechsten Tag wird die Munition bereits knapp. Im Geleit von zehn Panzern, die gerade aus der Werkstatt kommen, gelingt es schliesslich einer Nachschubkolonne, die russischen Sperrlinien mit zweihundertfünfzig Lastkraftwagen zu durchbrechen und Munition sowie Treibstoff und Verpflegung in das Kesselchen zu schleusen. Es ist nicht zu vermeiden, dass einige Wagen in russische Hand fallen. Ununterbrochen kämpfen währenddessen die zurückgebliebenen Teile um den Anschluss. Jeder gewonnene Meter wird gesichert, frische Kräfte werden in die Riegelstellung abgezweigt. Schliesslich ist die Verbindung hergestellt. In den Aufbau des Nordriegels kommt jetzt System. Trotz heftigster Bombenangriffe während der letzten Augustnächte wird er weiter verstärkt. Ein erstes Anstürmen der Russen wird abgewiesen. Die Abwehrstellung steht.

Schon mehrere Tage vorher ist die 4. Panzerarmee mit dem XXXXVIII. Panzerkorps über den unteren Don gegangen und von Süden bis zum Zaza-See vorgestossen. Sie hat den Auftrag, über Beketowka in Stalingrad-Süd einzudringen. Nach harten Kämpfen um die Höhe 118, die zu erheblichen Panzerverlusten für die 14. und 24. Panzerdivision führen, bleibt das Korps 8 Kilometer vor Krasnoarmeisk hängen. Starke russische Kräfte und ein 2 bis 3 Kilometer tiefer Minengürtel bringen die Panzerwalze zum Stehen. Nun wird umdisponiert. Eine Sicherungslinie wird aufgebaut, und die Masse des Korps rollt in der Nacht vom 26. zum 27. August ab. Sie schwenkt über den Axai-Abschnitt und stösst von Süden nach Stalingrad. In den ersten Septembertagen sehen die Panzerfahrer die Silhouette der Stadt vor sich.

Gefangene sind während der verflorenen Sommerwochen selten gemacht worden. Nur einmal stiegen die Zahlen: bei Kalatsch. Sie halten jedoch keinen Vergleich mit den Ziffern des Vorjahres aus. Hat sich der Russe planmässig abgesetzt? Aber das soll uns egal sein. Das Ziel ist ja diesmal nicht die Vernichtung von Armeen, sondern ein

bestimmter Punkt auf der Landkarte, das Wolganknie. Die deutsche Flut wälzt sich in riesigen Staubwolken gegen die Stadt. Fahrzeuge, Panzer, Radfahrer, Reiter, Marschierer – alle haben dasselbe Ziel. Sie müssten in ihrer Gesamtheit ausreichen, den Erfolg in kurzer Zeit zu erzwingen. Nur Gerüchte sprechen dagegen: Tag und Nacht soll vor und in der Stadt geschantzt werden. Und in den Kellergewölben richte man Lazarette ein. Das mag sein. Aber was darüber hinausgeht, gehört wohl ins Reich der Fabel. Denn dass die Häuser als Bunker ausgebaut werden und jede Fensterluke ihre Aufgabe erhält, erscheint reichlich übertrieben. Diese Gerüchte werden verstummen, sobald unsere Regimenter zum grossen Sturm antreten.

Es ist nicht das erste Mal, dass sich in dieser Ecke Russlands eine Entscheidungsschlacht grössten Ausmasses anbahnt. Davon wissen allerdings nur wenige. Mir war es auch neu, als ich bei einem Gespräch mit den Dolmetschern davon erfuhr, dass hier bei Zarizyn – so hiess die Stadt damals noch – die roten Bataillone über die Weissen gesiegt haben. Hier ist damals allerhand losgewesen, und einer der Dolmetscher meinte, wenn auch nur noch ein paar der alten Zarizynyer lebten, könnten wir uns auf etwas gefasst machen.

Division auf Division marschiert gegen Stalingrad. Von Südwesten vorstossende Keile dringen in den Südteil der Stadt ein. Die Mitte wird in tagelangen Kämpfen von Westen her auf gebrochen. Aber zäh, unheimlich zäh ist der Widerstand. Es wird nicht um Strassen und Häuserzüge gekämpft. Nein, der Kampf geht um Kellerlöcher, um einzelne Treppenstufen. Tagelang wird um einen Lichtschacht gerungen. Handgranaten fliegen von Zimmer zu Zimmer. Wenn man schon glaubt, das nächste Stockwerk fest in der Hand zu haben, erhält der Gegner über die brennenden Dächer Verstärkung, und der Nahkampf beginnt von Neuem. Artillerie und Kampfgeschwader zertümmern die Stadt, ein pausenloses Trommelfeuer liegt auf Wohnvierteln und Betrieben. Fünfzig deutsche Soldaten stürmen das nächste Haus. Nach Stunden ist es genommen, aber zwanzig sind tot. Zwei Häuser weiter, und der letzte Lebende schreit röchelnd um Hil-

fe. Ja, Stalingrad frisst Menschen. Jeder Meter kostet Tote. Frische Bataillone werden in den Kampf geworfen, und am nächsten Tag haben sie die Stärke von Zügen. Langsam, ganz langsam nagen sich die Divisionen über Trümmer und Schutthalden vorwärts. An vielen Stellen wird die Wolga erreicht.

Aber die Soldaten, die sich mit letzter Kraft an die stehengebliebenen Fassaden klammern, haben Mühe, die schwer erkämpften Positionen zu halten. Man verschiebt und verbessert, aber zum entscheidenden Sturm fehlt die Kraft. Ersatz, Ersatz und nochmals Ersatz! Kommandeure schreiben und werden persönlich vorstellig. Aber es ist nichts da. Man muss warten. Und während dieser Zeit baut der Gegner seine Stellungen weiter aus.

Drei Viertel der Stadt sind in deutscher Hand. Die restlichen Verteidigungsstellungen, darin das Fabrikgelände, sind im Halbkreis umfasst. Die Flussübergänge, welche diese Stadtteile mit dem jenseitigen Wolgaufer verbinden, liegen unter Feuer.

Trotzdem gelingt es dem Gegner, wenn auch unter grossen Verlusten, neue Kräfte heranzuführen und damit seine Verteidigung zu stärken. Die 6. Armee ist nicht mehr in der Lage, frische Verbände von anderen Abschnitten abzuziehen und sie an die Wolga zu werfen. Wohin man auch blickt, stehen die Flankendivisionen im heftigsten Abwehrkampf gegen die unentwegt angreifenden Russen. Die ersten Marschbataillone treffen ein. Frisch aus dem Zug werden sie ins Gefecht geworfen. Tropfen auf den heissen Stein. Der zermürbende Kampf geht weiter.

Nachdem es der Roten Armee gelungen war, im äussersten Donbogen bei Serafimowitsch einen Brückenkopf zu bilden, hatte der Divisionskommandeur befohlen, die Front mit allen verfügbaren und verfügbar zu machenden Kräften auszubügeln. Einer meiner besten Offiziere, der seit Kriegsbeginn zum Bataillon gehörte, Oberleutnant Kiel, war mit seiner Kompanie in die Angriffsgruppe eingegliedert worden. Sie wurde in einem Kusselgelände nahezu aufgerieben, Kompaniechef und zwei Züge kehrten nicht mehr zurück. «Gefallen» und «vermisst» wurde vom Hauptfeldwebel hinter ihre Namen ge-

schrieben. Dieser Schlag traf mich besonders schwer, da es sich um die Einheit handelte, die ich zweieinhalb Jahre lang selbst als Kompaniechef geführt hatte.

Mein Adjutant ruft mich ein paar Tage später an den Apparat. Der General will mich sprechen.

«Der Russe ist links von uns durchgebrochen. Genaue Nachrichten liegen noch nicht vor. Ich rechne damit, dass er bis Kalmykowski durchstossen wird. Für uns bedeutet das eine offene Flanke. Sie müssen heute Nacht dieses Loch mit Minen zumachen.»

Ich überschlage in Gedanken, was ich brauche.

«Herr General, das wird kaum möglich sein, weil uns dazu einfach die Minen fehlen.»

«Na, Sie verstehen schon, die wichtigsten Stellen müssen gesperrt werden. Ich überlasse Ihnen alles Nähere.»

Der hat gut reden, der sitzt hinten. Vorn sehen wir ihn nur selten, und wenn er anruft, gibt er Befehle, die unsere Kräfte übersteigen. Befehle, die fast immer neue Lücken reißen.

«Herr General, meine besten Unteroffiziere und Minenspezialisten sind ausgefallen. Ich stehe mit leeren Händen da.»

«In Zukunft wird das wieder besser. Nun lassen Sie uns heute nicht aufplatzen, mein Lieber!»

Walter Fiereck, mein Adjutant, der mitgehört hat, sieht mich unsicher an. Ich zucke die Achseln. Zunächst muss ich Klarheit haben. Telefongespräche kreuz und quer ergeben ein erschreckendes Bild. Unser linker Nachbar, die italienische Division Celere, hat entweder nicht aufgepasst, oder der feindliche Druck war so heftig, dass es uns an ihrer Stelle ähnlich ergangen wäre. Jedenfalls sind starke Kräfte des Gegners in die Linien der vorderen Kompanien eingebrochen und haben eine regelrechte Panik erzeugt. Im Augenblick ist noch gar nicht abzusehen, wo die Absetzbewegung zum Stehen gebracht werden kann. Für unsere Division ist die Lage tatsächlich mehr als ernst. Fiereck und ich überlegen, wie wir den Einsatz befehlen sollen. Ein paar hundert Minen sind noch da, die werden fürs erste reichen. Aber die Pioniere! Die Soldaten, mit denen ich vor drei Jahren ausgezogen bin, liegen auf den Schlachtfeldern Europas. Der Rest lässt sich an den Fingern herzählen. Überall neue Gesichter, Männer, die gerade

gelernt haben, eine Tellermine gegen Panzer von einer Mine gegen Infanterie zu unterscheiden, von den Druck-, Zug- und Zerschneidezündern gar nicht zu reden. Aber in unserer Armee ist das überall so. Fiereck macht ein verzweifertes Gesicht. Der Schweiss steht ihm auf der Stirn. Schliesslich legen wir den Plan fest. Mit Anbruch der Dunkelheit werden die Kompanien sperrtruppweise abrücken und die Stellen abriegeln, die sich für einen Panzerangriff anbieten. Den Feldwebel Rath bestelle ich mir persönlich. Er ist der Zugführer des letzten Zuges meiner alten Kompanie, er ist ein alter Minenhase, von dem ich weiss, dass er seinen Kram versteht. Er soll den gefährdetsten Punkt übernehmen. Dann wird es klappen.

Fünf Stunden später.

Ich spreche gerade beim Schein eines riesigen Steppenbrandes mit einem Unteroffizier, der mir eine schriftliche Meldung übergeben hat, da bringt ein ungeheurer Schlag den Raum zum Beben. Eine heisse Luftwelle drückt uns mit elementarer Wucht mehrere Schritte zurück. Vorn scheint etwas passiert zu sein. Aber was? Ich springe in den Kübelwagen und jage quer durch die Steppe. Die bengalische Beleuchtung durch den Brand der dünnen Gräser begünstigt das Tempo. Ich überlege. Es kann sich nur um den Sperrtrupp Rath handeln. In meiner Unruhe stelle ich mich auf das Trittbrett, um den Fahrer zu noch grösserer Geschwindigkeit zu veranlassen. Ein führerloses Pferdewagen rast an mir vorbei, die Zügel schleifen hinterher. Ein Schatten stürzt von rechts auf den Kraftwagen zu.

«Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!»

Es ist der Fahrer des durchgegangenen Gespanns. Mit fliegendem Atem berichtet er.

«Ich hab' zweiundvierzig Minen an die Wegkreuzung da vorn gefahren. Feldwebel Rath hat sie abgeladen. Dann haben sie die Minen aufgenommen, fast jeder zwei, eine rechts und eine links. Im Gänsemarsch sind sie abgerückt, ziemlich eng aufgeschlossen. Ich konnte das genau erkennen, da der ganze Zug auf das Feuer zuing. Ich wollte gerade abfahren, da tut es einen Schlag, wie ich meinen Lebttag keinen gehört hab'. Die Pferde rasen los, und ich hinterher. Mehr weiss ich nicht, Herr Hauptmann.»

Ich lasse ihn stehen und fahre weiter. Hier ist die Wegkreuzung. Ich springe ab und gehe der Spur nach, die in dem hohen Gras deutlich zu erkennen ist. Zuerst führt sie auf den Steppenbrand zu, macht dann einen kleinen Bogen nach links, um schliesslich vor dem Feuer zu landen. Richtig, hier in dieser Mulde sollten die Minen verlegt werden. Ich mache mich klein, um für den Gegner vor dem brennenden Gras nicht sichtbar zu werden, und husche weiter. Da hört die Spur auf. Ein breites ausgebranntes Rechteck liegt vor mir. Ich rufe. Keine Antwort. Nichts regt sich. Im Sprung jage ich über die unheimliche Stelle hinweg. Keine Spur führt weiter. Ich suche, ich laufe hin und her. Nichts, gar nichts! Schliesslich suche ich die nähere Umgebung ab. Und da finde ich die Überreste des Zuges Rath: Tuchfetzen und ein paar abgerissene Körperteile. Sonst nichts. Eiskalt überläuft es mich. Das kann doch nicht sein. Die sechsundzwanzig Mann können doch nicht einfach vom Erdboden verschwinden, einfach weg sein für immer! Ich habe doch eben noch mit dem Feldwebel Rath gesprochen und auch mit dem Gefreiten Bornemann. Sie waren wie immer. Sie überlegten und fluchten. Und jetzt bringen sie, die vor wenigen Stunden vor mir standen, Trauer in Häuser und Herzen.

Ihre letzten Briefe werden noch gar nicht abgegangen sein. Wenn sie daheim ankommen und die Empfänger sich freuen, wird hier bei uns nur noch selten jemand an den Zug Rath denken, andere Sorgen werden dann grösser sein. Und in Deutschland wird morgen und übermorgen noch so mancher vor dem Briefbogen sitzen und mit dem einen und anderen plaudern, ohne zu wissen, dass er tot ist. Für die Heimat leben sie alle noch. Tot sind sie jetzt erst für uns. Genau genommen: für mich allein. Ich muss die Nachricht den anderen zurückbringen. Und ich muss auch veranlassen, dass die Angehörigen davon erfahren. Einige Briefe werde ich wohl selbst schreiben müssen. Aber was soll ich zum Beispiel der Frau Bornemann sagen? Es genügt doch nicht, nur vom Heldentum ihres Mannes zu reden oder einige Sätze über Führer, Volk und Reich zu schreiben. Die Frau will wissen, wie ihr Mann gefallen ist, und vor allen Dingen, wofür er sein Leben lassen musste. Was schreibe ich ihr?

Ich kann ihr doch nicht die Wahrheit über die Todesursache mitteilen, sonst würde ihr die Detonation zeitlebens in den Ohren klingen. Ich muss lügen wie schon so oft in diesem Krieg.

So ist das. Wir halten Tag für Tag den Kopf hin, und wenn einer fällt, dann machen wir uns und anderen etwas vor. Bisher bin ich über Einzelfälle immer hinweggekommen. Ein Tod, ein Brief und ein Kreuz sind noch zu ertragen. Aber hier handelt es sich um einen vollen Zug. Um sechszwanzigfachen Tod. Also auch um sechszwanzigfache Lüge. Da gibt es ein Erschrecken, einen Riss im Vorhang, die alten Vorschriften der Regie reichen nicht mehr aus. Sie werden einfach nicht mehr anerkannt, weil ich von drei ganzen Gruppen Abschied nehmen muss. Vielleicht wäre es besser, wenn die Briefe an die Angehörigen weiter hinten geschrieben werden müssten. Vom General, der mir noch vor ein paar Stunden die Bedenken zerstreute. «In Zukunft wird das wieder besser.» Aber der hat den Rath nicht gekannt und auch nicht den Bornemann. Den interessierte nur das Loch, das wir schließen sollten.

Ich bin wieder beim Wagen, er bringt mich zurück zum Gefechtsstand. Auf der Fahrt fällt kein Wort. Auch Toni, der Fahrer, schweigt. Aber in mir arbeitet es weiter. Allmählich kann ich mir den Ablauf des Geschehens rekonstruieren. Rath muss mit seinen fünfundzwanzig Mann sehr dicht aufgeschlossen abgezogen sein. Vor dem Steppenbrand ist der Zug dann ins Blickfeld der russischen Linien gekommen. Ein Granatwerfereinschlag, Volltreffer, eine Mine detoniert. Und schon war das Unglück da. Durch Detonationsübertragung müssen alle zweiundvierzig Tellerminen auf einen Schlag hochgegangen sein. In kleinste Teilchen zerrissen, ist so der gesamte Zug vom Erdboden verschwunden.

Die Suchaktion am nächsten Morgen bringt keine neuen Ergebnisse. Die Briefe werden geschrieben. Sie unterscheiden sich nicht von den bisher verfassten. Grosse Worte werden aneinandergereiht, hinter denen sich die Wahrheit verbirgt. Wieder ist jeder ein tapferer Soldat gewesen, wieder hat jeder geglaubt, für die beste Sache der Welt zu kämpfen. Die? Detonation bleibt unerwähnt, und auch vom Tod der anderen schreibe ich nichts.

Das werden die Mütter noch zeitig genug erfahren. Was werden sie sagen, wenn ihnen der nächste Urlauber erzählt, wie ihre Söhne zugrunde gegangen sind?

Zwei Tage später stehen wir auf dem Soldatenfriedhof von Werchny Fominski. Sechszwanzig Gräber liegen vor uns, über jedem ein Kreuz mit Namen und Datum. Die Angehörigen werden ein Bild erhalten und glauben, dass ihr Sohn hier zur ewigen Ruhe gebettet ist. Nur wir wissen, dass die Gräber leer sind, dass alle sechszwanzig nur einzelne Teile von zusammen vielleicht fünf Mann einschliessen. So hat im Verlauf von wenigen Tagen eine ganze Kompanie aufgehört zu existieren. Neue Soldaten kommen und versuchen, die Lücken zu schliessen. Aber Kiel, Rath und Bornemann sind nicht zu ersetzen. Dazu lässt uns der Russe gar keine Zeit.

Der Kreis der Alten wird täglich kleiner. Jahrelang sind wir im Marschschritt durch Europa gezogen und müssen nun erleben, wie einer nach dem andern von uns geht. Wer weiss, wen es morgen erwischt? Der Krieg hier unterscheidet sich von dem, was wir vorher erlebt haben. Wie soll das weitergehen? «In Zukunft wird das wieder besser», krächte der General am Telefon. Der weiss nicht, was hier vorn gespielt wird. Am besten sind die sechszwanzig dran. Die haben's hinter sich und haben sich nicht lange quälen müssen. Ein Kopfschuss wäre das Beste. Aber wohin verrenne ich mich da? Nein, nicht unterkriegen lassen!

Wir wollen doch noch leben, wir werden zu Hause erwartet. Weshalb nehmen wir denn Deckung? Warum verkralten wir uns in die Erde, wenn die schweren Brocken um uns einschlagen? Warum springen wir in die Trichter? Gerade mittet) in der Gefahr, wenn der Tod mit dem Auslöschen droht, steht der Trotz auf, der Wille zu leben. Wir müssen nach Hause kommen, wir wollen noch etwas vom Leben haben. Wir wollen doch zurück in die Arme der Frau oder der Braut. Alles andere ist für uns nur Verzierung, Schnörkelei und überflüssiges Gerede, das man auf die Leser von Romanen beschränken sollte.

Kommandeure, Ia und Ib blicken immer sorgenvoller in die Zukunft. Unsere Division ist verbraucht, sie muss im Hinterland aufgefrischt

werden. In dieser Ansicht stimmen alle überein. In kleinem Kreis geäußert, wird sie Allgemeingut der Soldaten. Gerüchte schwirren von Dorf zu Dorf, von Stellung zu Stellung. Die einen sprechen von einer Ruhezeit in Belgorod, die andern von einer Verlegung nach Südfrankreich. Auf direkte Fragen erhalte ich vom General Antworten, denen gegenüber die Sprüche der Pythia im Apollotempel zu Delphi kristallene Klarheiten waren. Die Ungewissheit triumphiert, Spekulationen aller Art sind Tür und Tor geöffnet. Mitten in diese Vielfalt der Zukunftsidee platzen die Vorkommandos rumänischer Truppenteile. Sie berichten von einer ganzen Armee, die von Süden anrückt. Kavalkaden sollen bereits durch die Südukraine jagen, Kolonnen nur noch fünf Tagesmärsche entfernt sein. Das Rätsel ist damit gelöst. Die Sphinx hört auf zu lächeln, sie spricht das entscheidende Wort: Ablösung! Abschnitte, Stützpunkte und Sperren werden örtlich und im Plan übergeben, Tag und Nacht finden Einweisungen statt. Noch zwei bis drei Tage, dann ist es soweit, dann wird der letzte Soldat unserer Division herausgezogen.

21. September. Ich spreche mit dem Ia. Er zeigt mir auf seiner Lagenkarte die Entwicklung der Dinge im Nachbarabschnitt. Eine von Nordwesten eingetroffene Panzerabteilung fährt in diesen Tagen als Feuerwehr vor der Front dèr Italiener kreuz und quer. Der Oberstleutnant schmunzelt.

«In einem Tag ist alles wieder allright, dann haben wir eine Sorge weniger. Paar Tage weiter – und die ganze Front geht uns nichts mehr an. Mensch, da fällt mir was ein. Gehn Sie mal rüber zum General, Sie haben besonderes Glück!»

Eine Viertelstunde später sitze ich lachend in meinem Kübel. Urlaubsschein, Platzkarte und Fahrbefehl nach Charkow liegen in meinem Kartenbrett. Bereits übermorgen werde ich mich abmelden, obwohl der fällige Urlaubszug erst am 2. Oktober fährt. Vielleicht nimmt mich ein Flugzeug mit, dann kann ich mehrere Reisetage sparen. Meine Gedanken fliegen nach Deutschland voraus, wo jemand auf mich wartet. Wie wird sich meine Frau freuen! Schon wenn sie meine Stimme in wenigen Tagen am Telefon hört!

URLAUB VOM DON

Während die Donfront täglichen Belastungsproben ausgesetzt ist und die Donner der Schlacht Hunderte von Kilometern weiter ostwärts durch die Häuserviertel von Stalingrad hallen, fahre ich auf staubigen Strassen nach Westen. Rechts und links dehnt sich die Landschaft. Frauen und Mädchen bestellen die Felder. Ab und zu müssen wir unsere Geschwindigkeit herabmindern und scharf rechts fahren. Kolonnen kommen uns entgegen, Rumänen, frische, kräftige Gestalten, denen man aber vom Gesicht ablesen kann, dass sie sich ihre Marschrichtung nicht selbst ausgesucht haben. Das Pferdmaterial ist hervorragend, die kräftigen Häuse und die breiten Hinterteile glänzen in der Sonne. Nur die Waffen sind unmodern und für den jetzigen Krieg lediglich eine moralische Kraft. Die 3,7-cm-Pak, die hier nach Osten rollt, gehörte eigentlich ins Museum. Schon bei der ersten Winteroffensive hat sie versagt und ist von den sowjetischen Panzern niedergewalzt worden.

Am nächsten Vormittag stehe ich auf dem Flugplatz Charkow-Nord. Idi habe Glück und bekomme für Unteroffizier Emig und mich Platz in einer Kuriermaschine, die nach Winniza fliegt. Erst mal weg, von dort werden wir schon irgendwie weiterkommen. Bei schönstem Wetter steigt unsere Maschine immer höher. Der Rhythmus des Motors erfüllt die Kabine. Unten sehen wir Felder, Wälder, Strassen und Flüsse. Das ist die Ukraine. Vor einem Jahr tobten hier Kämpfe, wir waren mitten darin. Jetzt rollt das Land wie ein Film unter mir ab. Schwarzerde, wohin man sieht. Das ist das Land, das im Lauf der Jahrhunderte immer wieder das Ziel fremder Könige und Machthaber war und den Durchmarsch plündernder Heere erlebte. Blättert man im Buch der Geschichte, so liest man von Griechen, Goten und Hunnen, von Wikingerherzögen, die am Dnepr ihre Burgen bauten, von Batu und der Goldenen Horde, die mehrere Generationen hindurch die Bauern auspresste und sich auf deren Kosten am fremden Herd in

Samt und Seide räckelte. Hier erlebte Karl XII. von Schweden das Ende seines Glücks. Hierher zogen deutsche Truppen schon im ersten Weltkrieg. Pilsudski folgte. Ein reiches Land ist diese Ukraine und eine Weizenkammer grössten Ausmasses. Goebbels soll kürzlich vor einem Kreis von höheren Offizieren über ihren Wert gesprochen haben. Nach den grossen Siegen im Westen habe Deutschland seit 1940 nahezu allein für die Ernährung Europas sorgen müssen. Und da die geplante Neuordnung nicht mit leeren Mägen durchzuführen sei, habe sich die Führung 1941 gezwungen gesehen, die Sowjetunion anzugreifen und die Ukraine zu besetzen.

Wir sind gelandet. Emig greift nach seiner Segeltuchtasche, ich nach meinem Koffer, und schon geht es weiter.

Klein, immer kleiner werden die im Sonnenlicht glitzernden Maschinen auf der Grasnarbe des Flugplatzes. Der Omnibus fährt auf einer schattigen Allee der Ortschaft zu. Winniza, die Stadt der Hauptquartiere, liegt vor uns. Die freundlich blickenden Häuser engen ein Leben ein, dessen Quirlen und Hasten an die Metropolen des Westens erinnern. Wie in Berlin über die Linden, so gleiten hier die Wagen – gross, grösser, am grössten – über das Pflaster der Strassen und sind blind gegen die armseligen Fusslatscher, die den Bürgersteig wechseln. Im Fond der Wagen lehnen höhere Führer der Partei und blicken aus halb geschlossenen Augen hochmütig in das Gewühl. Die neue Uniform unterstreicht die Wichtigkeit ihres Daseins und die Grösse ihrer Aufgaben. Braun und golden, mit übergrossen Adlern bestickt, sitzt sie mit letztem Schick auf den gutgenährten Leibern. Frontoffiziere, die hager durch die Strassen pendeln, bis der nächste Zug sie in den Urlaub fährt, werden nicht beachtet, geschweige gegrüsst. Wir denken auch nicht daran. Mehr als einmal begleitet ein frommer Wunsch diese braungoldenen Helden.

Zu zweit und zu dritt begegnen uns stramme Soldaten des andern Geschlechts, Amazonen im Blaugrau der Nachrichtenhelferinnen, das Krätzchen flott auf den Lockenkopf gedrückt. Sie scheinen das unvermeidliche Pendant der Etappenbeamten zu sein, werfen aber doch ab und zu ein Auge auf uns. Aber wir werden zu Hause erwartet.

Im Hauptquartier treffe ich einen alten Freund, Hauptmann Romminger. Als ich eine der vielen Türen öffne, steht er plötzlich vor mir, etwas grösser als ich, das blonde Haar gescheitelt und das kräftige Kinn leicht nach vorn geschoben. Wie früher. Selbst die grossen, klirrenden Sporen fehlen nicht an seinen Stiefeln. Die hat er wohl schon als Junge auf dem väterlichen Gutshof getragen. Vor Jahren lagen wir in derselben Garnison. Wir standen auf demselben Kasernenhof und ritten gemeinsam aus. Einer brachte den andern nach Hause, wenn der Wein zu gut geschmeckt hatte. Doch das ist lange her. In Belgien schwer verwundet, eine Prothese im rechten Rockärmel, ist Romminger jetzt Adjutant bei einem der Kommandanten. Wie ich höre, verlässt jede Nacht ein Kurierzug Winniza, der ohne Halt sechsendreissig Stunden später Berlin erreicht. Ein Schlafwagenplatz wandert in meine Brusttasche. Romminger macht seinen Laden zu und meint: «So, jetzt darf ich dich in unser Kasino bitten. Du wirst gewiss Hunger haben!*

Er nimmt mich unter den Arm. Nach wenigen Schritten erreichen wir unser Ziel, einen mittelgrossen Raum mit bequemen Sesseln, weissgedeckten Tischen und geschmackvoller Dekoration. Zwei Tische sind besetzt. Offiziere mit hohen Dienstgraden und nichtssagenden Alltagsgesichtern wenden sich von ihren Getränken ab, die in flachen Schalen schillern, und begrüessen mich, nicht ohne einen kritischen Blick auf meine Uniform zu werfen.

«Komm, wir setzen uns hier in die Ecke. Lass dir um Himmels willen nicht von diesen Leuten da imponieren! Die kochen auch nur mit Wasser. Ein Teil von ihnen ist hier nur anwesend, weil sie einen Vetter bei der SS haben.»

«Ist so was bei euch ausschlaggebend?»

«Und ob! Du würdest staunen, wenn du hinter die Kulissen gucktest. Du kennst doch die Pflichten des deutschen Soldaten. Es ist auch hier dabei geblieben: Charakter, Leistung und Protektion bestimmen seinen Weg und Wert.»

Eine Ordonnanz bringt zwei Benediktiner. Sie machen den richtigen Appetit. Ein Essen mit allem Drum und Dran schliesst sich an. Der Urlaub beginnt gut. Nun noch eine anständige Brasil. Romminger spricht dabei über seinen Dienst als Adjutant.

Er betrachtet seine Tätigkeit mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Auf der einen Seite findet er es sehr schön, die Dinge hier im grossen Rahmen zu sehen und in ziemlich viel Einblick zu erhalten. Andererseits bedrückt es ihn, mehr oder weniger untätig herum-sitzen zu müssen. Und dann fallen Worte, die ich im Hauptquartier am allerwenigsten erwartet hätte. Romminger fühlt sich hier als Aus-senseiter und hat sich seine eigene Meinung gebildet. Er hat sich da-bei wenig von Erfolgen beeindrucken lassen und gibt schon gar nichts auf das, was Rundfunk und Presse davon berichten. Er weiss gewiss, mit welchen Verlusten unser Vormarsch bezahlt werden musste. Vielleicht hat er sich auch Gewissheit darüber verschafft, dass diese Verluste nie mehr ausgeglichen werden können. Und so entlädt sich sein Zorn gegen alle, die so tun, als spiele das alles keine Rolle, als sei das unwesentlich. Halders Entlassung, die gerade heute bekannt geworden ist, führt er darauf zurück, dass sich diese Leute durchset-zen.

Wer sein Nachfolger wird, weiss Romminger noch nicht. Wahr-scheinlich ein Ja- und Amensager, ein Karrieremacher voll Schwung und Optimismus, der den hochfliegenden Plänen seines Führers be-denkenlos zustimmt. Trotzdem glaubt mein Gesprächspartner noch an den Sieg. Seine Meinung ist, kurz gesagt, folgende:

In ein paar Monaten ist der Krieg aus. Wenn er allerdings länger dau-ert, wird es bergab gehen. Die Zeit arbeitet nicht mehr für uns. Und doch tut die Propaganda so, als sei alles noch wie früher, als hätte es den letzten Winter nicht gegeben, als hätten wir die Wolga längst ab-geschnitten.

Romminger macht mich darauf aufmerksam, dass immer mehr auf dem Genie Hitlers herumgeritten werde, dass alle Dienststellen und Führungsorgane immer mehr mit Leuten durchsetzt werden, die ihm bedingungslos ergeben sind. Das erscheint ihm bedenklich.

Ich muss Romminger zustimmen. Ich habe es miterlebt, wie Einzelne mundtot gemacht wurden, wie man Hitler nachlief, wie der Erfolg schlechthin zum Gradmesser für Gut und Böse wurde. Eigene Gedan-ken, eigene Meinungen und eigenes Empfinden sind längst überflüs-

sig geworden. Er denkt und handelt für alle. Geht etwas schief, dann macht sich niemand mehr Gedanken über die Ursachen, weder Offizier noch Mann. Hitler denkt und handelt eben auch für sie.

Rommingers Worte haben mich ernüchtert. Das ist so, du marschierst jahrelang, hältst deinen Kopf hin, siehst neben dir andere fallen und denkst, es ist für Deutschland. Kriegst keinen Ersatz und siehst hier haufenweise Leute, die nie vorn gewesen sind. Die geben den Ton an, die lassen uns marschieren. Man dürfte uns eigentlich gar nicht auf Urlaub fahrenlassen. Wer das hier gesehen hat, wer gehört hat, wie hier entschieden wird, kommt angeknackt wieder nach vorn. Hier wird gelenkt ohne Rücksicht auf Lehren und Erfahrungen vergangener Feldzüge. Wir baden es aus. Mein Gott, ich bin noch gar nicht zu Hause und möchte schon umkehren!

Unsere lebhaft gewordene Unterhaltung wird unterbrochen. In der Tür steht ein General. Graues Haar, schlanke Erscheinung. «Mein Alter», sagt Romminger und springt auf.

«Bleiben Sie sitzen,» Romminger. Sie haben Besuch von der Front?» Der General kommt an unseren Tisch und nimmt Platz. Ein Gespräch beginnt, vorsichtig und bewusst neutral geführt. Romminger, der eben noch seine Bedenken dargelegt hat, wird gezwungen ruhig und sachlich. In ihm brodelt es aber weiter. Auch der General ist bewegt. Die Verabschiedung Halders scheint allen gehörig in die Glieder gefahren zu sein. Leise Anklagen fließen in die Unterhaltung, um gleich darauf wieder verwischt zu werden. Man hat den Eindruck, dass keiner dem anderen traut und einen unsichtbaren Zuhörer fürchtet.

Der Kasinoraum füllt sich ständig. Es ist Essenszeit. Türen gehen auf und zu, Stühle und Tische werden gerückt, Teller klappern, Messer und Gabeln klirren. An unserem Tisch nimmt ein Oberstarzt Platz. Er schaltet sich in unser Gespräch ein und berichtet von einem Abteilungsleiter, den er eben dienstlich aufgesucht habe.

«Stellen Sie sich vor, wir sitzen uns am Schreibtisch gegenüber. Er rückt im Lauf der Unterhaltung von vielem ab, was im Augenblick

geboden wird. Vor allem gefällt ihm Halders Entlassung nicht. Da klingelt es. Er wird zum Vortrag befohlen. Und da macht mein guter Oberst eine Wendung um hundertachtzig Grad. Hastig kramt er in seinen Aktenbündeln, stopft seine Ledermappe mit losen Blättern voll, die rot und blau mit Stempeln ‚Geheim‘ und ‚Geheime Kommandosache‘ bedruckt sind. Mit wirren Redensarten komplimentiert er mich hinaus. So wie der sind fast alle. Erst nehmen sie das Maul voll und können nicht genug schimpfen. Aber sobald oben auf den Knopf gedrückt wird, hakt es aus. Eine Art Willenslähmung setzt ein. In Wirklichkeit ist es ganz erbärmliche Feigheit, Angst vor der eigenen Courage. Keiner will sein Pöstchen verlieren.»

Der Oberstarzt ist aber im Grunde genommen auch nur ein Schwadronneur, nichts weiter. Was macht er schon anders als die, die er beschimpft? Morgen wird das Telefon bei ihm klingeln, und dann wird er die Treppen hinunterstürzen. Und wie unterscheiden wir uns von ihm?

Wir sind uns alle gleich. An den Formen stossen wir uns und an Personen, die uns nicht gefallen. Mal ist es Hitler, über den wir reden, aber wahrscheinlich nur, weil er keinen Lehrgang an der Kriegsakademie absolviert hat, mal ist es die SS, die wir ablehnen, weil sie Privilegien hat. Das ist alles. Wie es weitergehen soll, davon ist keine Rede.

Der General hält es wohl für richtiger, sich aus diesem Gespräch herauszuhalten. Er steht auf und bittet mich, ihn in sein Arbeitszimmer zu begleiten. Fünf Minuten später stehe ich mit ihm vor der Lagenkarte. Stalingrad ist hier kein Problem mehr. «In wenigen Tagen wird es fallen.» Zufrieden betrachtet der General die lückenlose blaue Linie, die, eng an den Don geschmiegt, in elegantem Schwung zur Wolga übergreift. Die knallige Farbe des Dons springt aufdringlich ins Auge.

«Na, mein lieber Hauptmann, diesem Winter können wir beruhigt entgegensehen. Diesmal haben wir Stellungen, die keiner überrennen wird. Wo liegen Sie, hier bei Serafimowitsch? Eine starke Stellung muss das sein, nicht wahr? Den Don als breites Hindernis direkt vor der Nase, etwas Besseres können Sie sich gar nicht wünschen.»

Ich erkläre kurz, wie gross der Menschenmangel ist und welche Behelfslösung man am Don gefunden hat.

«Gestatten Herr General noch eine Bemerkung. Die augenblickliche Linie ist nach unserer Erfahrung als Winterstellung nicht geeignet. Ist der Don erst zugefroren, dann steht der Russe eines schönen Morgens mit Panzern und allem, was er will, vor so einem schwach besetzten Stützpunkt, ohne dass es vorher bemerkt wird. Ich sehe darin eine ernste Gefahr.»

Solche Überlegungen scheinen ihm neu zu sein. Offensichtlich rechnet er noch mit Stärken, wie wir sie schon lange nicht mehr haben. Hier finde ich Rommingers Zweifel, denen ich anfangs skeptisch gegenüberstand, bestätigt. Kümmert man sich denn überhaupt nicht um die Lagemeldungen und die Berichte, die wir täglich an den Divisionsstab geben? Und von dort werden sie doch weitergeleitet. Also müssten sie auch hier einmal auf den Tisch flattern. Aber das ist offensichtlich nicht der Fall. Wird das, was wir zu sagen haben, etwa unterwegs gestrichen? Von wem? Gibt es keine Generale mehr, die real berichten?

Um Mitternacht sitze ich im Kurierzug Winniza-Berlin. Er setzt sich aus zwei Schlafwagen und einem Speisewagen zusammen. Die Plätze sind von Generalen, Generalstabsoffizieren, SS-Führern, Parteigrößen, Intendanten, Sonderführern, Kriegsgerichtsräten und Beamten aller Schattierungen belegt. Man sieht den Herren das gute Leben in der Etappe an. Nur vereinzelt taucht das Gesicht eines Frontsoldaten auf. Diese Offiziere kommen von der Berichterstattung im Hauptquartier oder haben wie ich den schnellsten Weg in den Urlaub gesucht und gefunden. Ich habe mit einem Panzeroberst, der nach dem Westen versetzt ist, gemeinsam ein Abteil. Zu mehr als einer kurzen Begrüssung kommt es jedoch nicht, wir sind zu müde. Und während der Zug durch die russischen Wälder rattert, ohne einmal zu halten, schlafen wir der Heimat entgegen.

Wie neugeboren fühle ich mich am nächsten Morgen. Endlich einmal ausgeschlafen! Zusammen mit meinem Schlafgenossen schlendere ich durch den Seitengang zum Speisewagen. Da fährt mich plötzlich eine Stimme an.

«Können Sie nicht grüssen?»

Ich drehe mich zur Seite. Im Türrahmen steht ein junger Mann mit hochmütigem Gesicht. Beinahe nehme ich die Hacken zusammen, denn ich bemerke mit Erstaunen, dass er Generalshosen trägt. Doch bei näherem Hinsehen entdecke ich seinen taubenblauen Kragen, weisse Spiegel mit dem Eichenlaub der Generalität. Donnerwetter ja, was es nicht alles gibt! Ein Sonderführer im Generalsrang. Wahrscheinlich einer, der die Ernte statistisch erfasst. Schneidend kommt meine Antwort: «Ich verbitte mir diesen Ton!»

Ohne mich um den verdutzt dreinblickenden Herrn weiter zu kümmern, folge ich dem lächelnden Oberst. Dampfender Kaffee erwartet uns, Weissbrot, Brötchen, Butter, Schinken, Wurst, Eier und Marmelade werden gereicht. Wir bringen den nötigen Appetit mit und geniessen uns nicht, dieses einmalige Generalsfrühstück zu verdrücken. Unsere Stimmung ist glänzend. Dazu lacht draussen die Sonne und verheisst das Beste für den Urlaub. Ungezwungen plaudern wir über Fronterlebnisse und über die grosse militärische Lage.

Am nächsten Tag fährt der Zug pünktlich Bahnhof Friedrichstrasse ein. Frisch, satt und unternehmungslustig trennen wir uns.

Düstere Häuser, Asphalt, Litfasssäulen, Autos huschen vorbei, Männer und Frauen hasten vorwärts, oben rattert die S-Bahn. Wortfetzen werden vom Summen der Stadt aufgesogen, die Massen stauen sich an den Übergängen, rotes Licht, grünes Licht. Rasch über die Strasse, Zentralhotel.

«Wo kann ich telefonieren?»

«Zwischenstock, rechts herum, dann gleich links.»

«Danke.»

Ich melde ein Blitzgespräch an. In zehn Minuten ist es da. Stockend, mit dem Unterton massloser Freude schlägt die ferne Stimme an mein Ohr.

«Also in fünf Stunden am Hauptbahnhof Breslau.»

Nach Stunden, die schleichen und zu Ewigkeiten werden, nimmt mich aufgelöste Freude in ihre Arme. Die Monate des Wartens und der Schmerz der Trennung sind vergessen. Die Gegenwart, das Le-

ben, begrüsst mich mit lachendem Mund und will mir die alte schöne Welt schenken. Da geht nun wirklich und tatsächlich meine Frau mädchenhaft neben mir und drückt leise meinen Arm. Ich bin wie benommen. Sie nicht minder.

Das Glück, mich neben sich zu haben, steht in ihrem Gesicht, alle paar Meter trifft mich ein Seitenblick aus strahlenden Augen. Ja, es ist wahr, ich bin bei dir. Es ist kein Traum. Nur die Worte fallen spärlich. Ich bin durch den Krieg so rau und grob geworden, dass ich Angst bekomme, ich könnte etwas zertreten, was mir bisher noch geblieben ist, das letzte Stückchen Glück und Wärme. Auch meine Frau scheint zu fühlen, dass die scharfen Konturen einer harten Wirklichkeit in dieser Stunde des Wiedersehens nichts zu suchen haben. Ich bin ihr dankbar, dass alle Fragen ausbleiben. Was sollte ich auch antworten? Ich kann ihr doch nicht schon heute erzählen, dass Feldwebel Rath mit seinem ganzen Zug gefallen ist, buchstäblich auf einen Schlag. Dann würden die Schatten der sechszwanzig Kreuze drei Wochen lang zwischen uns stehen, und ich wäre selbst nur ein Toter auf Urlaub, der bereits die Grabeskälte von Werchny Fominski ausstrahlt. Nein, es muss auch Dinge geben, die unausgesprochen bleiben. Die wenigen Tage, die uns geschenkt sind, werden schnell vorbei sein. Und dann muss ich wieder hinaus. Dahin, wo schon ein ganz, ganz kleiner Splitter ein Wiederkommen zerschlagen kann. Deshalb ist es besser, stumme Zwiesprache zu halten und dieses vielleicht letzte Zusammensein nicht durch unbedachte Worte zu verderben. Es bleibt zwar ein Schleier zwischen uns. Aber es ist ein wärmer Schleier, wenn ich an die kalten Ecken und Kanten der Waffen und Minen denke.

Ich wache auf. Wo steckt mein Adjutant? Ob die 2. Kompanie rechtzeitig eingetroffen ist? Die Sonne wirft ihre Strahlen schon schräg durch die Fenster. Was ist das für ein Zimmer? Wo bin ich eigentlich? Ich sehe mich um. Ja, richtig, ich bin in Urlaub. In Breslau, im Nordhotel. Wohlig strecke ich mich. Meine Frau schläft noch. Regelmässig geht ihr Atem. Es ist dasselbe Gesicht wie vor Jahren. Aber es ist mir fast fremd. Ein anderer Mensch liegt da neben mir. Er sieht zwar meiner Frau täuschend ähnlich, keine Frage, aufs Haar

genau. Aber sie kann es nicht sein. Ich habe kein Verhältnis zu ihr. Mir wird kalt. Das kann doch nicht sein. Gestern, noch vor wenigen Stunden war sie es. Und jetzt? Bin ich denn irre? Da liegen Kleider, Koffer, da hängen Bilder und Sprüche, da stehen Möbelstücke. Alles gehört in dieses Zimmer. Nur ich und meine Uniform, wir passen nicht hierher, ich fühle mich plötzlich als Eindringling, ungebeten, fehlgeleitet, abgelehnt, als Fremder, dem man die Tür weist. «Was hast du denn?» Zwei Augen blicken mich angstvoll an, Augen, die mir mit ihrer Wärme wohl tun. Die mich einfangen und mir bekannt sind. Das ist meine Frau. Ja, sie ist bei mir. Dazu schwingt ihre Stimme in mir nach. Und da bin ich wieder zu Hause. Der Alp weicht. In den Nachmittagsstunden schlendern wir durch die Strassen der alten Stadt. Umschauen möchte ich mich, möglichst viel sehen und in mir aufnehmen. Wer weiss, wann ich das nächste Mal in Urlaub fahren kann. Hier war mein täglicher Schulweg, dort in dem Kaffeehaus sass ich mit meiner ersten Liebe. Eine bunte und frohe Zeit war das damals. Jeder Strassenzug haftet in meinem Gedächtnis. Dieses Haus und das da, manches Stückchen Bürgersteig, fast jede Ecke hat eine besondere Vergangenheit für mich. Die Erinnerung zieht Fäden quer durch das Gewirr ohne Rücksicht auf die Hauptverkehrszeit. Ich blicke hierhin und dorthin. Aber kalt und verschlossen stehen die grauen Quaderblöcke da.

Da schlägt eine Tür zu. Ganz weit hinten fällt eine Fensterscheibe auf die Strasse, ich drücke mich fester an meine Frau. «Menschenskind, hast du dich verändert!»

Ein Schulkamerad spricht mich an. Er fragt: «Wie geht's denn?» und wartet nicht erst auf Antwort. Munter sprudeln seine Worte.

«Ich wollte auch zur Wehrmacht. Leider unabkömmlich, man lässt mich nicht los. Die Wirtschaft braucht ihre Männer. So muss man sich eben abfinden. Euch beneide ich richtig, die ihr draussen steht. Das ist ein Erlebnis, was? Das vergisst man nicht. Wir beide würden uns verstehen, wenn der Angriff rollt. Meinst du nicht auch, altes Haus?»

Ich meine gar nichts. Ich höre gar nicht zu. Mensch, möchte ich sagen, lass mich zufrieden! Mit dir möchte ich nichts zu tun haben. Bleib, wo du bist. Dich könnte ich nirgends gebrauchen. Lern die Zeitungsspalten über Heldentum weiter auswendig, aber verschon mich damit! Ich höre, wie meine Frau sagt, wir hätten leider keine Zeit, wir wären eingeladen oder so was Ähnliches. Dann gehen wir weiter.

Nach wenigen Tagen in Breslau fahren wir nach Koblenz, wo wir in unserer Wohnung ausspannen und von allem anderen nichts hören und sehen wollen. Aber das Zeitgeschehen läuft uns nach. Hier wird man angesprochen, von dort bekommt man Post, in der Zeitung stehen Todesanzeigen. Die Stimmung ist müde, jeder sehnt sich nach Ruhe. Der Winter steht vor der Tür, und die Ziele sind noch nicht erreicht. Im engsten Kreise werden Befürchtungen geäußert.

Beim Besuch der Heimattruppe, des Pionier-Ersatzbataillons 34, fällt mir auf, dass eine unverhältnismässig grosse Zahl von Offizieren auf dem Kasernenhof und vor allem in den Kasinoräumen herumbummelt. Ich frage den schwerverehrten Oberleutnant Wirges meines Bataillons, wie so etwas möglich sei. Er antwortet: «Wir haben hier fünfzig bis sechzig Offiziere im Bataillon. Beim Ausbildungsdienst sind höchstens zwanzig beschäftigt. Die anderen sind meist in Urlaub. Wenn wieder einmal ein Transport nach dem Osten zusammengestellt wird, dann erinnern sie sich an ihr Wehwechen, klagen über unerträgliche Schmerzen und verstehen es, sich auf weitere Wochen gVH. schreiben zu lassen. Am Abend wird dieser Erfolg dann gebührend gefeiert.»

Ein zweiundzwanzigjähriger Oberleutnant erwidert mir auf meine Worte, dass ich ihn mit an die Front nehmen wolle: «Was soll ich noch draussen? Die Brust habe ich voll, das ist für mich die Hauptsache. Und das bisschen Krieg werdet ihr ja auch ohne mich schaffen. Im Übrigen bin ich als Fähnrichsvater im Augenblick unabkömmlich, selbst wenn ich wollte.»

Darauf erzählt er mir einiges von seinem Leben in der Garnisonstadt.

Der kriegsbedingte Männermangel und das für die wenigen Männer «günstige Verhältnis von Angebot und Nachfrage» – wie er sich ausdrückt – ist für ihn und für alle seinesgleichen der Magnet, der sie an die Heimat fesselt.

Das sind also die Offiziere, die unseren Ersatz ausbilden. Das sind die Vorbilder der Rekruten, denen sie etwas von der «Grösse der Aufgabe» erzählen. Was bleibt denn aber von ihrem Gerede hängen, wer soll ihnen glauben, wenn solch ein Widerspruch zwischen ihren Worten und Taten besteht? Mit welchen Gefühlen muss ein Soldat an die Front gehen, wenn er weiss, dass seine Ausbildungs-offiziere alles tun, um zu Hause bleiben zu können oder in Frankreich, wo ja auch einige Ersatztruppenteile liegen.

Romminger hat mir erzählt, wozu die vielen Bataillone in den besetzten Ländern stationiert werden. Sie sind der Schutz, den die Beauftragten der Regierung brauchen, um Industrie und Landwirtschaft in den Dienst des grossen Krieges zu stellen, um billige Arbeitskräfte in die leer gewordenen deutschen Gaue zu schleusen und um alle hinter Schloss und Riegel zu bringen, die anders denken und handeln.

Auf unserer Strasse, im Haus schräg gegenüber, wohnt auch einer, der anders gedacht und gehandelt hat. Vor etwa zwei Jahren hatte dieser Baumeister einem Kunden in seinem Büro gesagt: «Bei mir können Sie den Hitlergruss unterlassen, hier wünschen wir uns nur einen guten Morgen.» Daraufhin wurde er abgeholt und bekam Gelegenheit, zwölf Monate lang in einem Konzentrationslager über seine Offenheit nachzudenken. Jetzt ist er wieder zu Hause. Aber die Menschen gehen ihm aus dem Weg. Keiner will mit ihm gesehen werden und sich dadurch selbst belasten. Ich bin zu ihm gegangen. Und das hat er von mir zuallerletzt erwartet, denn anscheinend hielt er bisher alle Offiziere für Nazis.

Es ist das erste Mal, dass ich etwas Genaueres über die Lager erfahre. JEDEM DAS SEINE steht über der grossen Einfahrt. Und DAS SEINE heisst hier schwerste Arbeit, Prügel und Wassersuppe. Was der Baumeister über die SS erzählt, passt so gar nicht zu dem Bild, das die Presse seit Jahr und Tag von dieser angeblichen Elitetruppe malt.

Wer weiss, ob er nicht übertreibt? Aber was soll er andererseits für ein Interesse daran haben, mir etwas vorzumachen? Auf alle Fälle müsste man mehr darüber wissen.

An einem der folgenden Tage treffe ich den Leutnant Franz auf der Strasse. Er war Zugführer in unserer 1. Kompanie und wurde vor einem halben Jahr verwundet, damals im Frühjahr, als wir uns der russischen Angriffe am Donez mit letzter Kraft erwehrten. Ein Offizier, den seine Soldaten gern in ihrer Mitte sahen. Ausser Dienst ein lebhafter Plauderer, bewies er im Kampf stets seinen kühlen Kopf und fand sich in jeder Lage zurecht. Unstimmigkeiten mit ihm gab es nur, wenn er anfang zu dozieren und uns mit seinen sechsundzwanzig Jahren belehren wollte, was Nationalsozialismus heisst. Aber es kam nie zu ernsthaften Zerwürfnissen, wir kannten ihn und liessen ihn reden. Von seiner Verwundung scheint er sich in der Zwischenzeit gut erholt zu haben. Seine Haltung ist straff, und seine Augen blitzen lebhaft unter der schiefsitzenden Mütze. Ich freue mich, ihn wiederzusehen.

«Wie geht's Ihnen, wieder mobil?»

«Jawohl, Herr Hauptmann, vor vier Wochen bin ich aus dem Lazarett gekommen.»

«Und was macht der Arm?»

«Der ist einigermaßen in Ordnung. Bisschen schief zusammengewachsen sind die Knochen, aber es geht. Ausserdem ist nur ein Finger amputiert worden. Glück im Unglück, Herr Hauptmann. Damals hätte ich keinen Pfifferling mehr für meinen Arm gegeben.»

«Ja, das sah damals übel aus. Da kann man Ihnen wirklich gratulieren.»

«Danke, Herr Hauptmann. Wo liegt jetzt eigentlich die Division? Man hört hier so wenig von der Front.»

«Wir liegen am Don, das heisst, wir lagen dort. Wo ich die Truppe wiederfinde, kann ich noch nicht sagen.»

«Können Herr Hauptmann mich nicht wieder gebrauchen? Ich will unbedingt 'raus. Den Betrieb hier hinten halte ich nicht mehr aus.»

«Ich nehme Sie gern mit, Franz. Aber ob Sie schon einsatzfähig sind, kann ich nicht beurteilen. Da müssen Sie sich an den Arzt halten.»

«Aber ich will jetzt 'raus, nicht noch lange herumsitzen. Ich will zu meinen alten Kameraden.»

«Da werden Sie nur noch wenige antreffen.»

Es geht hin und her. Aber ich kann ihm nicht helfen. Er muss die Angelegenheit bei seinem Bataillon klären.

Ein paar Stunden später meldet sich Franz bei mir in der Wohnung. Er hat seinen Willen durchgesetzt und zeigt mir den Marschbefehl, den der Kommandeur des Ersatzbataillons unterschrieben hat.

«Na, dann herzlich willkommen! Aber vorher müssen Sie noch einmal nach Hause fahren, sagen wir, auf eine Woche. Lassen Sie sich einen Urlaubsschein auf der Schreibstube ausstellen! Ich unterschreibe ihn, wenn Sie in zwei, drei Stunden wiederkommen!..»

Spät abends sitzen wir gemütlich zusammen. Meine Frau lässt es sich nicht nehmen, den jungen Kameraden besonders nett zu umsorgen. Franz erzählt, er habe erst vor wenigen Wochen geheiratet. Er freut sich, morgen seine junge Frau mit dem unverhofften Besuch überraschen zu können. Sie sei etwas kränklich und leide an leichten Herzbeschwerden. Das könne ihn aber nicht zurückhalten. Er halte es für seine Pflicht, in vorderster Linie mit der Waffe in der Hand für sein Vaterland einzustehen. Der Sieg sei ja greifbar nahe.

Trotz seiner schweren Verwundung ist er der grosse Optimist geblieben, der er immer war. Was die Presse bringt, ist für ihn die absolute Wahrheit. Die harten Tatsachen werden ihm bald die Augen öffnen. Weit nach Mitternacht verabschieden wir uns. Meine Frau ist müde. Sie hat zuviel vom Krieg gehört.

Das Ende meines Urlaubs erleben wir wieder in Breslau. Auch hier ist die Stimmung nicht die beste. Man will endlich ein Ende sehen. Und da findet kaum jemand Verständnis für solche Verschwendung, wie sie seit Kurzem getrieben wird.

Bei einer grossen Rede in der Jahrhunderthalle war der niederschlesische Gauleiter Hanke vor Wochen auf die Gaststättenfrage zu sprechen gekommen. Er hatte ungefähr Folgendes ausgeführt: «Als Gauleiter muss ich repräsentieren. Aber es gibt in ganz Breslau kein Lokal, in das ich Gäste aus dem Ausland oder aus anderen Gauen zur abendlichen Entspannung einladen kann. Aus diesem Grunde habe ich den Befehl gegeben, eine der schlesischen Hauptstadt würdige Bar einzurichten. Ich erwarte von allen Volksgenossen das nötige Verständnis.»

Daraufhin war ein Bierausschank in der Neudorf Strasse geschlossen worden. Maurer, Zimmerleute und Innenarchitekten waren erschienen und hatten mitten im Kriege eine Luxusbar hingezaubert, die den verwöhntesten Geschmack befriedigte. Möbel, Teppiche, Gardinen, ja selbst der Ort, wo Kavaliere ihre Ehre wiederherzustellen pflegen, alles hatte Linie. Der Gast befand sich in einer Atmosphäre von Luxus und Wohlleben. In seiner immer wieder betonten Volksverbundenheit verfügte der Gauleiter, dass diese Wunderbar nur besuchen konnte, wer im Besitz einer von der Gauleitung Niederschlesien ausgegebenen Eintrittskarte war. Ich muss an das denken, was ich in Winniza gesehen und gehört habe.

Urlaubstage haben die unangenehme Eigenschaft, wie im Fluge zu vergehen. Es ist wieder soweit. Vier Wochen Urlaub liegen hinter mir. Sie haben mir nicht das gegeben, was ich erhofft hatte. Der Krieg ist allgegenwärtig. Macht man einen Schritt zur Tür hinaus, so schreit die Litfasssäule, die Brotkarte, der Kellner: Notzeit, gibt es nicht, tut uns leid, kommen Sie bitte später wieder! Einer steht immer hinter mir und hält mich an den Rocksössen fest. Nicht nur mich, auch meine Frau. Ist die Störung zu stark, dann wird abgeschlossen und die Umwelt ausgeschaltet. Doch bei dem ersten Wort klingelt bestimmt die Zeitungsfrau, der Luftschutzwart oder der Mann mit der Sammelbüchse. Ein Schatten drängt sich überall zwischen uns, der Krieg. Besuche, Theater, Konzerte, Film und Weinstube, das ist die eine Hälfte des Urlaubs. Die andere lassen wir uns nicht nehmen, trotz alledem. Zweifel und Ärger sollen mir das kurze Glück dieser Tage nicht trü-

ben. Doch kaum ist das Sprudeln des Lebens in das Gleichmass der Liebe übergegangen, da hebt schon auf Bahnsteig 3 der Aufsichtsbeamte seine Kelle: Abfahrt! Noch einmal fühle ich, wie das heisse Leben mich festhalten will, noch einmal spüre ich seinen Hauch. Dann rollt der Zug an, und zwei tiefblaue Augen werden kleiner, gehen im Gewühl der Menschen unter. Ein kleines weisses Tuch winkt mir den letzten Gruss.

Kattowitz liegt bereits hinter uns, allmählich löse ich mich aus der Erinnerung. Mein Gegenüber, ein höherer Reichsbahnbeamter, versucht mit mir in ein Gespräch zu kommen. Nach einiger Zeit gelingt ihm das auch. So erfahre ich, dass dieser Reichsbahnrat nach Rostow versetzt worden ist. Er kennt nicht die Stadt, nicht einmal ein Stückchen von Russland. Trotzdem hat er einen Vertrag unterschrieben und sich auf zehn Jahre nach Rostow verpflichtet. Nun will er alles Mögliche wissen, presst mich und alle anderen Mitreisenden aus. Er bekommt genug zu hören, mehr, als ihm lieb ist. Um uns noch gesprächiger zu machen, packt er aus einem Riesenkoffer mehrere Schnapsflaschen und einen ganzen Satz silberner Likörbecher aus. Er hat sich ja für zehn Jahre eingedeckt. Alle lachen herzlich und helfen redlich mit, die Flaschen zu leeren und so sein Gepäck wenigstens etwas zu erleichtern. Der Alkohol tut seine Wirkung, die Stimmen werden immer lauter. Im selben Verhältnis wird unser Eisenbahner leiser. Krakau und Przemysl werden passiert, ohne dass die Unterhaltung abebbt. Zu gründlich ist die Aufklärung, die allseitig gegeben wird. Wir berichten ihm gerade ausführlich über die Rostower Brauereien, als der Zug in Lemberg einfährt.

Auf dem Bahnhof herrscht ein beängstigendes Durcheinander. Gänge, Hallen und Warteräume sind überfüllt. Soldaten sitzen herum, liegen auf ihren Gepäckstücken und warten. Die Strecke nach Osten ist verstopft, vor Ablauf von achtundvierzig Stunden ist mit der Weiterfahrt nicht zu rechnen. Ich nehme meinen Koffer und fahre mit der Strassenbahn zum Flugplatz hinaus. Auch hier eine Absage; Kein Flugwetter! Trotzdem quartiere ich mich im Fliegerhorst ein.

Morgen wird es schon eine Möglichkeit geben, mit einer Kuriermaschine weiterzukommen.

Abends fahre ich mit einem Oberleutnant in die Stadt. Ich habe von dem Bild, das sich mir bietet, den besten Eindruck. Breite Strassen, ansehnliche Häuser, grosse Geschäfte, Grossstadtbetrieb. Im Speiselokal lernen wir einen Offizier kennen, der uns viel von den Zuständen in der Stadt erzählt. Er will uns in eine Bar führen, aber wir lehnen ab. Es reicht auch so.

Zwei Tage später bekomme ich endlich eine Maschine, die mich über Kiew nach Charkow bringt. Da ich erst am Nachmittag nach Starobelsk weiterfliegen kann, gehe ich ein paar Stunden in der Stadt spazieren. Mir fällt die grosse Anzahl dahinschlendernder Soldaten auf. Auf der Hauptstrasse, der Sumskaja, mache ich mir die Mühe, mehrere Landser anzuhalten. Von zehn Uniformierten gehört nur einer zur Fronttruppe, der auf seinen Urlaubszug wartet. Die anderen geben als Dienststellen an: Bahnhofskommandantur, Wirtschaftsinpektion Ost, Werkstattkompanie, Ortskommandantur Nord, Wirtschaftserfassungskommando, Söldatenheim, Instandsetzungszug, Heeresbaudienststelle, Feldgendarmerie. Ich gebe es auf. Warum wir vorn an der Front solch grossen Menschenmangel haben, wird mir in diesen Minuten klar. Wir halten den Kopf hin, und hinten wird ein mächtiger Apparat aufgezogen. Was hat die Armee mit der Wirtschaft zu tun? Wozu die vielen Kommandanturen?

Bei der Heeresgruppe in Starobelsk erfahre ich, dass meine Division in Stalingrad eingesetzt ist, Gegend Roter Oktober. Alles andere hätte ich erwartet. Diese müden und zerschossenen Bataillone gehören in Ruhe. Die können das Kraut auch nicht mehr fett machen. Der Adjutant beim General der Pioniere klärt mich auf. Die Division sei voll aufgefüllt worden, personell und materiell, und sei augenblicklich die stärkste Kraft an dieser Stelle.

Auch hier wieder dieser Optimismus, der mich seit dem Telefongespräch mit dem Divisionsgeneral und den Ereignissen der folgenden Nacht, als der ganze Zug beim Minenlegen hochging, anwidert. Un-

sere Division die stärkste Kraft – nur ein blutiger Laie kann so urteilen.

Nachdem ich bis dahin noch in der Hoffnung gelebt hatte, wieder kehrtmachen zu müssen und mein Bataillon in warmen Winterquartieren – weiss ich, wo – vorzufinden, fliege ich nun weiter nach Osten. Auf einem Feldflugplatz bei Golubinskaja landen wir. Im Ort, ein paar Kilometer weiter, liegt der Stab der 6. Armee. Ich melde mich dort und bestelle sofort meinen Wagen. Ich habe keine Lust, Bekannte aufzusuchen. Ungeduldig bin ich und unruhig, weil ich nicht weiss, in welchem Zustand ich die Kompanien antreffen werde. Die Front fängt mich wieder ein, der Krieg, das Gefühl: Ohne mich klappt es nicht.

Es beginnt schon dunkel zu werden, als der Wagen eintrifft. Toni. Gstatter, der grosse, stämmige Fahrer mit den blonden Locken, strahlt übers ganze Gesicht. Der etwas kleinere, schwächliche Beissmann ebenso. Mir geht es nicht anders. Ich freue mich, die ersten Männer meines Bataillons wiederzusehen. Schnell wird der Kommandeurstander gesetzt, und schon fahren wir los trotz Tonis Warnung: «Es wird bald Nacht, vielleicht ist es besser, wir warten bis morgen.» Während wir über den Don fahren und Kilometer um Kilometer hinter uns lassen, berichten mir die beiden Fahrer das Neueste.

Unendlich viele Fragen habe ich. Obwohl ich nicht auf alle eine befriedigende Antwort erhalte, erfahre ich genug. Die Verluste sind noch gewachsen. In den Strassen und Werkhallen Stalingrads wird gekämpft wie nie zuvor. Hier gibt es kein Mittel, dem Gegner die Gewehre trojanisch aus den Händen zu winden. Diesem Kampf kann nichts Vergleichbares entgegengehalten werden. Er schafft neue Massstäbe. Toni spricht nüchtern, sachlich, und in seinen Worten schwingt der Wunsch: Hoffentlich geht das hier bald zu Ende!

Tief in der Nacht kommen wir in Pitomnik an. Zwei Häuser stehen noch. In dem einen hat sich mein Bataillonsschreiber einquartiert, im Nebenraum sitzen Zahlmeister und Ingenieur. Mit lautem Hallo werde ich empfangen. Doch gleich nach der ersten Begrüssung werden die Gesichter ernst, als wenn schon Aschermittwoch wäre. Oberfeldwe-

bel Berndt legt mir die Verlustlisten vor, das Manometer, das die Härte der Kämpfe anzeigt. Es ist eine lange Reihe von Namen, Soldaten, die seit Jahr und Tag mit uns marschiert sind, und völlig neue, unbekannte Namen. Das Bataillon ist vor seinem Einsatz frisch aufgefüllt worden bis zum letzten Pferdepfleger und Maschinisten. Zweihundert Mann sind seitdem ausgefallen. Mit den Resten soll ich nun weiterkämpfen!

Um mich wieder zu erfreuen, schleppt Berndt einen Stapel von ungefähr fünfzig, sechzig Briefen und zwanzig Päckchen herein, die in meiner Abwesenheit für mich eingetroffen sind. Aber ich habe keine Lust, zu lesen oder die Liebesgaben auszupacken.

«Werft das Zeug in den Wagen, ich nehme es morgen mit nach vorn.» Dann setze ich mich mit dem Zahlmeister zusammen, anschliessend mit dem Ingenieur. Gott sei Dank, wenigstens hier keine Sorgen. Verpflegung, Versorgung mit Marketenderware, Kraftfahrzeuge, Gerät, alles geht in Ordnung. Aber was nutzt das, wenn das Bataillon täglich immer mehr zusammenschrumpft?

Nach einer Fahrt quer durch die Steppe, vorbei an notdürftig ausgebauten Unterständen, Fahrzeugen, die wild im Gelände parken, vorbei an ausgebrannten Eisenbahnwaggons und abgeschossenen Flugzeugen, komme ich am nächsten Morgen beim Bataillonsgefechtsstand an. Es ist ein behelfsmässig abgedecktes Erdloch, in dem bei gutem Willen vier Mann Platz finden, auf einer kleinen Höhe gelegen, von der die ersten Häuser der Wolgastadt klar sichtbar sind. Mein Adjutant begrüsst mich, dann nehmen wir auf einer Kiste Platz. Zunächst kommt der Lagebericht. Die Division steht mitten im Werkgelände des «Roten Oktobers», ungefähr die Hälfte der Hallen befindet sich in unserer Hand. Fiareck erzählt von der unerbittlichen Härte des Kampfes, von den täglichen Ausfällen, die nicht nur bei unserm Bataillon so hoch sind. Ich nehme Kenntnis von den Veränderungen in den Einheiten, von den Absichten der Führung und erzähle dann von meinem Urlaub. Ich will von den schönen Tagen daheim reden und komme doch immer wieder auf das zu sprechen, was mich be-

denklich stimmt, die Zustände in Winniza und in der Heimat. Ich schildere die Stimmung, wie ich sie erlebt habe, ohne Schminke, berichte vom schwindenden Vertrauen zur Führung. Fiereck und Fiedler, der mich vertreten hat und der eben von vorn zurückgekommen ist, hören gespannt zu. Sie schütteln mehr als einmal den Kopf. Fiedler wird es schliesslich zu bunt.

«Die sind alle verrückt geworden da oben. Wenn die glauben, Stalin grad fällt in ein paar Tagen, da irren sie sich, und zwar gewaltig. Ohne frische Divisionen ist hier nichts mehr zu machen. Du wirst dein blaues Wunder erleben, wenn du dich hier umsiehst.»

Und ich erlebe es. Gleich nach meiner Meldung beim General stiefle ich ins Gelände und sehe mich bei den Kompanien um. Kleine Häuflein treffe ich an. Tag für Tag stehen sie im Einsatz. Die Verluste sind gross. Offiziere fehlen. Die 2. Kompanie wird von Feldwebel Dannenbauer geführt. Er berichtet von den letzten Stosstruppuntern im Werkgelände, das immer noch nicht ganz unser ist. Neben Leutnant Moos sind sämtliche Flammenwerferleute ausgefallen. Mit den Minenspezialisten sieht es nicht besser aus, fünf werden es noch sein. Wo man auch hinsieht, überall fehlt es. Die paar Männer, die noch übriggeblieben sind, tun, was man von ihnen verlangt. Sie schiessen, sie werfen Handgranaten, sie springen nach vorn und lassen sich wieder fallen, sie legen Minen, sie nehmen welche auf, sie sprengen Hindernisse. Aber es vergeht kein Tag ohne Ausfälle. Dreissig rücken aus, fünfundzwanzig kehren zurück. Fünfzehn rücken aus, zwölf kehren zurück. Man braucht kein grosser Mathematiker zu sein, um den Zeitpunkt berechnen zu können, wann der letzte Pionier das Kriegstagebuch des Bataillons abschliesst. Das muss anders werden. Ich nehme mir vor, bei der Division vorstellig zu werden, um durchzu setzen, dass wir kompanieweise Ausbildung treiben. Irgendwo hinten, wo kein Schuss fällt. Man kann es nicht verantworten, dass der junge Ersatz mit seiner Liliputausbildung pausenlos im Kampf steht. Ändere ich damit aber etwas? Im Grunde schiebe ich den Ausverkauf des Bataillons doch nur hinaus. Mehr kann ich aber nicht tun. Nach dem Besuch der Einheiten sehe ich mir das Gelände an.

Was für den zurückgekehrten Urlauber vorhin noch Landschaft war, wird vor den prüfenden Blicken Kampfraum. Weit und breit ist die Erde verbrannt. Schutthaufen, Trichter, Grundmauern und wieder Trichter. Es ist gut, dass sie da sind. Oft genug muss ich hineinspringen, um vor dem gurgelnden Abendsegen Deckung zu nehmen. Die Häuser, die ich bei meiner Ankunft sah, sind nur Fassaden, hinter denen das Trichterfeld neu beginnt. Weiss schimmern diese Reste grosser Bauten ins Land. Zu benutzen sind lediglich die Kellerräume. Nach oben verstärkt, bieten sie Schutz und Unterkunft für Stäbe, Gefechtsstände und Reservegruppen. Überhaupt hat sich das ganze Leben in die Erde verzogen. Trampelpfade führen strahlenförmig zu Kellereinstiegen. Leichter Rauch aus kurzen Schornsteinen kräuselt darüber. Die Zeit der Befehlszelte und der Bauernhäuser gehört der Vergangenheit an. In diesen Monaten ist man ein Stockwerk tiefer gestiegen. Wer weiss, wie lange das ausreicht? Querfeldein stapfe ich weiter und bekomme so den ersten Gesamteindruck vom Abschnitt der Division. Schön ist es hier nicht, schön ist anders.

Am nächsten Morgen nehme ich mir ein Krad und fahre zum Divisionsgefechtsstand. Der General ist nicht da. Der la, im Gesicht und an den Händen gelb wie ein Zitronenfalter, begrüsst mich müde und mit schlecht versteckter Gleichgültigkeit. Er wartet auf seinen Nachfolger, um nach Übergabe der Geschäfte sofort ins Feldlazarett zu fahren. Die Gelbsucht lauert schon auf das nächste Opfer. Sie ist die Mordkrankheit der Stäbe, schleichendes Gespenst und rettender Engel, Schrecken und Ausweg, je nach Einstellung des Betroffenen. Was der Heldentod für die Truppe, ist die gelbe Farbe für die Befehlsstellen der Front: Sie lichtet die Reihen. Der Ersatz kommt nach einem Kurzlehrgang auf die frei gewordenen Plätze. Falsche Einschätzung der Lage, entsprechende Befehle, und wieder müssen wir es ausbaden. Ich trage vor, was mich hergeführt hat. Der tägliche Ausfall alter Pioniere erfordere eine sofortige Spezialistenausbildung. Ich schlage einen dreiwöchigen Kursus in Pitomnik vor. Der Oberstleutnant lacht mich aus.

«Wir sind hier nicht in der Kaserne, wo man ohne Rücksicht auf das Tagesgeschehen für die nächsten Wochen einen Lehrgang laufenlassen kann. Nein, das ist im Augenblick unmöglich. Sie wissen doch selbst, dass jeder Mann vorn gebraucht wird. Auf Kosten der andern wollen Sie Ihre Männer schonen. Aber wer soll denn dafür einspringen? Bei den Regimentern sieht es genauso aus wie bei Ihnen im Bataillon. Wir sind ein zusammengeschossener Haufen. Hier, lesen Sie die Stärkemeldungen, dann urteilen Sie selbst!»

Er reicht mir einen Stoss loser Blätter. Ich lese. Die Regimenter haben alle zusammen noch nicht einmal die Stärke von drei Bataillonen. Am besten stehen noch die Artilleristen und die Nachrichtenleute. Hier ist nichts zu wollen. Aber der Ia will mir trotzdem helfen.

«Wissen Sie, ich gehe sowieso hier weg, mir soll es egal sein. Ich gebe Ihnen einen Wink. Der General hat doch den Fimmel mit dem Frontkino. Bauen Sie ihm in dem Nest einen alten Pferdestall um, damit er im Winter seine Wochenschau sehen kann. Dann haben Sie ein paar Männer aus dem Feuer, und der Alte wird noch Worte des Lobes für Sie finden. Gehen Sie am besten gleich zum Ic, und machen Sie das perfekt!»

Der Ic hat in der Zwischenzeit ebenfalls mit einer Gelbsucht das Weite gesucht und den Weg in die Heimat eingeschlagen. Ich treffe nur seinen Ordonnanzoffizier an, den Oberleutnant von Knobloch. Es fällt mir nicht schwer, ihn für den Plan zu begeistern. Ich weiss ja, wie es im Hauptquartier aussieht. Ein Winniza im Kleinen erscheint sicherlich für jeden unserer Stäbe erstrebenswert. Wir suchen gleich an Ort und Stelle einen alten Stall aus. Morgen früh sollen die Arbeiten beginnen. Knobloch will mir die Genehmigung des Generals fernmündlich durchgeben. Nebenbei lasse ich noch die Bemerkung fallen: «Na, für den Winter braucht der General auch einen anständigen Bunker. Man weiss nicht, was kommt.»

Dann verabschiede ich mich und fahre mit meiner BMW heimwärts. Aus der Ferne grüsst die kleine Anhöhe bereits herüber. Bei der Geländetaufe hat sie den schönen Namen «Blumentopf» erhalten. Der Grund ist mir unklar. Alles andere wäre treffender gewesen. Aber das

spielt keine Rolle. Ich bin jetzt froh, dass ich den Plan mit dem Frontkino ins Rollen gebracht habe. Zwanzig Mann werde ich dabei beschäftigen können. Die sind dann vorläufig aus dem größten Dreck raus. Hoffentlich wird etwas aus der Geschichte!

In meinem Bunker erwartet mich eine Überraschung. Leutnant Franz ist eingetroffen und meldet sich zur Stelle.

Ich weise ihn kurz ein. Er wird die 2. Kompanie übernehmen, die augenblicklich herrenlos ist. Der Hauptfeldwebel wird verständigt, seinen neuen Kompanieführer sofort abzuholen. Dann erzählt Franz von seinen letzten Urlaubstagen. Seine Frau habe ihn nur ungern fahren lassen.

«Auf dem Bahnsteig sah sie mich an, als ob ich für immer von ihr ginge. Kein Zureden half. Im letzten Augenblick bekam ich tatsächlich Bedenken, ob es richtig war/ mich wieder freiwillig an die Front zu melden. Aber lange wird es ja nicht dauern. Herr Hauptmann, ich bin jetzt doch froh, dass ich wieder hier bin. Solange es schießt, fühle ich mich nur im Kreise der alten Kameraden zu Hause.»

So plätschert seine Rede. Warte nur, mein Lieber, bald wird dir Hören und Sehen vergehen. Stalingrad ist kein Spaziergang, kein Feldzug für Kavaliere wie Frankreich und kein Hineinpreschen in ein überraschtes Land wie 1941. Dein Hauptfeldwebel wird dir heute noch einiges erzählen, auch deine Unteroffiziere.

Franz verabschiedet sich, sein Wagen ist gekommen.

Bevor ich mich hinlege, kommt noch der ersehnte Anruf der Division. Mit dem Kinobau soll morgen begonnen werden, gleichzeitig mit dem Bau eines neuen Bunkers für den General. Das ist mehr, als ich erwarten konnte. Ich diktiere Fioreck noch schnell den entsprechenden Befehl. Die 1. Kompanie soll das machen. Ihre Kräfte werden gerade ausreichen. Eine Einheit hat Ruhe.

Drei Tage später. Ich habe mich wieder völlig akklimatisiert. Es ist, als ob ich nie in Urlaub gewesen wäre. Die 1. Kompanie hat ihren Baueinsatz und verlebt ruhige Tage in Rasguljajewka. Die 2. Kompanie führt den Minenkrieg der Division. Am Bahndamm, der quer

durch unseren Abschnitt führt, müssen in mühseliger Kleinarbeit russische Minen, die im Streueinsatz verlegt sind, auf genommen werden. Vorn, wo die Front immer dünner wird, werden ständig grössere Strecken vermint. Mine statt Mensch ist hier die Parole. Die 3. Kompanie hat es am schwersten. Sie stellt für die täglich angreifenden Stossgruppen die notwendigen Spezialisten. Männer mit geballten Ladungen, Flammenwerfer und Sprengtrupps sind bei jedem Unternehmen dabei. Naturgemäss blutet sie in diesen Tagen am meisten. Die Verlustmeldungen türmen sich auf meinem Tisch. Der Schreibbetrieb wird mir zu umständlich, das Bataillonsgeschäftszimmer muss umziehen. Es bekommt den Bunker nebenan. In Pitomnik liegen jetzt nur noch Zahlmeisterei, Instandsetzungsstaffel und Kolonne. Da ich keine Lust habe, den ganzen Winter in dem engen Loch zu sitzen, das ich zur Zeit bewohne, wird der Bau eines grösseren Bunkers auf halbem Hang in Angriff genommen. Er wird nicht nur Platz für mich bieten, sondern auch Adjutanten, Scherenfernrohrunteroffizier und Fahrer aufnehmen.

Fiereck macht sich dauernd in meiner Nähe zu schaffen. Er begleitet mich auf Schritt und Tritt. Ab und zu bemerke ich, wie er mich abwägend von der Seite ansieht. Er hat etwas auf dem Herzen. Ich will es ihm erleichtern und bitte ihn zu mir. Wir sitzen uns gegenüber und besprechen den Zustand der Truppe. «Es ist nur gut, dass wir eine ganze Anzahl alter Pioniere in Urlaub geschickt haben. Die bleiben uns wenigstens erhalten.» Das Stichwort Urlaub ist gefallen. Fiereck hakt sofort ein.

«Du hast jetzt deinen Urlaub weg, du kannst lachen. Wir andern gucken in die Röhre. Wenn nicht ein Wunder geschieht und es plötzlich Offiziere vom Himmel regnet, ist ja an Wegfahren überhaupt nicht mehr zu denken. Wir bleiben hier, bis wir auf Dauerurlaub abmarschieren.»

Besser wird unsere Lage nicht so schnell werden, da hat er recht. Warum soll er eigentlich nicht gleich fahren? Die paar Wochen wird es auch ohne ihn gehen.

«Du darfst nicht so schwarz sehen, Walter. Ich habe dir deinen Urlaub versprochen, du wirst ihn erhalten. Von mir aus sofort, wenn du einen

Vertreter hast. Willst du aber nicht lieber über Weihnachten fahren?»
«Was ich habe, habe ich. Wer weiss, was in zwei Monaten los ist. Ich habe so ein dummes Gefühl. Ausserdem wird im Dezember meterhoher Schnee liegen. Soll ich dann zur Bahnstation Tschir tippeln, oder willst du mir einen Mann stellen, der mich huckepack trägt, wenn kein Wagen mehr durchkommt?» Er lacht. «Ich bin schliesslich nicht mehr derselbe Kerl wie vor vierzig Jahren.» «Wer soll dich denn vertreten?»

«Ich dachte an Berger. Der hat sich bei der leichten Pionierkolonne lange genug ausgeruht.»

«Hast du einen Urlaubsschein hier?»

«Ja.»

«Gib her!»

Ich fülle den Schein aus und setze meine Unterschrift darunter.

«So, nun fahr in Gottes Namen, ein Wagen bringt dich nach Tschir. Auf der Rückfahrt soll Berger mitkommen. Klar?» Walter macht ein Gesicht wie die Kinder Israel, als das Wasser sich vor ihnen teilte und sie einen Weg sahen, den sie nicht für möglich gehalten hatten. Dann bricht aber die Freude durch. Er stürzt zum Apparat und bestellt Fiedler 'rüber.

«Das muss gefeiert werden. Ich habe noch eine Flasche Burgunder in meinem Koffer. Die werden wir heute zu dritt wegputzen. Ich freue mich ja so! Schon wegen meiner Frau! Die wird vielleicht Augen machen, wenn ich plötzlich vor ihr stehe!»

Er ist ganz aus dem Häuschen. Halb Freude, diesem Krieg auf einige Wochen entrinnen zu können, halb Sehnsucht, Frau und Tochter wiederzusehen, macht er sich sofort ans Packen. Es geht blitzschnell.

DER KAMPF UM HALLE 4

Wir schreiben den 8. November. An den Fronten ereignet sich nichts Aussergewöhnliches. Kampf um Schutthaufen und Einstiege zur Kanalisation, Stosstrupptätigkeit in den Werkhallen, Feuerüberfälle auf beiden Seiten, Minenkrieg, Luftangriffe, Verluste, Pläneschmieden bei den Stäben, ein weiteres Sinken der Quecksilbersäule – ein Tag wie alle anderen.

Die Wolken hängen heute besonders tief, bläulichschwarz, sie lassen es eher Abend werden. Aus der Ferne grüssen noch einmal die trügerisch schimmernden Fassaden der weissen Häuser am Stadtrand, dann wird es dunkel. Kein Mond, kein Stern ist zu sehen. Nur das freche Licht der Leuchtkugeln steigt und fällt im Osten. Weiter südlich leuchtet der Himmel im Widerschein von Mündungsfeuern, die so schnell hintereinander aufblitzen, dass sie zu einem einzigen grauisigen Flackern verschmelzen. Die Erde zittert leise und stöhnt, als wäre sie ein Lebewesen, das Qualen leidet unter den fallenden Schlägen. Die bald weiss, bald gelb, bald rot flackernde Horizontlaterne lässt sprunghaft Licht und Schatten durch das Dunkel irren. Rinnen, Schluchten und Mulden werden sichtbar und verschwinden. Schlaglichtartig erstet das Bild einer Mondlandschaft, grau in grau, ohne Vegetation. Dazwischen die schwarzen Sprengtrichter der Bomben und Granaten, gerade Parallelen der Panzerspuren, in Abständen aufragende Wegweiser mit lakonischen Bezeichnungen, an Schluchtränder angeschmiegte Bunker.

In diesem Labyrinth liegt die 6. Armee. Hier hockt die letzte Kraft, schon halb erschöpft, aber immer noch sprungbereit. Es geht ja vorwärts! Die Taktik des Operierens mit kleinsten Sturmgruppen bringt Tag für Tag Geländegewinn, zwar geringen Ausmasses, Meter nur, Häuserecken, Treppenabsätze, Kellerlöcher. Aber immerhin Raumgewinn. In den Ruinen der zerschossenen Wolgastadt sind die Schablonen der Truppenführung und Kriegsschulweisheiten zerbrochen.

Seit Jahrzehnten gepredigte und allgemein anerkannte Grundsätze und Grössen sind einfach hinweggefegt. Lehren, die man zum Teil mit viel Blut erkaufte hat, Regeln, die uns in den Hörsälen von hochqualifizierten Lehrern eingehämmert worden sind, gelten nicht mehr. Die Grösse und Härte der Schlacht hat die Arithmetik des Krieges gewandelt, wenigstens hier bei uns.

Divisionsabschnitte haben eine Breite von einem Kilometer. Die Kampfstärke einer Kompanie beträgt zehn bis dreissig Mann. Bei Angriffen kommt auf alle fünf Meter ein Geschütz. Der Munitionsbedarf hat sich verzehnfacht. Das sogenannte Niemandsland ist in vielen Fällen gleich Null. An seine Stelle ist eine dünne Ziegelmauer getreten. Oft verläuft die Front horizontal zur Erdoberfläche, wenn wir im Keller sitzen und der Gegner im ersten Stock oder umgekehrt. Die Erstürmung einer kleinen Werkhalle ist ein Tagesziel und bedeutet ein gewonnenes Gefecht. Die Massstäbe haben sich eben geändert.

In dieser Zeit der Umwertung gibt es keine festen Grössen mehr. Was heute gilt, ist morgen überholt. Es gibt auch keinen Mann, der die vielen Variablen souverän überblicken und in Rechnung stellen kann. Generale und Generalstäbler schwanken. Sie tasten und suchen nach dem Ei des Kolumbus. Sie fragen sich durch, um halbwegs durchführbare Befehle an die Truppe geben zu können. Man hört ab und zu auf den Rat der erfahrenen Kommandeure, ja, die Lagebeurteilung durch den jüngsten Einheitsführer ist wertvoll. Bisweilen herrscht eine derartige Verwirrung, dass die hohen Stäbe nicht mehr weiterwissen. Ein witziger Ordonnanzoffizier der Division hat neulich vorgeschlagen, man solle doch ein paar Schilder mit zwei kurzen Sätzen aufstellen: «Beabsichtige Eroberung einer Industriestadt im Osten. Zweckdienliche Angaben an ratlosen General.» Er scheint seinen Divisionskommandeur gekannt zu haben.

Wir haben schon viele Sturmangriffe mitgemacht. Wir haben schon oft dem Gegner ins Auge gesehen. Wir wissen, was eine halbe Stunde Nahkampf bedeutet. Aber pausenloser Nahkampf, tagelang, monatelang – das ist Stalingrad! Um ein paar Meter bis zur Wolga kämpfen wir nun schon seit vielen Wochen. Was ist dieser Katzensprung im

Vergleich zu den Entfernungen, die wir zurückgelegt haben! Woran liegt das? Was ist mit unserer Armee los?

Wir wollen deshalb nicht gleich den Kopf hängenlassen. Solche Krisen hat es in unserer Geschichte oft genug gegeben. Auch Friedrich II. ist nach einer Kette glanzvoller Siege auf Widerstand gestossen, der nicht zu brechen war. Er manövrierte sich durch, und schliesslich rettete ihn der Frontwechsel des russischen Zaren. Die grosse Koalition war auseinandergefallen. Auf einen ähnlichen Bruch haben Hindenburg und Ludendorff im ersten Weltkrieg allerdings vergeblich gewartet. Sie scheiterten an der geschlossenen Front ihrer Gegner. Und wie wird es bei uns sein?

Heute, am 8. November, spricht Hitler zu seiner alten Garde. In dieser Zeit, wo strategische, taktische und kriegstechnische Grössen ihren Wert verloren haben und neue an ihre Stelle treten, wo der Schrei nach frischen Divisionen immer lauter wird, ist seine angekündigte Rede für viele ein Hoffnungsstrahl. Sie erwarten, dass er ihnen den Weg zeigt, den sie gehen müssen, um den Sieg endgültig an die Fahnen zu heften.

Die Gedanken fliegen zurück. Vor allen einschneidenden Ereignissen hat Hitler bisher gesprochen. Wohl hat er im vorigen Jahr Prophezeiungen gemacht, die nicht eingetroffen sind; denn das Jahr 1941 hat uns weder die Vollendung des grössten Sieges unserer Geschichte gebracht noch die Zerschmetterung des Gegners vor dem Einbruch des Winters.

Marschmusik klingt auf. Mein Adjutant erinnert mich noch an Hitlers Rede anlässlich des Heldengedenktages im Frühjahr. Damals hiess es: «Die bolschewistischen Horden werden im kommenden Sommer von uns bis zur Vernichtung geschlagen werden.» Wir sehen uns an. Jeder von uns denkt wohl an die Kameraden, die diese Worte damals noch gläubig gehört haben und jetzt in fremder Erde ruhen. Jeder von uns denkt daran, dass der russische Widerstand von Tag zu Tag stärker wird. Der Sommer ist längst vorbei. Der Novemberwind fegt über den Bunker.

Da kommt die Ansage, die Einleitung, und schon hören wir die Stimme, von der wir heute alles erwarten. Unruhig rutschen wir hin

und her. Die üblichen Sätze über vierzehn Jahre Judenherrschaft, vierzehn Jahre Unglück, über die Sendung des Nationalsozialismus, über die Missgunst der andern, das Einkreisen und den Überfall dauern uns heute zu lange. Aber da – eben fällt das Wort Stalingrad! Es wird mäuschenstill.

«Ich wollte zur Wolga kommen, und zwar an einer bestimmten Stadt, weil dort ein ganz wichtiger Punkt ist. Dort schneidet man nämlich dreissig Millionen Tonnen Verkehr ab, darunter fast neun Millionen Ölverkehr. Dort floss der ganze Weizen aus den gewaltigen Gebieten der Ukraine und des Kubans zusammen, dort war ein gigantischer Umschlagplatz. Den wollte ich nehmen, und – wissen Sie, wir sind bescheiden – wir haben ihn nämlich! Es sind nur noch ein paar ganz kleine Plätzchen da. Nun sagen die andern: Warum kämpfen Sie dann nicht schneller? Weil ich dort kein zweites Verdun will! Ich mache es jetzt mit kleinen Stosstrupps!»

Wir lauschen weiter. Aber es kommt nichts mehr für uns. «Himmel-donnerwetternochmal! Ist das alles?»

Fiedler, der unkompliziert denkt und immer offen seine Meinung sagt, schlägt mit der Faust auf den Tisch. Sein Gesicht ist finster.

«Kein zweites Verdun? Ich schätze, dass wir in dieser Lausecke schon über hunderttausend Mann verloren haben. In zwei Monaten! Dabei steigen von Tag zu Tag die Verlustziffern.» Auch der Doktor macht seiner Empörung Luft.

«Und was soll denn das heissen: ‚Ich mache es jetzt mit kleinen Stosstrupps‘? Unsere besten Soldaten sind gefallen, verwundet. Ich habe noch nie soviel zu tun gehabt wie gerade hier.» Enttäuschung und Zorn schwingen in den Worten. Jeder Soldat in dieser Ruinenstadt ist in der Lage, das, was eben über unsere Erfolge gesagt worden ist, zu widerlegen. Wenn wir nach vorn kommen, merken wir, dass wir die Wolga eben noch nicht haben. Und die Kämpfe, die hier um einzelne Häuser und Stockwerke entbrennen, kann man nicht mit solchen Bemerkungen verniedlichen, wie das heute geschehen ist. So ist es zu erklären, dass hier – und ähnlich gewiss auch in anderen Umständen – die Wogen hochgehen.

«Im September neununddreissig hiess es noch: Er will mit der ganzen Regierung in den Schützengraben!»

«Ich hab' mir wiederholt überlegt, wie es kommen mag, dass er vier Jahre an der Front war und nicht Unteroffizier geworden ist. Dieser Kopf! Jetzt wird mir das langsam klar!»

Ich muss mich einschalten, obwohl ich ihnen auch nicht antworten kann.

«Nun aber Schluss! Schliesslich kann er sich nicht vors Mikrofon stellen und aller Welt erzählen, mit welchen Mitteln er hier zum Erfolg kommen will. In den nächsten Tagen wird sich bestimmt viel entscheiden. Entweder wir bekommen frische Reserven, oder wir gehen auf den Don zurück. Die Kriegsindustrie in Stalingrad ist zerstört, das ist zunächst die Hauptsache. Jetzt kommt es darauf an, eine solide Verteidigungslinie für den Winter auszubauen. Und das kann nur die Donlinie sein!»

Es klingelt. Ich nehme den Hörer.

«Führer Wolga.»

«Schwerin. Guten Abend!»

«Guten Abend, Herr General!»

«Sind Sie im Bilde?»

«Worüber?»

«Na, Sie haben doch die Führerrede gehört?»

«Jawohl, Herr General.»

«Dann haben Sie wohl die Andeutungen verstanden. Der Plan ist klar. Und Sie sind der Hauptakteur.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Na, kommen Sie morgen gegen elf zu mir. Dann besprechen wir das Nötige! Guten Abend!»

«Guten Abend, Herr General!»

Ich lege den Hörer auf.

«Was wollte denn der Fernlenker?»

«Ich soll morgen um elf zu ihm kommen. Er sprach von einem Plan, den der Führer vorhin in der Rede angedeutet hat. Wir sind daran beteiligt. Hast du etwas davon gehört?»

«Kein Wort. Der Alte hört wieder das Gras wachsen. Er will das Ritterkreuz haben. Der ist zu schnell befördert worden, und wir müssen dafür ran.»

Am andern Tag. Die Sonne scheint müde durch die verwaschenen Wolkenränder. Mein Pkw rollt auf der Steppenstrasse. Entlang dem Tatarenwall, vorbei am Hauptverbandplatz, quer durch die Protzenstellungen unseres Artillerieregiments. Fahl, ausgemergelt sind die Gesichter, glanzlos die Augen der Soldaten, die hier und dort am Strassenrand auftauchen. Die letzten Wochen sind nicht spurlos vorübergegangen. Eltern und Frauen würden manchen nicht wiedererkennen. Die Heimat lebt aber gewiss noch in den alten Vorstellungen. Sie sieht ihre Söhne elastisch, siegesgewiss und leuchtenden Auges nach vorn stürmen.

Der Wagen hält. Ich bin am Ziel. Vor dem strohgedeckten Häuschen steht ein schwarzweissrotes Schilderhaus, davor der Posten. Er präsentiert, dass ein Rekrutenleutnant seine Freude an ihm hätte. Das muss wohl so sein, denn hier wohnt ein deutscher General mit alter Soldaten tradition. Was vorn los ist, was mit der Division geschieht, ist gleichgültig – Hauptsache, der Griff klappt. Ich trete ein. Eine Ordonnaanz kommt mir entgegen.

«Bitte hier ablegen! Und dort ist eine Schuhbürste. Herr General ist sehr peinlich.»

Ich lege ab und folge dem mich anmeldenden Soldaten. Ehrenbezeugung.

Mein Divisionskommandeur erhebt sich vom Schreibtisch, der mit Karten und Briefen bedeckt ist. Mit seiner mächtigen, hindenburgähnlichen Figur steht er im Zimmer und reicht mir wohlwollend, beinahe väterlich die Hand. Sein Gesicht, das von Selbstdisziplin spricht, zeigt den Anflug eines streng bemessenen Lächelns. Er bietet mir einen Sessel an und nimmt selbst wieder Platz. Seine Hosen, die mit ihren tiefroten Streifen blutig leuchten, spannen sich bedenklich. Als Kavalier der alten Schule trägt er sie, frei von jeder Modetorheit, eng anliegend wie sein Ahnherr auf den Hofbällen des zweiten Friedrich. Während ich mir eine Zigarette nehme und anrauche, wird der grosse Stadtplan auf dem Schreibtisch entfaltet. Der General zieht sein Monokel an der schwarzen Seidenschnur aus der rechten Brusttasche und klemmt es vors Auge. Er mustert mich erneut und lehnt sich dann zurück.

«Na, was macht Ihr Bataillon?»

«Wir sind voll eingesetzt, Herr General. Stützpunkte vor Halle vier und in Halle sieben, Minenlegen zwischen Leiterhaus und Halle vier, Geländeverstärkung an der breiten Strasse, Minenaufnahmen am Bahndamm und Verminung der Kanalisation. Gestern habe ich wieder vier Tote und zehn Verwundete gehabt. Ich brauche dringend Ersatz. Die Grabenstärke des gesamten Bataillons beträgt neunzig Köpfe.»

Ich nehme eine schriftliche Aufstellung aus meinem Kartenbrett und lege sie auf den Schreibtisch.

«Lassen Sie das. Mit Ersatz ist vorläufig nicht zu rechnen.»

«Dann brauchen wir aber dringend Ruhe.»

«Auch daran ist nicht zu denken.»

«Herr General, es ist bereits November. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf: Es wird langsam Zeit, dass wir an eine feste Winterstellung denken.»

«Das weiss ich alles mindestens so gut wie Sie. Die Winterstellung ist klar: die Wolgalinie. Also müssen wir Stalingrad nehmen. Dazu müssen wir Halle vier haben. Halle vier in unserer Hand – und die Schlacht von Stalingrad gehört der Vergangenheit an.»

«Das ist mir auch klar, Herr General. Aber wo sind die Kräfte, die dieses Bollwerk überrennen?»

«Deswegen habe ich Sie heute zu mir bestellt. Sie haben doch gestern die Führerrede gehört. Zweierlei ist klar ausgesprochen worden. Erstens das Ziel: Stalingrad. Zweitens die Methode: kleine Stosstrupps. Und wer sind unsere Stosstrupp- und Nahkampfspezialisten? Die Pioniere!»

«Jawohl, Herr General. Aber wo sollen denn jetzt frische Pionierbataillone herkommen?»

«Von frischen Kräften ist gar keine Rede. Sie werden das machen!»

«Ich mit meinem Bataillon? Herr General, das ist ausgeschlossen. Ich bin viel zu schwach.»

«Sie wissen ja noch gar nicht, wie stark Sie sind. Ich unterstelle Ihnen das Kroatenregiment, ein zweites Pionierbataillon, sämtliche Infanteriegeschütze der Division und eine Flakbatterie.

Ausserdem wird Sie das gesamte Artillerieregiment unterstützen.»
«Trotzdem, Herr General! Meine besten Pioniere sind gefallen und schwer verwundet. Gerade diejenigen, die 'rangehen und das Gelände kennen. Ausserdem möchte ich Folgendes bemerken: Ich kenne das Gelände wohl mit am besten und habe mir auch schon einen Plan gemacht. Ich kann nicht verstehen, warum wir mit der Ludendorffsch en Büffelstrategie frontal anrennen und mit dem Kopf durch die Wand stossen sollen. Es gibt auch Umgehungsmanöver, Herr General, die von den Nachbardivisionen aus angesetzt werden können.»
Ich muss ihm das sagen. Damals am Don hatte ich auch zuerst Bedenken und habe mich schliesslich doch von ihm einwickeln lassen. Dafür ist der ganze Zug Rath zerfetzt worden. Und was er heute vorschlägt, ist noch grösserer Unsinn.

«Ich brauche Ihre Ratschläge nicht und verbitte mir diese Belehrungen. Wenn Sie es anders besser verstehen: Divisionsbefehl, Sie greifen am zehnten elften Halle vier an und stossen bis zur Wolga durch, verstanden?»

«Jawohl, Herr General.»

«Seien Sie vernünftig! Machen Sie nicht ein Gesicht, als wenn Sie eben Ihr Todesurteil erfahren hätten!»

«Herr General, es geht hier nicht um mich. Aber als Kommandeur bin ich verantwortlich für jeden einzelnen meiner Pioniere. Ich muss es klipp und klar sagen: Mein Bataillon ist nicht einsatzbereit, ich brauche Ersatz und Ruhe.»

Schwerin lässt auch diesen Einwand nicht gelten.

«Ich weiss das alles, aber es hilft nichts, wir müssen die Stadt nehmen. Ich wehre mich auch gegen unsinnige Befehle. Letzten Endes bleibt mir aber nichts weiter übrig, als die gewünschten Anordnungen an meine Kommandeure zu geben. Befehl ist Befehl!»

Ich traue meinem Gegenüber nicht. Äusserlich ein Mann mit Rückgrat, scheint er mir im Verkehr mit seinen Vorgesetzten ohne eigene Meinung zu sein. Aber wie dem auch sei – ich muss 'ran an Halle 4. Wir besprechen das Nötigste. Mit Mühe erreiche ich, dass der Angriff um einen Tag verschoben wird. Ich brauche diese vierundzwanzig

zig Stunden für Verbindungsaufnahme, Vorbereitung, Erkundung und Bereitstellung. Unterstützung bekomme ich im Rahmen des Möglichen zugesichert. Vielleicht klappt es doch! Etwas zuversichtlicher stehe ich auf und verabschiede mich.

Vorbei an dem präsentierenden Posten gehe ich wieder zum Wagen. Ich nehme mir vor, beim Bataillon kein Wort des Zweifels fallenzulassen. Zuversichtlich werde ich auftreten. So, als ob es keine bessere Möglichkeit für uns gäbe. Wenn das Unternehmen gelingt, wird es sowieso keinen interessieren, ob ich Bedenken hatte. Was aber, wenn es schief geht?

Am Nachmittag melden sich die unterstellten Einheitsführer. Ernüchternd wirken die Zahlen, die sie nennen. Das zweite Pionierbataillon ist ganze dreissig Mann stark. Die Zahl der einsatzbereiten Infanteriegeschütze beträgt acht. Die Flakbatterie bringt sechs 2-cm-Geschütze mit. Das ist alles. Ich bestelle die notwendigen Einheitsführer für den nächsten Tag, vier Uhr, an einen Punkt, von dem aus wir zusammen Einblick in das Werkgelände nehmen können. Ich überschlage meine Kräfte. Beängstigend dünn sind die Reihen, die übermorgen gegen eine stabile Verteidigung anrennen sollen. Meine letzte Hoffnung ist das Regiment Kroaten. Ich nehme Mütze und Koppel und mache mich auf den Weg zum kroatischen Regimentsgefechtsstand. Oberst Pavaric sitzt mit seinem Adjutanten am Tisch. Eine Ordonnaanz räumt gerade das Geschirr vom Abendbrot ab. Der Oberst steht auf und begrüsst mich freundlich in beinahe akzentfreiem Deutsch. «Bitte nehmen Sie Platz. Wir haben heute Päckchen bekommen. Wollen Sie eine kroatische Zigarette rauchen?»

Ich mache es mir bequem und beginne von meinem Anliegen zu sprechen. Das Regiment ist bereits orientiert. Ich erfahre, dass ausser der Artillerieabteilung von der gesamten fünftausend Mann starken Legion nur noch ein Bataillon besteht. Es liegt mit seinen dreihundert Mann am Nordrand des Werkgeländes. Sein Kommandeur ist Major Breivikow.

«An den wenden Sie sich und geben ihm die Befehle. Ich bin von

Vornherein mit allem einverstanden. Nur lassen Sie mich mit diesen Dingen in Ruhe! Ich bin hier überflüssig. Am liebsten wäre ich jetzt wieder in Kroatien. Eine anständige Aufgabe an der Front gibt es für mich im Augenblick sowieso nicht. Sehen Sie», er zeigt auf einen Nietzscheband, «ich beschäftige mich deswegen mit Philosophie. Und ausserdem bearbeite ich Ordensangelegenheiten. Schöne Orden haben wir, sehen Sie mal!» Er legt mir Abbildungen vor und spricht mit wachsender Begeisterung von seinen Kreuzen und Medaillen. Ich habe Mühe, mich aus diesem Redeschwall zu retten, ohne unhöflich zu erscheinen. Es gelingt mir jedoch, und ich stapfe schliesslich wieder nach Hause. Ich bin empört über diesen Oberst. Über seine verantwortungslose Haltung. Über die Gleichgültigkeit gegenüber seinen Soldaten. Über seine Spielerei. Und solch ein Mann ist der Führer der gesamten kroatischen Legion! Ich bekomme Zweifel an den Grundsätzen der sogenannten Bestenauslese. Aber – es geht nun schon drei Jahre so – die harte Wirklichkeit des Krieges reisst einen aus den Gedankengängen heraus, lässt mich nicht zu Ende denken. Verflixt, dreihundert Mann, ein einziges Bataillon, mehr nicht, das ist alles, womit ich rechnen kann. Und wer weiss, in welchem Zustand sich die Einheiten befinden!

Abends sitze ich lange mit dem Kompaniechef der 3. Kompanie zusammen. Wir haben den Stadtplan vor uns und besprechen alle Möglichkeiten. Fiedler ist sehr pessimistisch.

«Das geht nicht gut. Verlass dich bloss nicht auf die andern! Du kannst nur mit unseren Männern rechnen. Denk an die Reserven, die sie drüben haben! Für jeden gefallenen Russen stehen zwei neue da.» Das ist nicht zu bestreiten. Deswegen habe ich mich ja auch gegen diesen Angriff gesträubt. Aber es hat doch nichts geholfen, wir müssen trotzdem ran. Und wenn wir schon angreifen, dann so, dass wir in Zukunft in dieser Ecke Ruhe haben. Jetzt muss ich erst einmal Fiedler überzeugen, dass er an einen Erfolg glaubt. «Das ist richtig, Paul, mit der Methode Nullachtfünfzehn kommen wir nicht weiter. Wir müssen neue Wege suchen.»

«Nun fang du auch noch damit an! Ich denke, wir haben von dieser Kriegführung gerade genug. Was hat sie uns gebracht? Vorn steht und kämpft ein dünner Schützenschleier, eine Perlenkette, und dahinter, wo früher die Reserven standen, erstreckt sich ein Vakuum. Ein ganz elender Mist ist das!»

«Du hast recht, Paul. Aber was hat das mit uns zu tun? Ich werde die Halle vier mit geballter Kraft sprengen.»

Ich erkläre ihm meinen Plan. Vier starke Stosgruppen will ich ansetzen. Jede – dreissig bis vierzig Mann stark – wird unterteilt in Stosstrupp und Sicherungstrupp. Ich skizziere das Schema, notiere Punkte für den Angriffsbefehl. Das Vorbereitungsfeuer der Artillerie und der Infanteriegeschütze soll nur ein paar Minuten dauern, um das Überraschungsmoment nicht ganz auszuschalten. Der Einbruch in die Halle darf nicht durch die Tore oder Fenster erfolgen. Eine ganze Hallenecke muss weggesprengt werden. Durch diese Bresche dringt der erste Stosstrupp ein. Die vorgeschobenen Beobachter gehen mit den Stosstrupfführern mit. Die Ausrüstung der Stosstrupps besteht aus Maschinenpistolen, Flammenwerfern, Handgranaten, geballten Ladungen, Sprengkörpern, Nebelkerzen. Der Sicherungstrupp hat Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Sprengmunition und Minen bei sich. Abstand der beiden Trupps voneinander jeweils dreissig Meter. Das gewonnene Gelände wird vom nachrückenden kroatischen Bataillon sofort besetzt und gesichert.

Fiedler hört ruhig zu. Ich erläutere an Zeichnungen, ich zeige auf die Karte. Schliesslich nickt mein Gegenüber und sagt: «Wenn das Ding überhaupt zu knacken ist, dann nur so. Ich muss sagen, allmählich bekomme ich Zutrauen. Die Idee mit dem Wegsprengen der Ecke ist das Entscheidende. Dadurch kann der Laden klappen. Was hast du denn da skizziert? Schon den Angriffsbefehl?»

«Ja, aber nur über'n Daumen. Verschiedenes wird sich noch ändern.»
«Egal, lies vor!»

«Schön, wenn du's haben willst – aber ich sage dir noch einmal, dass auf Grund unserer morgigen Erkundung manches anders werden kann. Sieh ihn dir am besten selber an!»

«Befehl für den Angriff am 11.11.42.

1. *Feind* hält mit starken Kräften Teile des Werkgeländes «Roter Oktober». Die Martinofenhalle (Halle 4) ist der Brennpunkt seiner Verteidigung. Mit der Wegnahme dieser Halle fällt Stalin-grad.
2. *Verst. Pi. Btl. 179* nimmt am 11.11. Halle 4 und stösst zur Wolga durch. Erstes Angriffsziel: Südostseite Halle 4.
3. *Es werden eingesetzt:*
rechts: Pi. Btl. Sprenger,
Mitte: 1. und 3. Kp.,
links: 2. Kp.
Trennungslinie zwischen Pi. Sprenger und 1. Kp.: Südwestliche Hallenwand.
Trennungslinie zwischen 3. und 2. Kp.:
Nordostwärtige Hallenwand.
Gliederung und Ausrüstung gemäss mündlicher Anweisung.
4. *Artillerieregiment und IG-Gruppe* (8 Geschütze) unterstützen den Angriff durch Vernichtungsfeuer auf Nordwestteil Halle 4 von x – 5 bis x Uhr,
danach durch Niederkämpfen auftretender Ziele im Zuge des Angriffs. VB gehen mit den Stosstruppführern mit, Artillerieregiment mit Pi. Sprenger und 2. Kp., IG-Gruppe mit 1. und 3. Kp.
5. *2-cm-Flakbatterie* unterstützt den Angriff durch Niederkämpfen der Scharfschützen im Dachgestänge der Halle aus Stellungen in Gegend Leiterhaus.
6. *Kroat. IR 369* besetzt und sichert unmittelbar hinter den Stossgruppen das gewonnene Gelände.
Eine Kompanie zu meiner Verfügung bei Leiterhaus.
7. *Bereitstellung* muss bis 3.00 Uhr eingenommen sein. Meldung unter «Martin».
8. *Leuchtzeichen:*
Weiss: Hier sind wir (alle 5 Minuten).
Rot: Gegenangriff.
Grün: Verstärkung erbeten.
9. *Truppenverbandplatz:*
Haus 50 Meter nordwestlich Halle 4.

10. *Kampfgruppeneinsatzstand:*

Zunächst Haus zwischen Halle 2 und Leiterhaus, nach Erreichen des ersten Angriffszieles: Halle 4.

11. *Nachrichtenstaffel:*

legt Draht zu 1. und 3. Kp.

Artillerieregiment und IG-Gruppe sind für Drahtverbindung zu ihren Feuerstellungen selbst verantwortlich.»

Paul hat seine Feldbluse aufgeknöpft. Das ist ein gutes Zeichen.

Drei Uhr. Toni tritt ruckartig auf die Bremse.

«Verflucht! Jetzt wären wir beinahe aufgebrummt.»

Der Wagen steht wenige Zentimeter vor einem zerschossenen Krad. Daneben liegt der Kraftfahrer, der Stahlhelm zwei Meter weiter. Fiedler und ich springen 'raus. Ein Blick genügt, hief kommt jede Hilfe zu spät. Die Uniform ist aufgerissen und blutdurchtränkt. Fiedler und ich fassen zu. Wir legen den Toten an den Strassenrand und schieben dann die Überreste des Krads an die Seite. Weiter geht's.

Im grünlich-kalten Mondlicht tastet sich der Wagen, durch schwarze Schluchten, über steile Hänge, am Rand neuer Granattrichter weiter nach vorn. Vor uns lodert das Feuer. Das ist Stalingrad. Tags ein Glimmen und Schwelen. Nachts ein Brennen und Leuchten. Ununterbrochen lastet eine riesige Rauchwolke über den Ruinen. Sie lässt den erstickenden Qualm nicht entweichen. Seitwärts wälzt er sich in die Weite und begrüsst jeden Neuling: «Kehr um, hier ist der Teufel los.» Doch unsere Sinne sind in den letzten Wochen stumpf geworden. Wir haben kein Ohr für die Stimme des Feuers und der Vernichtung. Unser Auge sieht durch eine Brille besonderer Art. Die nächste Umgebung der rauchenden Schutthaufen und der sterbenden Kameraden ist unklar, sie verschwimmt. Scharf zu erkennen ist lediglich das grosse Ziel in der Ferne: Wenn wir am Fluss sind, ist zunächst einmal Ruhe. So ähneln wir aufgezogenen Spielzeuglokomotiven, die ohne Rücksicht auf Stühle, Teppich und Tischbeine stur vorwärts rasen, bis sie an einem Hindernis kippen und abschnurren.

Wir sind an den Weissen Häusern. Toni fährt den Wagen eng an eine

stabile Fassade, die den Russen den Einblick verwehrt. Er soll hier auf uns warten. Dann nehmen wir Stahlhelm und Maschinenpistole und ziehen Richtung «Roter Oktober». Über unseren Köpfen brummt es.

«Nähmaschinen», meint Berger.

Taghell wird es plötzlich. Eine gelbe Fackel hängt am Himmel und erleuchtet das verbrannte Gelände. Ein pfeifendes Zischen. Immer deutlicher.

«Deckung!»

Da kracht es auch schon. Einmal, zweimal, fünfmal, achtmal. Kleine Brocken, aber fester als unsere Köpfe. Noch ein leichtes Singen in der Luft. Die letzten Splitter verteilen sich. Dann Ruhe. Auch die Fackel ist erloschen. Ich will aufstehen. Aber erst einmal können! Ich bin halb begraben und habe es gar nicht gemerkt. Erdbrocken werden beiseite geschoben, der Dreck abgeschüttelt.

«Paul, Berger, Emig!»

Alle sind da. Emig blutet. Er hat sich nicht schnell genug hingeworfen und ist vom Luftdruck zu Boden geschleudert worden. Nase und Kinn sind zerschunden.

«Bis zum nächsten Urlaub ist es wieder in Ordnung.»

Weiter geht es ohne Zwischenfall.

«Halt, wer da?»

«Dünkirchen.»

Wir sind beim Regimentsgefechtsstand der Infanterie.

«Ist der Oberstleutnant da?»

«Jawohl, er ist vor zehn Minuten zurückgekommen.»

Ich lasse die anderen links in den Vermittlungskeller treten und gehe die Stufen hinunter. Auf beiden Backen kauend, kommt mir Wolf entgegen. In der linken Hand hat er ein Stück Wurst. Mit der rechten klopft er mir auf die Schulter.

«Schwere Sache gehabt. Einbruch in Halle zwei. Mordsschweinerei. Die Kerle haben gepennt. Eben dagewesen. Gott sei Dank ist alles wieder in Ordnung.»

Er zieht eine flache Reiseflasche aus der Gesässtasche und nimmt einen kräftigen Schluck.

Ich erzähle ihm von meinem Auftrag. Sein unausgeschlafenes-blasses

Gesicht entspannt sich. Die Augen blinzeln listig. Er hofft auf Entlastung seines Regiments. Ich bitte Wolf, unsere Erkundung den Bataillonen durchzugeben, und beschreibe ihm noch die Stelle, wo sein gefallener Kradfahrer liegt. Dann verabschiede ich mich wieder.

Draussen warten schon meine Begleiter. Die erste Dämmerung hat die Finsternis der Nacht abgelöst. In gespenstisches Halbdunkel ist das Gelände getaucht. Jeder Quadratmeter scheint umgepflügt, Bomben- und Granattrichter, so weit das Auge sehen kann. Hier steht noch eine kleine Hausecke. Dort sieht man einen Kellereinstieg. Dazwischen ragen stehengebliebene Kamine wie mahnende Finger zum Himmel. Rauchende Schutthaufen vervollständigen das Bild. Aasgeruch verpestet die Luft. Wir hasten in einer engen Balka nach vorn. Leichtverwundete kommen uns entgegen. Soldaten kreuzen unseren Weg. Ihr Ziel sind Werferstellungen, die seitlich im Gelände liegen. Geschosse, Minen, Patronenkästen werden geschleppt. Einschläge liegen vor und hinter uns, rechts und links. Alle fünf Schritte liegen wir lang und lassen die Splitter über uns wegpfeifen. Bei den Kämpfen in dieser Stadt haben sich in uns neue Züge entwickelt. Was wir in Frankreich noch nicht nötig hatten, schaffen wir heute: Wir liegen im richtigen Augenblick lang, nicht zu früh und nicht zu spät. Wir sehen es einer Mauerecke an, ob sich hinter ihr etwas verbirgt. Wer neu nach vorn kommt, macht das nicht lange mit. Die Lehrzeit ist zu kurz, und es erwischt ihn bestimmt vorher. Die Alten, die seit Anfang an in Stalingrad dabei sind, haben sich schon ganz auf diesen Krieg eingestellt, den kein deutscher Soldat vor uns durchgemacht hat.

Noch vor einem Vierteljahr war der Offizier in unserer Division mit geringen Ausnahmen ein bestimmter Typ, durch Erziehung und Erfahrung geschaffen. Heute ist das anders. Die Trümmerstadt, der pausenlose Kampf, die Intensität der Vernichtung haben die Menschen geändert. Gemeinsam ist ihnen die Scheu, Anweisungen zu geben, die neue Opfer fordern. Aber schon der Weg dahin trennt sie. Die einen sind noch robust genug, Befehle routinemässig zu erteilen. Andere müssen dabei schon zur Flasche greifen, um ihr Gewissen vorübergehend zu betäuben. Nach einem zusammengebrochenen An-

griff stehen sie dann fassungslos da, während die ersten ihre Verluste anscheinend wieder routinemässig registrieren und zum nächsten Punkt der Tagesordnung übergehen. Doch dieser Schein trügt. Hinter einer unerschütterlichen Fassade legt sich auch bei ihnen ein leichter Krampf auf die Kehle, wenn von einer Kompanie nur die Hälfte zurückkehrt. Aber sie wollen Haltung bewahren, das gehört zu ihrer Aufgabe. Niemand soll wissen, wie es in ihnen aussieht. Da sie die Augen auf sich gerichtet fühlen, geben sie sich einen Ruck: Das darf uns nicht umwerfen, wir werden es trotzdem schaffen! Daneben finden wir die sturen Hitleranhänger, für die jeder Befehl gut und richtig ist, weil er eben von oben kommt und dem Willen ihres Führers entspricht. Sie belasten ihren Kopf am wenigsten. Wieder andere – und ihrer werden von Tag zu Tag mehr – beginnen nachzudenken. Sie sehen, wie Panzer- und Infanteriedivisionen nach vorn gehen, wie die Verbände nach kurzer Zeit verbrannt und verschlackt liegenbleiben, sie sehen, wie die Einsatzbereitschaft langsam bröcklig wird, und sie fragen nach dem Sinn dieser Knochenmühle. Sie können nicht fassen, wofür die vielen Menschen und der gute Wille hier geopfert werden. Da sie auf ihre Fragen keine vernünftige Antwort erhalten, resignieren sie schliesslich und sind nur noch bestrebt, ihre Soldaten weitgehend zu schonen und ihnen möglichst lange das Leben zu erhalten. Das sieht bisweilen nach Furcht aus, nach Feigheit, aber es sitzt tiefer. Sie lassen sich einfach nichts vormachen. Dabei tauchen in dieser Gruppe auch solche Offiziere unter, bei denen der glänzende Lack einer jahrelangen Erziehung zu blättern beginnt, die wirklich ängstlich geworden sind, ohne dass sie so weit gedacht haben wie ihr Nebenmann. Es sind zwar nicht viele, aber man soll sie nicht vergessen. Jedenfalls kann von einer einheitlichen Haltung der Truppenoffiziere nicht mehr gesprochen werden. Wie die ganze Armee im Laufe der letzten Wochen eine andere geworden ist, so steckt auch das Offizierkorps vom Kommandeur bis zum Zugführer in einer Krise, von der man noch nicht weiss, wie sie sich weiterentwickeln wird.

Ich blicke auf die Uhr. Kurz vor vier. Vor uns liegt der befohlene

Treffpunkt, ein kleiner Turm. Vor drei Tagen war er noch fünf Meter hoch. Heute ist er ein Geröllhaufen wie unzählige andere. Die Einheitsführer sind vollzählig zur Stelle. Aber sehen können wir nun von hier aus nichts mehr, seitdem der Turm verschwunden ist. Wir müssen also unmittelbar an die Halle vor. Neuer Treffpunkt, Einteilung, Aufbruch. Es ist schon unangenehm hell geworden. Darüber hinaus scheinen jetzt alle Kanoniere der Roten Armee mit ihrem ersten Frühstück fertig zu sein. In grossen Abständen huschen wir über Schutt und Stein, durch wirbelnde Asche. Einschläge in der Nähe sorgen für die nötigen Atempausen. Aber nur nicht unnötig lange liegen! Weiter, weiter! Hier gibt es keinen Fleck, wo man ausser Gefahr wäre. Am Bahndamm begrüsse ich den Kommandeur des hier eingesetzten Grenadierbataillons. Ein Sprung, def Damm liegt hinter mir. Jetzt noch die Asphaltstrasse mit den zerstörten Strassenbahnwagen. Über durchfurchte Wege und klappernde Dachbleche, durch Brand- und Staubwolken haste ich weiter. Die letzten Meter! Ich bin zur Stelle. Ausser Atem werfe ich mich an eine stehengebliebene Fassade und schaue zurück. Die anderen kommen. Wie aufgeschreckte Feldmäuse schlängeln sie sich durchs Gelände. Und über all dieser Hast steht das unschuldige Lächeln eines blonden Kinderköpfchens, das unbeirrbar von einer zerfetzten Tapete des ersten Stockwerks auf mich herabstrahlt. Ich denke an unser Zuhause, an die deutschen Städte. Was wird wohl aus denen? Die ersten Bomben sind dort schon gefallen. Ob das auch so aussieht wie hier?

Die Mauer, an der ich liege, ist ziemlich stark. Ich schätze sie auf achtzig Zentimeter. Vom Treppenhaus steht noch das Eisengerüst. Ich turne hoch und winke die anderen heran. Fünf Meter über dem Erdboden befinden sich Scharten, durch die wir einen tadellosen Überblick haben. Wir verteilen uns und schauen uns um. Keine fünfzig Meter vor uns liegt Halle 4. Finster ragt der Koloss auf. Davor und links davon ein Bild der Zerstörung in Schwarz und Rostrot. Granatrichter und Kohlenhaufen, Schienenstränge und Eisenteile jeder Grösse. Die Schienen befinden sich zum Teil noch in ihrer alten Lage, zum Teil sind sie aufgerissen und zeigen mit ihren geborstenen Enden

abgewinkelt nach oben. Zerschossene und zerbombte Güterwagen bedecken in wirrem Durcheinander den Boden. Quer durch dieses Labyrinth zieht sich unsere Minensperre. Ich erkenne die Festpunkte, mit deren Hilfe wir seinerzeit vermessen haben. Direkt unter uns steht ein schweres Maschinengewehr, gut getarnt, mit zwei kroatischen Soldaten. Die anderen sind wohl im Bunker.

Die Halle 4 ist ein mächtiger Bau, über hundert Meter lang, in der vorderen Hälfte etwa vierzig Meter, dann achtzig Meter breit. Sie ist das Kernstück des gesamten Werkes, über dem die hohen Schornsteine aufragen. Das einseitig offenstehende Hallentor gähnt uns unheimlich an. Obwohl nur noch das offene Dachgestänge die Halle nach oben abschliesst, ist im Innern nichts zu erkennen.

Ich entwickle leise den Angriffsplan. Ab und zu muss ich schreien, um das Kreischen des Metalls, das Heulen der Splitter zu übertönen. Ich spreche von den acht Martinöfen, die in der Halle stehen. Sie sind tief in den Boden eingelassen. Treppen führen in die Tiefe, vierzig, fünfzig Meter. Sie münden in betonierte Unterkunftsräume und Hallen, frühere Lagerräume und Kammern. Vermutlich führt ein unterirdischer Gang von dort zur Wolga. Menschen, Verpflegung und Material strömen so ins Werk, ohne dass etwas bemerkt werden kann. Ich wende mich an Feldwebel Fetzer, der neben mir an der Mauer klebt.

«Die Hallenecke vorn rechts müssen Sie in die Luft jagen. Nehmen Sie drei Zentner Sprengstoff. Heute Nacht muss das Zeug 'rangebracht werden, und morgen früh ist die Sprengung das Signal für den Angriff. Trauen Sie sich das zu?»

«Jawohl, Herr Hauptmann, das klappt.»

Ich weise noch die anderen ein, zeige die Bereitstellungsräume. Der Angriffsbefehl bleibt im Grossen und Ganzen so, wie ich ihn mit Fiedler durchgesprochen habe. Dann verlassen wir den ungastlichen Ort. Jeder geht an die Vorbereitungen des morgigen Angriffs. Ich mache noch einen kurzen Abstecher in den Gefechtsstand des Majors Breivikow. Da ich ihn nicht antreffe, lasse ich meine Befehle bei seinem Adjutanten. Dann pirsche ich mich zurück.

«Martin». Die letzte Meldung dieser Art kommt eben an. Ich sehe auf die Uhr. 02.55 Uhr. Alles ist fertig. Die Sturmgruppen liegen in ihren Bereitstellungsräumen. Ihre Ausrüstung und Nahkampfmittel sind überprüft. Die Minensperre vor Halle 4 ist aufgenommen.

In Ordnung.

Die Batterien und Infanteriegeschütze haben ihre Rohre auf das Angriffsziel gerichtet. Munition liegt bereit.

In Ordnung.

Die Flakbatterie ist in Stellung gegangen. Die 2-cm-Läufe können jederzeit losbellen.

In Ordnung.

Das kroatische Bataillon steht einsatzbereit, um sofort nachrücken zu können. Die Drahtverbindungen sind gelegt. Der Arzt hat sich eingerichtet.

Alles in Ordnung.

Ich bin beruhigt und stecke mir eine neue Zigarette an. Es ist doch empfindlich kalt hier unten im kroatischen Bunker und unfreundlich. Ein völlig verrusstes Loch mit zwei Betten, einem Miniaturtisch und vier Hockern ist dieser Gefechtsstand. Alle Augenblicke rieselt der Kalk von der Decke und verdüstert den an sich schon matten Schein der Petroleumlampe noch mehr. Draussen ist es verhältnismässig ruhig. Nur ab und zu hört man das nervöse Tackern der Maschinengewehre. Dazwischen erschüttern schwere Detonationen unseren Keller und bedecken uns mit einer Staubschicht. Aber sicher scheint dieser Unterstand zu sein, dafür spricht schon sein Bewohner, Major Breiwickow. «Sicher ist sicher» heisst sein Leitspruch. Und sicher kann er sich hier fühlen. Ein halb zusammengeschoßenes Haus liegt als Dekkung auf seinem Keller. Trotzdem macht er ein ängstliches Gesicht und fragt mich immer wieder: «Was meinen Sie, wie lange wird das hier noch dauern?»

Ich weiss nicht, was er unter «das» versteht. Ich will und darf das nicht wissen. Gerade jetzt, jetzt, wo ich angreifen soll! Ich stehe auf, gehe hin und her. Durch einen kleinen Spalt fällt Licht. Ich gehe darauf zu, stosse eine Holztür auf und stehe in einem grösseren Kellerraum. In

der Mitte lodert ein offenes Feuer. Eng aneinandergedrückt sitzen, hocken und liegen wohl hundertfünfzig Soldaten im Kreis herum. Sie bieten einen trostlosen Anblick. Die Uniformen hängen an den dünnen Körpern. Die Feldblusen sind zerrissen, die Knie liegen frei. An Nähen denkt keiner. Einmal hat man hier vorn keine Zeit, und zum andern fehlen Nadel und Zwirn. Da an Ablösung gar nicht zu denken ist, geht der Auflösungsprozess immer weiter. Mit den Stiefeln steht es nicht besser. Die Nähte sind geplatzt. Die Sohlen sind los und behelfsmässig mit dünnem Draht festgewickelt. Aber keiner spricht davon. Die einen sitzen durchnässt und durchgefroren so dicht an der Flamme, dass man Angst bekommt, das Feuer könnte übergreifen. Mit stumpfem Blick stieren sie auf die knisternden Scheite. Andere liegen lang auf dem Bauch, die Ellbogen auf die Erde gestützt, die Augen geschlossen. Und dazwischen schnarchen die ganz Müden. Um durch nichts gestört zu werden, haben sie sich den schweren Mantel über den Kopf gezogen. In einer Ecke flüstern zwei Kameraden miteinander. Der kleinere hält ein Eisernes Kreuz mit frischem Band in seinen Händen. Vorn in der rechten Ecke steht ein Unterarzt und erneuert Verbände. Zwischendurch pinselt er Jod auf frische Schrammen und gibt Tabletten aus. Alles in allem liegt über dem Raum eine Art Vergessenheit, in der Träumen und Wachen ineinander überfliessen.

Es wird Zeit, dass ich aufbreche. Berger bleibt am Apparat zurück. Mit Emig husche ich quer durch das Trümmerfeld in den Bereitstellungsraum. Es ist noch sehr dunkel. Nur weiter südlich spannen sich die hellen Fäden der Leuchtpurgeschosse am Himmel. Ich komme gerade zur rechten Zeit. Hinter uns hören wir die Abschüsse der Geschütze. Unsichtbar ziehen die Geschosse ihre Bahn. Heulend und pfeifend durchschneiden sie die Luft und krepieren fünfzig Meter vor uns in der Halle. Schwarze Erd- und Rauchsäulen steigen hoch. Man kann die Einschläge schon erkennen, ein erster Anflug der Morgendämmerung ist jetzt da. Weiter rechts und links wird das ohnehin über und über mit Trichtern besäte Gelände von Neuem kreuz und quer durchpflügt. Mit unfassbarer Geschwindigkeit folgen die Explosio-

nen einander. Ein alles erdrückendes Getöse erhebt sich über der zitternden Erde, lanschwellend, abnehmend, aber ohne Pause.

Da – kurz vor uns ein Einschlag! Links davon noch einer. Eine ganze Lage schlägt links von uns ein. Halle, Werkhof und Schornsteine ertrinken im schwarzen Nebel.

«VB zu mir! Donnerwetter, sind die wahnsinnig? Alles zu kurz!»

Ich unterbreche mich. Drüben im Osten, jenseits der Wolga, blitzt es auf. Noch einmal und noch einmal. Das ist also gar nicht unsere Artillerie! Aber wie ist das möglich? So schnell kann kein Kanonier der Welt reagieren. Unmöglich. Hier muss etwas anderes mitspielen.

Von links dringt der Ruf «Sanitäter!» zu uns. Ausfälle schon vor Angriffsbeginn! Die haben uns bei unserer Kampfstärke gerade noch gefehlt.

Aber dann ist es soweit! Unsere Artillerie verlegt ihr Feuer nach vorn. Jetzt 'ran! Feldwebel Fetzer schwingt seinen leichten, wie es scheint, gewichtlos gewordenen Körper aus der Mulde und huscht auf die Silhouette zu, die sich düster im Halbdunkel abhebt. Jetzt kommt es darauf an. Reicht die Munition aus? Ist die Zündung sorgfältig genug vorbereitet? Schon kommt Fetzer zurück, er ist keine Minute weg gewesen. Vor Aufregung bekommt er keine Luft, seine Nasenflügel blähen sich. Er schnauft wie ein abgehetztes Pferd nach einem scharfen Trab. «Brennt», schreit er und liegt wieder lang. Ich zittere am ganzen Körper und höre die Schläge des eigenen Herzens. Gleich muss es soweit sein, ... ein grellgelber Blitz! Die Hallenwand wankt, bricht. Ein ohrenbetäubender Schlag zwingt alles zu Boden. Ein ungeheurer Luftdruck fegt über uns hinweg. Und schon prasseln Steinsplitter, ganze Ziegelsteine, Eisenteile und Blechfetzen herab. Dicker Nebel hüllt uns ein, grau und schwarz. Rauch beisst in die Augen. Man sieht keinen Meter weit. Mitten hinein in diesen Dunst stürzen die Stosstrupps. Sie springen über alle Hindernisse nach vorn. Als die Nebelwand aufreißt, sehe ich, dass die ganze rechte Hallenecke eingestürzt ist. Durch die zehn Meter breite Bresche, über den eben entstandenen Geröllhaufen hinweg, dringen die ersten Pioniere in die Halle ein.

Über ihren Köpfen schwingen gekürzte und verbogene Teile des Dachgestänges nach. Ich kann auch erkennen, dass die zweite Stossgruppe weiter Links bereits in die Halle hineinstösst, dass der Angriff rechts und links im freien Gelände flüssig vorgetragen wird. Die Flakbatterie hat das Dach mit Leuchtschurmunition unter Feuer genommen. In regelmässigen Abständen erfolgt die Feuerunterstützung durch die grossen Kaliber. Eben rücken die Sicherungstrupps nach. Und doch – eigenartig, eine verzweifelte Angst überfällt mich. Warum, weiss ich nicht, vielleicht hängt es mit dem russischen Artillerieüberfall zusammen. Ich springe mit Emig auf das mir dunkel entgegenstarende Loch zu, klettere über den Schutthaufen. Gerade geht die erste weisse Leuchtkugel hoch, dreissig Meter vor mir. Sie muss von Fetzer sein.

Aus dem grossen Sprengtrichter halte ich Umschau. Ein Halbdunkel umfängt mich, eine Schattenwelt, wie man sie nur aus den alten gotischen Domen kennt. Ich bin im ersten Augenblick nicht in der Lage, Einzelheiten zu unterscheiden. Die Verteidiger sind hier von vornherein gegen jeden Eindringling im Vorteil. Querschläger hauen neben mir in die Erde. Sie kommen vom Dachgestänge. Die Flak muss ihr Feuer vorverlegen. Ich schicke einen Melder los. Allmählich lichtet sich das Dunkel für meine Augen. Wie von einem gewaltigen Orkan auseinandergefegt, liegen Eisenteile jeder Grösse und jeder Art in wildem Chaos herum. Verbogene Eisenkonstruktionen hängen vom Dach herunter. Dicke Stümpfe von Streckträgern ragen aus dem Boden. Und das Übelste: Das Innere der Halle ist ein einziges Trichterfeld. Wochenlang hat die Luftwaffe ihre Bomben auf dieses Werk geworfen. Kampf- und Stukageschwader lösten einander ab. Haubitzen, Kanonen und Mörser kehrten das Unterste zuoberst. Kein Fleckchen blieb unberührt. Über den schwarzen Trichtern liegen Gestänge und Pfosten kreuz und quer. Der Soldat, der hier Raum gewinnen will, muss seine ganze Aufmerksamkeit auf den Boden lenken. Sonst zappelt er, in das Eisengewirr verstrickt, zwischen Himmel und Erde wie ein Fisch auf dem Trocknen. Die Tiefe der Trichter und die Lage der herumliegenden Teile zwingen die anstürmendqn Trupps, Mann hinter Mann immer wieder über dieselben Träger zu balancieren. Auf

diese Stellen sind die russischen Maschinengewehre eingeschossen. Hier konzentriert sich das Feuer der MPI-Schützen vom Dachgestänge und aus den Erdbunkern. Hinter jedem Mauervorsprung steht ein Rotarmist und wirft genau berechnend seine Handgranaten. Die Verteidigung ist gut vorbereitet, der Kampf um die Halle hat erst angefangen – wie wird er enden?

Fetzer liegt ungefähr fünfzig Meter vor mir. Ein schräger tödlicher Sturzregen von Maschinengewehrfeuer peitscht auf seine Gruppe nieder. Unsere MPI-Schützen nehmen das Nest unter Feuer. Sie schießen ihre Magazine so schnell leer, als wollten sie ihren gesamten Munitionsvorrat auf einmal loswerden. Sprungweise kommt der Trupp vorwärts. Dampf, mit rollendem Widerhall dröhnen die Einschläge der Infanteriegeschütze dazwischen. Heller und trockener klingen die Explosionen der geballten Ladungen. Der Hall bricht sich an den Wänden. Ich springe aus meinem Trichter. Fünf Schritte, dann zwingt mich ein Feuerstoss zu Boden. Neben mir liegt ein Gefreiter. Ich stosse ihn an. Er reagiert nicht, auch nicht auf meinen Anruf. Ich klopfe an seinen Stahlhelm. Der Kopf fällt zur Seite. Mit verzerrten Zügen starrt mich ein Toter an. Ich stürze nach vorn, stolpere über den nächsten Toten und liege plötzlich in einem tiefen Trichter. Emig zerrt mich hoch. Schräg vor mir liegen konisch zulaufende Röhren, aus denen Scharfschützen das Feuer eröffnen. Flammenwerfer gehen gegen sie vor. Für Augenblicke ist es im Umkreis von dreissig Metern taghell. Ich erkenne eine quer durch die Halle laufende Barrikade aus Loren, Schienen, Eisenstangen und Trägern. Die Stossgruppe liegt kurz davor. Da kracht es auch schon. Handgranaten detonieren, eine ganze Salve. Die Verteidiger wehren uns mit allen Mitteln ab, zähe Burschen sind das. Wie ein Reptil rutsche ich auf dem Bauch weiter nach vorn.

«Feldweibel Fetzer zu mir!»

Ich schreie, so laut ich kann. Ein paar Sekunden, da springt mir einer ins Kreuz und rollt schnell zur Seite. Fetzer. Er zieht mich zu sich in eine flache Mulde.

«Es geht nicht. Wir schaffen's nicht. Die Hälfte ist schon ausgefallen.»

«Fetzer, haben Sie noch genug Munition? Dann sprengen Sie eine Gasse in die Barrikade!»

«Wird schon gemacht. Aber was nützt das, Herr Hauptmann? Zwanzig Meter weiter, und ich stehe mit zwei, drei Mann allein in der Halle.»

«Ich schicke Ihnen Verstärkung. Aber nicht lockerlassen!» «Wir tun, was wir können. Aber diese elende Halle ist eine Festung für sich.»

«Ich schicke Ihnen eine ganze Kompanie. Dann werden Sie's schaffen.»

«Gut.»

Ich springe zurück, so schnell ich kann. Rechts und links von mir prasselt es in die Trümmer. Der Tod heult in allen Tonarten. Mit letzter Kraft erreiche ich den Ri es entrichtet an der Hallenecke. Er ist besetzt. Dr. Schostock ist am Verbinden.

«Doktor, was machst du denn hier?»

«Über vierzig Mann sind schon durch. Zum grössten Teil schwer verwundet.»

«Aber dein Verbandplatz ist doch hinten.»

«Da bin ich zu weit weg. Dort könnte ich manchem nicht mehr helfen.»

«Schon gut, wie spät hast du's?»

«Sieben.»

Ich glaube nicht recht zu hören. Drei Stunden Kampf und siebzig Meter gewonnen! Ich schicke Emig los.

«Die erste Kroatenkompanie soll sofort antreten. Die bringen Sie zu Fetzer.»

Ich gehe langsam hinterher. Es ist sonnig-hell draussen. Einzelne Wolkenflocken ziehen ruhig und majestätisch nach Osten. Jagdflugzeuge rasen nach Norden, sie eilen dem Lärm ihrer Motoren, der hell und metallisch durch die klare Luft schwingt, voraus.

Von der Stossgruppe Limbach sehe ich in hundert Meter Entfernung zwei Stahlhelme. Die anderen müssen auch dort liegen. Ein wütendes Feuer schlägt aus den Schiessscharten der Halle in diese Gegend.

Emig kommt mir entgegen, aufgelockert hinter ihm her wohl an die

hundert Mann, die Kroaten. Mit verbissenen Gesichtern streben sie auf Halle 4 zu. Ich drehe mich um. Über der Halle steigt gerade eine rote Leuchtkugel hoch, gleich darauf eine grüne. Das heisst «Gegenangriff» und «Verstärkung erbeten». Da kommt die kroatische Verstärkung richtig. Der Verbindungsoffizier hat sie gestern gelobt. Ohne lange zu überlegen, gehen sie auf ihr Ziel los, wilde Gesellen, deren Stärke im Nahkampf liegt. Diese Männer werden Fetzer entlasten.

Berger stürzt mir im Keller entgegen.

«Herr Hauptmann, Fetzer hat eben gemeldet: Der Russe greift an.»

«Ich weiss. Eine Kroatenkompanie ist schon unterwegs.» «Ausserdem Meldung von rechts: Sprenger ist nicht vorwärtsgekommen. Ich glaube, es geht heute schief.»

«Sie Hellseher! Wenn Sie wüssten, was für Ausfälle wir schon haben! Major Breivikow», ich wende mich um, «sobald eine Kompanie in die Verteidigungsstellung vor Halle vier. Sofort!»

Es klingelt.

«Ja?»

«Hier Feldwebel Fetzer. Der Russe greift jetzt an. Ich kann nicht länger halten.»

«Sind die Kroaten schon da?»

«Jawohl, nutzt aber nichts. Die meisten laufen ins Feuer und fallen. Der Rest duckt ab, und die Offiziere kriegen ihre Leute nicht wieder hoch.»

«Fetzer, Sie müssen an Ort und Stelle entscheiden. Wenn Sie nicht halten können, gehen Sie zurück. Eine Kroatenkompanie wird Sie vor Halle vier aufnehmen.»

«Jawohl, es geht wirklich nicht mehr. Ich baue sofort ab.» Rechts von mir steht ein lehm- und dreckverkrusteter Pionier. Der Schweiß rinnt ihm übers Gesicht.

«Meldung von Feldwebel Schwarz: Oberfeldwebel Limbach schwer verwundet, Granatsplitter im Kopf. Die Hälfte der Stossgruppe ausgefallen. Der Rest liegt fest, kann keinen Schritt vor und zurück. Abwehr zu stark. Feldwebel Schwarz bittet um Verstärkung und Befehl.»

Ich gebe dem Melder einen schriftlichen Befehl mit: Liegenbleiben bis zum Einbruch der Dunkelheit, dann zurückgehen in die Verteidigungsstellung!

Es ist soweit. Alles war umsonst. Ich verstehe nicht, wo der Russe die Kraft hernimmt. Unfassbar ist das. Eine ohnmächtige Wut packt mich. Das erste Mal in diesem Krieg stehe ich vor einer Aufgabe, die einfach nicht zu lösen ist. Wird Halle 4 mit kleinen Stosstrupps angegriffen, dann reicht die Kraft nicht aus, über alle Hindernisse hinweg in die Tiefe zu stossen und das geschickt aufgebaute Verteidigungssystem restlos aufzurollen. Greift man mit stärkeren Kräften an, so haben diese keine Möglichkeit, sich in der Enge des Raumes zu entfalten. Sie bieten lediglich ein besseres Ziel und werden gruppenweise erledigt. Das heisst also: Halle 4 ist direkt nicht zu nehmen. Wenigstens nicht mit unseren Mitteln. Diese Erkenntnis erschüttert mich, der ich im Lauf der Feldzüge bisher über alle Schwierigkeiten hinweggekommen bin. Ständige Fronten, befestigte Linien, ausgebaute Fluss- und Kanalstellungen, schwer armierte Widerstandsnester, Städte und Dörfer haben wir überwunden. Immer haben unsere Mittel ausgereicht: Feuer, Öl, Benzin, Sprengstoff, Nebel, Rauch, Stahl, Eisen, Buntmetall und Gummi. Und nun steht hier kurz vor der Wolga eine lumpige Fabrikhalle, die nicht zu bezwingen ist. Ein Schlag der Ernüchterung ist es, der mich trifft. Ganz klein komme ich mir vor. Ich melde ein Gespräch an den General an.

In der Zwischenzeit läuft eine Meldung des Doktors ein. Hundertzehn Verwundete sind durch seine Hände gegangen. Sechzig Mann allein von meinem Bataillon und von Sprenger, das sind fünfzig Prozent der gesamten Angriffsstärke. Ein Teil der Verwundeten hat derartige Verletzungen, dass er seine Einlieferung in den Hauptverbandplatz nicht mehr erleben wird. Von den Kroaten sollen bisher dreissig gefallen sein. Fünfzig liegen am Verbandplatz und warten auf Abtransport. Im Übrigen befindet sich der Doktor wieder an der alten Stelle.

Ich überschlage kurz. Mit neunzig Mann ist das Bataillon zum Angriff angetreten. Ungefähr die Hälfte wird verwundet sein. Ausserdem muss ich mit fünfzehn bis zwanzig Toten rechnen.

Das heisst also: Das Bataillon hat aufgehört zu existieren. Ersatz bekomme ich nicht.

Es klingelt.

«Führer Wolga!»

«Schwerin. Na, sprechen Sie von der Wolga?»

Ich erkläre dem General den Verlauf des Angriffs. Ich spreche von der Unmöglichkeit, die Halle direkt zu nehmen. Auch die Zahlen der Verwundeten gebe ich durch.

Mein Gesprächspartner räuspert sich. In barschem Ton befiehlt er: «Das ist mir alles egal. Die Halle muss heute genommen werden, verstanden?»

«Herr General, das ist unmöglich.»

«Unmöglich gibt es nicht. Das sollten Sie als Soldat wissen. Sie sammeln jetzt die Reste Ihrer Gruppen und stellen sich erneut bereit. Angriff in einer halben Stunde.»

«Herr General, überzeugen Sie sich selbst. Ich kann nicht angreifen.»

«Was erlauben Sie sich?»

«Herr General, ich wiederhole: Ich kann nicht angreifen. Nach Einbruch der Dunkelheit werde ich zu Herrn General kommen und Meldung erstatten, ausserdem neue Vorschläge unterbreiten.»

Jetzt platzt dem Alten der Kragen. In schneidendem Ton hält er mir eine Lektion über Kriegskunst, taktisches Verständnis und gutes Benehmen. Er steigert sich in immer grössere Wut hinein. Ich lege den Hörer auf den Tisch, da ich keine Lust habe, mir diesen Ausbruch länger mit anzuhören. Am liebsten machte ich Götz von Berlichingen zitieren. Ich helfe mir damit, dass ich den Draht abklemme. Soll er doch denken, die Leitung sei zerschossen.

Ich wende mich zur Tür. Eben kommt Emig mit einem Russen 'rein. Ein Hüne. Gross und kräftig gebaut steht er vor mir, offenes Auge, entschlossenes Gesicht. So sieht also unser Gegner aus!

«Komm, setz dich her!»

Ich zeige auf einen Hocker.

«Ja ne panimaju», antwortet er mir achselzuckend.

Ich rufe nach einem Dolmetscher.

Im Laufe des Verhörs fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Der Russe wollte zur selben Zeit wie wir einen Angriff starten. Mehrere Kompanien standen bereit. Sie sind nachts über die Wolga gekommen und durch einen unterirdischen Gang in die Unterstände geschleust worden. Dort gibt es also noch Reserven. Das Angriffsziel waren die Weissen Häuser am Stadtrand. Bescheiden sind die nicht! Im Übrigen wird mir jetzt klar, woher der Artilleriebeschuss heute Morgen kam. Das war das Vorbereitungsfeuer der Russen. Mit Hexerei hatte es nichts zu tun. Die Verluste auf russischer Seite waren auch sehr hoch. Aber ich staune, mit welcher Zuversicht der Gefangene spricht. Von den letzten Zuckungen des Widerstandswillens kann gar keine Rede sein, wenn es auch täglich im «Völkischen Beobachter» steht. Hier stimmt doch etwas nicht!

Der Gefangene wird in den Nebenraum geführt und hockt sich an das immer noch lodernde Feuer. Ich beginne mit Berger ein Gespräch über unsere Lage hier in Stalingrad, das auf die grosse Lage übergreift und plötzlich mitten in der Politik steht. Es ist nur gut, dass Breivikow schläft. Was würde sonst unser Bundesgenosse von uns denken!

Die Zeit vergeht. Fetzer ist gekommen. Auch die anderen Einheitsführer. Die Bilanz ist niederschmetternd. Weit über die Hälfte unserer Soldaten ist tot oder schwer verwundet. Die Toten konnten nur zum Teil geborgen werden, da der Gegner stark nachdrückte. Jetzt ist die Halle wieder völlig in seiner Hand. Stand wie gestern. Nur Schwarz liegt noch draussen, er kann erst in der Dunkelheit zurück.

Passieren kann nicht mehr viel, da die 2. kroatische Kompanie als Verstärkung vor der Halle liegt. Ich gebe noch die Befehle für Sammeln und Rückmarsch, dann breche ich mit Emig auf. Mit einem letzten Seitenblick auf den Industriekoloss hasten wir durch die Trümmer und Schutthaufen zurück. Es wird bereits dunkel. Kein Wort fällt.

Aufatmend nehmen wir im Wagen Platz. Der Fahrer sieht mich prüfend von der Seite an, stellt aber keine Frage. Mein Gesicht sagt ihm wohl genug.

«Zur Division!»

Dann rollen wir ab. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Solch einen Tag vergisst man nicht so leicht. Ich hadere mit mir, weil ich angegriffen habe, obwohl ich gegen dieses Unternehmen war. Was will es schon sagen, dass der Russe auch Verluste hatte? Jede Nacht kommen neue Kräfte über die Wolga, trotz unserer Artillerie, trotz der Luftwaffe. Er steht im eigenen Land, wir ein paar tausend Kilometer von Deutschland entfernt. Er hatte Verluste, aber hat die Halle behauptet. Das ist ein Triumph, das stärkt die Moral. Was werden meine Soldaten denken, wenn sie noch ein paar solcher Pleiten erleben? Der Winter steht vor der Tür. Was wird, wenn wir hier nicht weiterkommen? Woran liegt das?

Mir tut der Kopf weh. Es reicht mir für heute.

Rasguljajewka. Ich winke dem präsentierenden Posten ab und lasse mich bei meinem Divisionskommandeur melden. Bei meinem Eintreten sitzt er mit langer Hose, sauber gebügelter Feldbluse und schnurgerade gezogenem Scheitel vor seinem Schreibtisch, als ob er als unschuldiges Engelchen eben vom Himmel gefallen wäre. Es fehlt nur noch der Wandspruch des Aristophanes: Die schönste Pflicht ist doch die Pflicht der andern.

Ich erstatte Meldung und schildere den Gefechtsverlauf bis in die Details. Ich spreche von der Angriffsabsicht des Gegners, seiner Stärke und meinen Verlusten. Ich füge nichts hinzu und lasse nichts weg.

Zuerst sitzend, dann erregt auf und ab gehend, hört der General sich meinen Bericht an. Er unterbricht mich nicht. Minutenlanges Schweigen, nachdem ich geendet habe. Schliesslich bricht er seine Wanderung ab und bleibt vor mir stehen.

«Nun sagen Sie mal, wie knacken wir die Halle? Können Sie einen vernünftigen Vorschlag machen?»

«Jawohl, Herr General, nach dem, was ich vorhin ausgeführt habe, ist es unmöglich, die Halle direkt zu nehmen. Die einzige Möglichkeit ist die: rechts und links vorbeistossen, die Wolga erreichen, den Nachschub abschneiden. Es muss eine Nachtaktion sein, da das Flankenfeuer sonst zu mörderisch ist. Die Verluste werden trotzdem hoch sein, da die neuen Stellungen an der Wolga in steinigem Boden ge-

sprengt werden müssen und die Soldaten beim besten Willen nicht im Laufe einer Nacht in die Erde verschwinden können. Zwei Nächte werden dazu nötig sein. Herr General, ich halte diesen Weg für den einzig möglichen. Morgen können aber selbst dafür die Kräfte nicht mehr reichen.»

«Hm.» Er grübelt, skizziert, macht sich Notizen. Schliesslich reicht er mir die Hand.

«Zunächst, mein Lieber, Ihnen und Ihrem Bataillon meine Anerkennung. Wenn Sie auch nicht das gesteckte Ziel erreicht haben, so können Sie doch für sich buchen, dass Sie durch Ihren Stoss die weitgreifenden Angriffsabsichten des Gegners unterbunden haben. Was Ihren Vorschlag anbetrifft, so lasse ich mir die Sache nochmals durch den Kopf gehen. Ausserdem muss ich mit meinem Ia darüber sprechen. Wahrscheinlich werde ich den Plan dem Kommandierenden vorlegen. Er soll uns dann Reserven zuteilen. Im Übrigen», er macht eine kleine Pause, «erkennen Sie doch endlich die Zeichen der Zeit! Meiner Ansicht nach stehen wir kurz vor dem Endsieg. Stalingrad wird die Entscheidung erzwingen. Dafür sind die Opfer, die wir bringen und noch bringen werden, nicht umsonst. Hier im Osten wird das neue Reich geschmiedet. Hier liegt der Raum, den wir brauchen, um wieder frei atmen zu können. Arbeit und Brot wird es dann für unser Volk immer geben. Wir werden nie wieder eine Arbeiterfrage haben. Daran denken Sie immer, ehe Sie mit Ihren Klagen und Wünschen zu mir kommen! Darüber hinaus befreien wir das russische Volk vom roten Terror. Wir bringen ihm die Segnungen unserer Kultur. In kurzer Zeit, wenn an Stelle der Panjehäuser neue Siedlungen wachsen, wenn grosse Autostrassen durch das Land führen, wenn jedes Bäuerlein seinen Rasierapparat hat und morgens das Spülklosett benutzt, dann wird man uns zujubeln. Auch die, die heute noch auf uns schiessen. Sehen Sie, die Leute sind verblendet, von einer gewissenlosen Führung verhetzt. Wir haben hier eine weltgeschichtliche Mission zu erfüllen. Ich sehe, Sie wollen etwas sagen. Lassen Sie, ich habe jetzt keine Zeit. Ein andermal können wir darüber sprechen. Sie werden

heute auch müde sein. Fahren Sie nach Hause und schlafen Sie sich aus. Die kommenden Tage werden noch sehr schwer werden. Da müssen wir frisch sein, um unsern Mann zu stehen. Also nochmals: Meine Anerkennung für Ihr tapferes Bataillon.»

Er reicht mir die Hand.

«Auf Wiedersehen.»

«Auf Wiedersehen, Herr General.»

Während der Wagen in Richtung Blumentopf rollt, kaue ich an den mir zugeworfenen Körnern. Die Worte über Kultur bleiben mir unverständlich. Hat denn der General nicht selbst Woche für Woche im Theater von Belgorod gesessen und sich Darbietungen russischer Künstler angesehen? Begeistert hat er damals Beifall geklatscht. Von Zamosc bis Stalingrad ist er gezogen und hat in jedem grösseren Dorf eine neugebaute Schule mit modernstem Anschauungsmaterial vorgefunden. Und Bücher haben wir in den ärmsten Hütten gesehen. Ein grosser Teil der Jugend spricht deutsch. Unser Wissen über Russland ist dagegen gering.

Die grossen Worte über die Zukunft des Reiches und den Sinn der gebrachten Opfer sprechen mich nicht mehr so an wie früher. Ich habe gesehen, wohin die Dinge treiben. Und in der Heimat hat das Vertrauen in die Führung bereits gewissen Zweifeln Platz machen müssen. Tage, an denen etwas schiefgegangen ist, lassen uns nachdenken. Mir geht es jedenfalls so. Andere lassen sich in meiner Lage vielleicht volllaufen. Das würde mir nicht helfen. Seit jener Nacht, in der der Zug Rath hochging, komme ich über Verluste nicht mehr so leicht hinweg. Ob das vielen Offizieren so geht? Wie wird das ausgehen? Das hier in Stalingrad und der ganze Krieg?

DIE PIONIERE SCHAFFEN ES AUCH NICHT

Mein neuer Bunker ist fertig. Unter Eisenbahnschwellen, Reisig und meterdicker Erde liegt er längs der schmalen Schlucht, die den Blumentopf nach Norden abgrenzt. Eine dünne Bretterwand trennt zwei Räume voneinander. Eine Luftschleuse mit Doppeltür führt den Eintretenden in den Arbeits-, Wohn- und Schlafrum t des Adjutanten, in dem zwei weitere Soldaten schlafen. Ein Tisch mit Unterschriftsmappen, Befehlen, die noch nicht abgeheftet sind, und einem Telefon steht in der einen Ecke. Im Ofen, dessen Rückseite den Nebenraum heizt, knistert früh und spät das Feuer. Durch eine schmale Tür gelangt man in mein Zimmerchen. Quadratisch und mit einem stabilen Tisch in der Mitte, ist es durchaus bewohnbar. Auf der einen Seite ist meine Pritsche an die Wand genagelt. Die Decke ist mit einem gelben Fliegertuch ausgeschlagen. Das Grau der Gasplanen verdeckt lückenlos die ungehobelten Bretter der vier Wände. Durch einen Lichtschacht fällt tagsüber von schräg oben Sonnenlicht herein. In den langen Abend- und Nachtstunden spendet eine versteckt stehende Batterie der Glühbirne, die in einem bunten Lampenschirm über dem Tisch hängt, den nötigen Strom. Ähnlich eingerichtet sind auch die Nachbarbunker, in denen der gesamte Stab untergebracht ist.

Auch die Kompanien leben in festen Unterständen. Die waren von Anfang an auf Draht. Bei jeder Holzteilung und bei jeder Arbeit haben sie einiges beiseite gelegt, was sie für ihre eigene Unterkunft gebrauchen konnten. Das hatte schon beim Bunkerbau in Rasgulgajewka begonnen.

Der grau gestrichene Rundfunkempfänger bringt uns Musik und das Neueste von der Front und aus der Heimat. In Afrika steht es schlecht. Am 23. Oktober ist die 8. englische Armee bei El Alamein zum Angriff angetreten. Feldmarschall Rommel muss zurück. Tobruk ist bereits in britischer Hand. Die Nachrichten überstürzen sich.

Landung der Amerikaner und Engländer in Nordwestafrika. Die Häfen Casablanca, Oran, Algier besetzt.

Marokko und Algerien völlig in Feindeshand.

Unsere Stimmung wird durch diese offiziellen Hiobsbotschaften nicht rosiger. Mürrisch, verbissen, sorgenvoll gehen wir aneinander vorbei. Tagelang wird nur das Notwendigste gesprochen. Und auch das mit erzwungener Ruhe. Wir sind uns selbst nicht mehr gut. Die Arbeit der letzten Tage war auch alles andere als schön. Jetzt habe ich, sage und schreibe, noch eine einzige Kompanie. Wir nennen sie Gefechtskompanie, und Fiedler ist ihr Chef. Durch die von oben verlangte Auflösung der Schreibstuben und Trosse ist sie zwar mehr als kriegsstarke geworden, aber kampfkraftig kann man sie nicht nennen. Was daraus wird, muss man abwarten. Feldwebel und Unteroffiziere sind noch in genügender Anzahl vorhanden, so dass es eigentlich klappen müsste. Eine Restkolonne ist für etwaige Fahrten noch bestehengeblieben. Sie hat ihren Sitz nach wie vor in Pitomnik, wo auch Instandsetzungsstaffel und Zahlmeisterei in alten Häuserresten und Bunkern liegen. Ich selbst habe alle Hände voll zu tun, um die Wünsche der Division und der Regimenter mit meinen schwachen Kräften und geringen Mitteln in Einklang zu bringen. Am Tage laufe ich von Pontius zu Pilatus, handele zwanzig Minen herunter, kämpfe um vier Pioniere, die einen Stosstrupp verstärken sollen, und bremse, wo ich kann. Am Abend gebe ich die entsprechenden Befehle an Fiedler und die Kolonne, berate die Regimentskommandeure in ihren eigenen pioniertechnischen Angelegenheiten und arbeite Vorschläge für die Division aus. Bleibt mir dann noch Zeit, so gehe ich nach Mitternacht zu den eingesetzten Zügen und Gruppen.

Da man sich nur bei Dunkelheit vorn bewegen kann, hat sich eine eigenartige Tageseinteilung herausgebildet: Zehn Uhr Aufstehen, elf Uhr Frühstück, fünfzehn Uhr Mittagessen, einundzwanzig Uhr Abendessen, vier Uhr Schlafengehen. Eine verrückte Welt, die die Nacht zum Tage macht.

Oberfeldwebel Berndt will mich sprechen. Ein neuer Divisionsbefehl liegt vor. Den Verbänden wird anheimgestellt, ihre Pferdestaffeln in

den sogenannten Pferdeerholungsraum westlich Kalatsch zu verlegen. Ich rufe Berger.

«Lesen Sie mal! Was meinen Sie dazu? Soll ich die Pferde nach hinten abschieben?»

«Ich würde es tun, Herr Hauptmann. Im Winter sind sie doch nur Ballast. Die Futterfrage wird schwer zu lösen sein.»

«Das denke ich auch. In dieser Kahlfrasszone gibt es keine Vorräte.»

«Ein paar Reitpferde könnten wir aber hierbehalten, Herr Hauptmann.»

«Wozu denn? Meinen Sie, ich hätte Lust, im Winter grosse Jagden zu reiten? Haben Sie in Stalingrad überhaupt schon mal einen zu Pferde gesehen? Nein, mein Lieber, alle Pferde traben ab. Die paar, die wir schwarz haben, bleiben zurück, wissen Sie, für den Minentransport und Versorgungsfahrten. Aber alles andere rückt ab.»

«Jawohl, Herr Hauptmann. Es handelt sich also um die Pferde des Stabes sowie der alten ersten und zweiten Kompanie. Und wann erfolgt der Abmarsch?»

«Übermorgen.»

«Ich werde den Befehl sofort aufsetzen. Wer übernimmt die Führung?»

«Offiziere haben wir nicht für solch ein Kommando. Setzen Sie den Stabsfeldwebel Eckstein als Führer ein. Bei seiner Nachrichtenstaffel gibt es in absehbarer Zeit doch keine Arbeit. Der hat sich einen anständigen Winterschlaf verdient. Ausserdem geht der Hauptfeldwebel Süß mit, einer muss dabei sein, der den Schreibkram erledigen kann. So, und dann die nötige Anzahl Pferdepfleger. Wir brauchen aber jeden Mann hier vorn.» Er geht. Die Tür hat sich jedoch kaum hinter ihm geschlossen, da wird sie erneut aufgerissen. Mit rotem Gesicht, Schweisstropfen auf der glatten Stirn, begrüsst mich Paul Fiedler. Seine wasserhellen Äuglein blinzeln.

«Hast du schon etwas von den neuen Pionierbataillonen gehört?»

So platzt er heraus. Wie aus einer Zirkusfanfare treffen mich seine Worte. Triumph liegt in der Stimme und Glaube.

«Was für Bataillone meinst du denn?»

Ich habe wirklich keine Ahnung.

«Die, die gestern eingetroffen sind. Überall sind die stärksten Bataillone herausgezogen worden. Auf der Krim, am Don, im Norden, 'rein ins Flugzeug oder auf Lkw verladen und ab nach Stalingrad. Jetzt sind sie hier und werden reinen Tisch machen.

Ich habe es eben bei der Infanterie gehört.»

«Das klingt reichlich unwahrscheinlich.»

«Aber es ist so. Morgen steigt der erste Angriff. Ich glaub', auf den Tennisschläger. Anschliessend kommt der ‚Rote Oktober‘ dran und die andern Reste.»

«Wenn das man gut geht! So auf die Schnelle!» Ich muss an den Angriff auf die Halle 4 denken.

«Mensch, fünf volle Bataillone, Pionierbataillone, das haut hin. Mich ärgert nur, dass sie jetzt zum Schluss kommen, wo alles mürbe ist, und dann den Sieger spielen wollen.»

«Vorläufig ist es noch nicht soweit. Aber den Angriff werde ich mir ansehen. Einen Augenblick, ich werde gleich die Lage peilen.»

Der Draht verbindet mich mit den Stäben und gibt mir Klarheit. Es ist, wie Fiedler gesagt hat. Fünf frische Bataillone sind eingetroffen und werden morgen mit Hellwerden den Tennisschläger bereinigen. Das ist das Gelände zwischen «Rotem Oktober» und Stalingrad-Mitte. Die Eisenbahnlinie führt in ovalem Bogen in diesen Stadtteil, um in gleichmässig geschwungener Linienführung zurückzulaufen. Auf der Karte ähnelt die Einzeichnung der Bahn einem Tennisschläger. Daher der Name. Öltanks und kleinere Betriebe liegen hier, Schluchten durchziehen das Gelände, Höhenunterschiede sind zu überwinden. Eine eingehende Erkundung wird nötig sein. Aber das weiss der Korpspionierführer, der den Angriff führt, am besten. Ich werde mir den Ablauf der Geschehnisse auf alle Fälle ansehen. Paul will mit. Feldwebel Lenz wird uns begleiten.

Es ist stockdunkel, als wir den Wagen verlassen. Fröstelnd schieben wir die Hände tief in die Manteltaschen und stapfen der Front zu. Die Nacht umfängt uns. Sie verhüllt und trennt, sie schafft Inseln. Zerrissen sind die

grossen Linien, aufgeteilt in einzelne Punkte. Kommt es zu einer Schieserei, so beschränkt sie sich auf einen Fleck. Auch das ist heute selten. Minutenlang steht die Stille fühlbar und greifbar im Land. Sie vermählt sich mit der Finsternis. Nur vereinzelt, fast diskret, steigen Leuchtkugeln hoch, um gleich darauf zu verlöschen, als fühlten sie sich heute fehl am Platz. Von fast jungfräulicher Zartheit ist die Welt. Die Brände in der Stadt scheinen sich heute zurückzuhalten. Sie lodern wohl nur, um warmes Rot auf ein Stückchen des nächtlichen Himmels zu werfen. Selbst die moderne Technik unseres Jahrhunderts passt sich der Stimmung in Moll an. Abschüsse und Einschläge klingen gedämpfter als sonst. Scheinwerferbatterien tasten mit ihren graugelben Fingern das Himmelsgewölbe ab, um jeden Störenfried fernzuhalten. Als ob sie ein Geheimnis hüte, blickt uns die Nacht aus warmen, rätselhaften Augen an.

Wir schlüpfen in das Loch eines Vorgeschobenen Beobachters. Von dieser Höhe müssten wir einen guten Überblick haben, der Angriffsstreifen liegt schräg vor uns. Vorläufig ist zwar noch nichts zu erkennen. Während wir uns zusammenkauern und tiefer in Deckung gehen, um ungestört rauchen zu können, dringt ab und zu Kochgeschirrklappern von fern an unser Ohr. Dazwischen hört man das Schnauben von Pferden, bisweilen das Quietschen von Rädern. Hinter dem tarnenden Vorhang der Nacht vollzieht sich die Bereitstellung. Kompanien werden auseinandergezogen, Züge rücken an ihre Ziele heran. Nahkampfwaffen und -mittel werden noch einmal überprüft. Ich weiss aus eigener Erfahrung, was in diesen Minuten alles zu geschehen hat.

Plötzlich geht es los. Abschuss auf Abschuss, pausenlos. Aus dem schwarzen Teppich hinter uns spritzen kurze Feuersäulen gen Himmel. Hunderte und wieder Hunderte. Jetzt brechen sich die Detonationen an Hängen und Schluchträndern, an Ruinen und Dämmen. Ein Dröhnen steht in der Luft, alles aufwirbelnd, niederbrüllend, mit elementarer Gewalt. Wellen heissen Windes fegen über uns hinweg. Dicker Qualm ballt sich zu Bergen, kriecht über den Boden und vermischt sich mit dem er-

sten Grau, das sich über die zerfurchte Einöde schiebt. Einschlag auf Einschlag liegt in den russischen Linien. Ganze Girlanden von Geschossen prasseln hernieder. Dort kann niemand mehr leben. Wenn das so weitergeht, brauchen die Pioniere nur nachzurücken und das Gelände zu besetzen. Und es geht weiter. Das Heulen und Zerreißen der grossen Kaliber will kein Ende nehmen. Erste Strahlenbündel der erwachenden Sonne «treffen bereits den blasser werdenden Himmel, als auch Flugzeuge auftauchen. Wir erkennen die Balkenkreuze. Schon kommt die nächste Staffel. Während die erste stürzt und ihre Bombenlast mit Sirenengeheul ins Ziel bringt, erscheinen immer neue Verbände über uns. Bunker und Nester werden zertrümmert, Stellungen verschüttet, Öltanks brennen. Ich möchte nicht drüben sitzen.

«Sie treten an.» Fiedler gibt mir einen Stoss und zeigt nach unten. Ich nehme das Glas an die Augen. Richtig, das Feuer ist vorgesprungen. Die ersten Trupps nähern sich der feindlichen Linie. Noch zwanzig Meter, dann sind sie in den vordersten Stellungen. Aber plötzlich liegen sie flach. Wütendes Gewehrfeuer schlägt ihnen entgegen. Von links mischt sich ein Maschinengewehr mit kurzen Feuerstössen ein. Von uns längst tot geglaubt, taucht russische Infanterie in den Trichtern und Nestern auf. Die Stahlhelme schimmern bis zu uns. Kaum zu fassen ist diese Tatsache. Dieses Trommelfeuer, dieser Bombenangriff, die Erde umgepflügt, kein Quadratmeter verschont – und doch atmet dort noch das Leben. Alle Augenblicke sehen wir, wie anstürmende Trupps gelichtet werden, wie Maschinenpistole und Gewehr zu Boden fallen und ihre Träger ins Leere greifen, um getroffen zwei Schritte weiter zu stürzen. Aber die Truppe da unten ist frisch, die Lücken füllen sich sofort, und neue Soldaten stürmen weiter. Vor dieser Übermacht kann der Gegner nicht standhalten. Die russische Front wird zerrissen, hier, dort, an immer neuen Stellen, und aufgespalten. Einzelne keilartige Vorstösse, die untereinander nur in loser Verbindung stehen, gewinnen Raum. Der Angriff fächert auseinander. Umfassungsdrohungen kleinsten Massstabes zwingen zum Weichen, so dass sich die Angriffsfront wieder schliesst. Es rollt, überall flüssige Bewegung, Schnelligkeit und Ausdehnung

wachsen. Die Barriere des Bahndamms macht Schwierigkeiten. Flammenwerfer und direkter Beschuss schlagen auch hier Breschen. Dem weichenden Gegner wird keine Atempause gegönnt, weiter geht es. Schon lassen die Spitzengruppen die Hänge hinter sich. Alle Bemühungen des Gegners bleiben vergeblich, sogar dort, wo sich die Abwehr auf überragende Geländepunkte stützt. Die Front bricht zusammen, und wieder wird Boden gewonnen. Schon ist der halbe Weg geschafft.

Ich setze das Fernglas ab und wische mir den Schweiß von der Stirn. Richtig warm ist mir geworden, die scheinen es doch zu schaffen. Wie auf dem Exerzierplatz gehen die Kompanien nach vorn. Sie kämpfen, wie sie es gelernt haben. Ihre Kraft müsste ausreichen, an dieser Stelle bis zur Wolga durchzustossen. Dann wären wir heute Abend ein grosses Stück weiter.

Eben steigen die Züge und Gruppen in die Schluchten, um auch dort den Widerstand zu brechen. Während die schweren Waffen aus allen Rohren Sperrfeuer schiessen, um dem Gegner das Heranführen von Reserven unmöglich zu machen, dringt das Knattern der Infanteriewaffen zu uns herauf. Granatwerfer schlagen dazwischen. Der Angriffsstreifen ist nahezu leer. Die Erdspalten haben die Kämpfer verschluckt. Rauchsäulen detonierten Sprengstoffs und verbrannten Öls steigen auf, bisweilen leckt eine Flamme über den Schluchtrand. Das ist alles. Das Geschehen spielt sich hinter Kulissen ab. Ich warte auf nachrückende Einheiten, die verstärken und die erkämpften Meter fest in die Hand nehmen. Aber da hinten bleibt es leer. Verwundete humpeln zurück, Sanitäter schleppen Tragbahren. Warum rückt nicht wenigstens das Regiment nach, das diesen Abschnitt hält? Die Leere des Schlachtfelds beunruhigt mich. In den Schluchten scheint es auch nur langsam vorwärts zu gehen. Dem Schall und dem aufsteigenden Rauch nach ist der Kampf zum Stehen gekommen. Maschinenpistolen und Gewehre toben sich unten aus. Durch den in regelmässigen Abständen hingestellten Feuerschirm hindurch sehen wir jetzt Russen laufen. Laufen und verschwinden. Verstärkung. Gleich wird der gefürchtete Gegenstoss geführt. Schon wächst der Gefechtslärm. Auf unserer Seite rührt sich nichts.

Keine Kompanie, kein Bataillon, keine Verstärkung ist zu sehen. Nervös geworden, zünde ich mir eine Zigarette an. Fiedler blickt unentwegt nach unten, auf die Schluchten, und murmelt immer wieder ein einziges Wort: «Beschissen!» In äusserster Spannung warten wir. Gleich muss sich der Kampf entscheiden. Minuten vergehen, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, die Zeit wird zur Ewigkeit, und noch wird da unten gerungen, wo die Erde aufgerissen ist und kein Zuschauer etwas sehen kann. Doch, jetzt, da ist die erste Bewegung zu erkennen. Ein Soldat springt über den Rand der Balka. Ein deutscher. Er läuft zurück, sicher ein Melder. Aber nein, noch einer, drei, vier. Alle rennen nach hinten. Auch aus den Ausgängen der Schluchten kommen einzelne Pioniere heraus. Eine allgemeine Rückwärtsbewegung setzt ein. Gleich muss die Masse der Bataillone aus den Erdspalten herausquellen. Aber nichts dergleichen geschieht. Noch zwei, drei Minuten, dann taucht der erste russische Stahlhelm auf. Trupps und Gruppen formieren sich. Entwickelt stossen sie den Pionieren nach, die sich ungeordnet zurückziehen. Wo bleiben die Reste der fünf Bataillone? Nur wenige Gruppen sind zurückgekommen. Soll das alles sein, was übriggeblieben ist? Die Russen nähern sich jetzt der Ausgangsstellung, und da setzt ein Trommelfeuer ein wie heute früh. Auch das Regiment beginnt sich zu regen. Die Bewegung stoppt. Noch hier und da ein Vorstoss, ein Auf bäumen. Dann erstarren die Linien. Alles ist wie vorher. Wie vor dem Angriff, wie gestern, wie vor einer Woche. Habe ich geträumt, war das Ganze nur ein Spuk? Fünf frische Bataillone sind zum Angriff angetreten, fünf Bataillone haben gekämpft wie daheim auf dem Übungsplatz. Und das Ergebnis? Die Masse ist tot, ein Teil verwundet, der Rest geschlagen, vernichtend geschlagen. Es ist wie verhext. Was man sich auch vornimmt, hier beisst man auf Granit. Wenn nicht ganze Divisionen an die Front geworfen werden, kommen wir nie zum Ziel.

Stumm, geschlagen, mutlos ziehen wir heimwärts in Richtung Blumentopf. Fiedler redet von Pyrrhus, von grandiosen Anfangerfolgen, vom Totsiegen. Hier in Russland sei es auch so. Und selbst im kleinsten Gefecht sei es ähnlich. Mein Gott, wenn er doch endlich aufhören wollte!

Ich bin müde. Dass er das nicht sieht! An den unpassendsten Stellen muss er sein bisschen Bildung zeigen. Ich habe andere Sorgen. Was ist mit mir los? Heute gehen mir schon die Verluste anderer Bataillone an die Nieren. Bisher dachte ich, die Grubeleien hingen damit zusammen, dass ich die Toten alle kannte. Aber jetzt? Fiedler redet noch so geschwollen. Was nutzen jetzt solche lahmen Vergleiche? Was hat er denn von solchen Ausflügen in die Geschichte? Das hier lässt sich wahrscheinlich mit keinem andern Krieg vergleichen. Vielleicht mit Verdun? Dort wurde um ausgebaute Forts gerungen, hier um Treppenaufgänge. Soll er doch nicht mit seinem Wissen protzen. Das rechnet hier nicht. Was wir einmal gelernt haben, hilft uns hier nicht weiter. Das ist eine fremde Welt geworden. Davon liest man höchstens noch, wenn man im Feldlazarett liegt und die Schwester einen Roman bringt.

Unser Verhältnis zueinander wird durch andere Qualitäten bestimmt. Ob ich mich auf meinen Nebenmann verlassen kann, ob er ein anständiger Kerl ist, der mich nicht liegen lässt, wenn ich verwundet bin, das ist wichtig. Wenn ich schlafe, muss ich wissen, dass mein Nachbar da ist. Wenn angegriffen wird, muss ich wissen, dass mir einer die Patronenkästen nachbringt und die Handgranaten nicht vergisst. Davon hängt mein Leben ab. Alles Überflüssige, alles, was an der Front nicht unbedingt benötigt wird, ist von uns abgefallen. Von Wert ist hier draussen nur, was unser Dasein erhält und verlängert. Zum Beispiel der Instinkt, der uns gebietet, in Deckung zu gehen, gerade diesen Weg zu nehmen und den anderen zu meiden. Er rangiert vor dem Denken. Leute, die es rechtzeitig spüren, dass ein Unwetter im Anzug ist, gelten mehr als alle anderen, die den Kopf gefropft voll haben. Der messerscharfe Verstand ist weitgehend ausgeschaltet. Zur Befehlsgebung wird er noch gebraucht. Zum Gehorchen schon weniger. Aber dann folgen lange Pausen. Sie retten uns vor dem Wahnsinn. Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit haben sich breitgemacht und schonen die Nerven. Wie wollen wir mit diesen Qualitäten später wieder ins Leben finden? Wir leben von der Hand in den Mund, lassen alles herankommen, schimpfen, rasonieren, fluchen auf den General und auf Hitler, fahren zu dem einen auf den

Gefechtsstand und hören uns die Reden des andern an, weil der eine eben General und der andere Oberbefehlshaber ist. Was habe ich studiert? Chemie? Beim Experiment habe ich gewusst, was herauskommt, habe berechnet. Und hier? Hier werfen wir alles hinein, und bestimmt geht die Sache hoch. Niemand weiss, ob das Labor ganz bleibt.

Aber was sinniere ich jetzt vor mich hin? Ich will doch dem Fiedler keinen Vortrag halten. Der ist jetzt genauso enttäuscht wie ich. Trotzdem kann ich mir nicht verkneifen, ihn kurz zurechtzuweisen und auf den Boden der Tatsachen zu stellen. Im Grunde mache ich mir etwas vor. Ich treteforsch auf und bin dabei selbst so zerrissen.

«Hör mir mit dem Pyrrhus auf, Paul, behalte deine Weisheiten für dich! Ich hab' jetzt Hunger, das ist wichtiger. Wir wollen uns beeilen.»

«Schön, wie du willst. Ich kann nur nicht verstehen, dass du dir keine Gedanken machst. Du hast doch eben selbst gesehen, wie hier probiert wird.»

«Habe ich. Ich mache mir auch meine Gedanken.»

Das genügt. Jetzt habe ich Ruhe. Fiedler brummelt noch etwas, dann ziehen wir schweigend weiter. Der Kopf tut weh. Festgerammelt haben wir uns. Ausweglos ist die Lage. Und wir sitzen mittendrin.

Auf dem Blumentopf drängen sich Soldaten, Offiziere und Mannschaftsdienstgrade des Heeres und der Luftwaffe. Geländewagen, Limousinen und Kabrioletts bilden einen Wagenpark, wie ihn diese verlassene Höhe noch nicht gesehen hat. Von Blau bis Rot, von Schwarz bis Weiss, dem Tarnanstrich für die Wintermonate, sind alle Farben vertreten. Ständer jeder Grösse und Schattierung sind gesetzt. Neben den kleinen Flaggen der Regiments- und Bataillonskommandeure sind die schwarzweissroten von Kommandierenden Generalen und Divisionären zu sehen. Sogar der Generalstabschef der Luftwaffe ist anwesend. Die Herren haben es nicht nötig, vorsichtig zu sein. Unvernünftig ist diese Ansammlung. Schon ein einziges Flug-

zeug kann heillosen Schaden anrichten. Eine Serie aus dem Salvengeschütz – und die übriggebliebenen Wagen müssen zum Verwundetentransport eingesetzt werden. Die hohe Generalität bedenkt nicht, dass der Russe auch B-Stellen hat, von denen er dieses Stelldichein erkennen kann. Meist kommt der Artilleriesegen erst, wenn der betreffende Kriegsgott mit den roten oder weissen Mantelaufschlägen abgefahren ist. Ich muss an einen Vorfall vor zwei Tagen denken. Da war auch ein General von der Nachbardivision hier oben. Kaum war er abgefahren, da kam der Artillerieüberfall. Vier Tote gab es bei der Gefechtskompanie. Als ich hinging, um den Kompaniechef zu sprechen, hörte ich, wie sich Soldaten unterhielten: «Da haben wir es wieder. Jedesmal gibt's Tote, wenn die mit ihrem Lametta herkommen.» Der Grund des heutigen Treffens ist uns unklar. Paul meint: «Die drehen einen Film.» Um aus dem Bild, das sich uns bietet, klug zu werden, winden wir uns durch die Menge. Ein Hauptmann der Luftwaffe steht mir schliesslich Rede und Antwort. Er ist Begleitoffizier des Generalobersten Jeschonnek, der zusammen mit Richthofen heute Morgen in Pitomnik gelandet ist. «Was hier los ist, wollen Sie wissen? Eine Besprechung des heutigen Angriffs. Sonst nichts. Den Einsatz der Stukagruppen hat der Generalstabschef persönlich geleitet. Der heutige Tag sollte die Entscheidung erzwingen. Wir alle haben das geglaubt. Jetzt ist guter Rat teuer. Auf Wochen hinaus ist ein neuer Einsatz unmöglich.»

«Wieso? Können Sie mir das sagen?»

«Weil die Masse der Luftflotte abgezogen wird. In Afrika brennt's.»

«Ja und? Da kann man doch woanders Kräfte herausziehen. Hier bei uns ist jedes Flugzeug wichtig.»

«Das stimmt schon. Aber wir schwimmen nicht im Überfluss, das müssen Sie bedenken. Bis auf wenige Renommierkisten wird jetzt die gesamte Luftwaffe in den Südraum geworfen. Sehen Sie, wir haben schon sämtliche Transportfliegerverbände aus Russland abgezogen, ohne auf die gespannte Lage Rücksicht zu nehmen. Wir mussten einfach.»

«Und wozu, wenn ich fragen darf?»

«Zum Transport der neuen Afrikadivisionen. Tunesien wird jetzt von uns besetzt, um die Engländer und Amerikaner nicht über Algerien hinauskommen zu lassen. Dazu brauchen wir die letzte Maschine.»

«Und was wird aus den Kampfverbänden und Aufklärungs- Staffeln, die für uns fliegen?»

«Die kommen alle weg. Nur das Allernotwendigste wird bleiben. Im Augenblick haben Sie doch nichts von den Kisten, weil uns der Spirit fehlt. Ist Ihnen nicht aufgefallen, dass seit einer Woche kein Aufklärer mehr zu sehen ist?»

«Das stimmt, aber woran liegt das?»

«Eben weil die Benzintransporter alle weg sind. Dazu ist die Eisenbahnlinie ab Lemberg seit Wochen verstopft. Elfhundert Güterwagen liegen schon seit vierzehn Tagen fest.»

«Wir können doch aber nicht ohne Luftaufklärung sitzenbleiben.»

«Zunächst bleibt Ihnen nichts anderes übrig. Wir hoffen jedoch, dass wir den Spirit bald durchschleusen können. Uns ist ja die ganze Geschichte selbst mehr als unangenehm. Das können Sie mir glauben. Die Korps reden dauernd von einer Verstärkung des Russen, und wir können im Augenblick nichts feststellen. Die paar unterstellten Aufklärer bringen auch keine anständigen Meldungen. Im Augenblick weiss kein Mensch genau, was drüben vor sich geht.»

Ein Unglückstag ist das heute. Was man sieht und hört, ist angetan, auf das Stimmungsbarometer zu drücken. Erst der missglückte Angriff, jetzt das Abziehen der Luftwaffe. Worauf stützen sich eigentlich die Behauptungen in der Presse, dass der Russe zu keiner grösseren Aktion fähig ist? Ist das alles Bluff, eine Beruhigungsspiel? Ein paar Tage weiter, der erste Schnee wird fallen, und die Führung tappt immer noch im Dunkeln. Dabei sollte man doch aus dem vorigen Winter gelernt haben. Damals standen wir kurz vor Moskau, jeden Tag konnte es fallen. Die Situation war für den Gegner mehr als heikel. Und dann kam der Umschwung, überraschend für General und Mann. Warum? Weil man den Gegner unterschätzt, weil man ihm keine Kraftanstrengung zugetraut hatte.

Wie sah die Wirklichkeit drüben aus? Romminger hat mir davon erzählt. Tag und Nacht sollen die Züge von Ost nach West gerollt sein. Jeder andere Verkehr hatte geruht, die Strecken waren lediglich für Truppentransporte freigehalten worden. Da hatte es keinen komplizierten Fahrplan gegeben. Vorn auf der Lokomotive soll ein Rotarmist gesessen und dafür gesorgt haben, dass er mit seinem Fernglas den Transportzug, der vor ihm fuhr, nicht aus den Augen verlor. Unsere Leute haben sich darüber lustig gemacht, bis ihnen das Lachen verging.

Jeden Tag merken wir, dass sich der Widerstand verschärft, dass neue Geschütze auf dem andern Wolgaufer brüllen, nachts neue Minen gelegt worden sind, die Scharfschützen immer mehr werden. Das soll sich nicht herumsprechen? Davon soll man oben nichts wissen? Die operative Aufklärung ist im Augenblick das A und O, die Grundlage jeder taktischen Massnahme. Und da fehlt es ausgerechnet jetzt an Flugzeugen und Treibstoff. Ein Vabanquespieler in Monte Carlo ist gegen unsere Führung ein kleinlicher Knicker, der auf Nummer Sicher geht.

Gegen Abend bin ich beim Divisionsgeneral. Er ist sehr ernst und hört sich in aller Ruhe an, was ich vorzubringen habe. Immer wieder nickt er zustimmend, gibt zu, sieht ein. Sein Gesicht ist auf die Karte gerichtet, die mit ihren blauen und roten Einzeichnungen vor ihm liegt. Er, der sonst bemüht ist, den Eindruck des jungen, elastischen Generals zu erwecken, sieht heute zehn Jahre älter aus. Die harten Tatsachen scheinen ihn überfahren zu haben. Seine Stimme ist müde, belegt, die Sätze kommen unsicher über die trockenen Lippen. Wiederholt greift er nach dem Wasserglas. Dabei bleibt die Frage offen, ob ihm nur die Russen eingeheizt oder übelgelaunte Vorgesetzte ihren Teil dazu beigetragen haben. Dieser Mann ist heute kein General. Er ist zumindest nicht das, was ich mir darunter vorstelle, sondern nur der Träger einer Uniform, die eigentlich zu besonderen Leistungen und unerschütterlichem Gleichmass verpflichtet. Rädchen einer Maschine ist er, Befehlsübermittler, aber kein Führer durch Engpässe, kein Wegweiser, kein Licht. Ich wollte heute viel von ihm erfahren. Aber auf meine Fragen gibt es Achselzucken, Unschlüssig-

keit und unbegründete Versprechungen. Das einzig Positive, was ich mitnehme, ist die Andeutung: «Der Kommandierende hat Ihren Vorschlag mit Halle vier gutgeheissen. In absehbarer Zeit wird das Unternehmen steigen. Nur die Truppen fehlen noch.»

Ich bin froh, als ich wieder draussen stehe. Frische Luft weht mir um die Nase. Da hält direkt neben mir ein kleiner Volkswagen. Im Fahrmantel, die alte Schirmmütze über dem scharfgeschnittenen Gesicht, steigt ein General aus, Strecker, der Kommandierende des XI. Korps. Zweieinhalb Jahre ist er mein Divisionskommandeur gewesen. Er gilt als typischer Preusse. Aber er ist es nicht, denn dazu fehlen ihm sowohl die Scheuklappen wie die unpersönliche Kälte.

Es ist schon gewaltig, dass wir zu differenzieren beginnen. Wir hätten es nur früher tun sollen. Das ist mir erst vor ein paar Tagen klargeworden, als ich bei der 305. Infanteriedivision war. Im Bunker eines Gefechtsstandes wurde ich Zeuge eines kleinen Gesprächs, bei dem meine ehemaligen Kriegsschullehrer blass geworden wären. Es ging um das Preussentum, und der Wortführer war ein Reservehauptmann, der im Zivilberuf wahrscheinlich Historiker ist, denn er offenbarte ein umfangreiches Wissen und konnte sogar mit Einzelheiten aufwarten. Von zwei geschichtlichen Wurzeln war die Rede, von den Raubrittern und dem kümmerlichen Sandboden der Mark Brandenburg sowie vom Kampf des Deutschen Ordens. Daraus sei ein Land geworden, das immer arm und hungrig war. Dem Volk sei deshalb schon zu Zeiten der ersten Könige eingeredet worden, es sei etwas Besonderes und die Einfachheit eine Tugend. Und dann nannte der grauhaarige Mann in der Hauptmannsuniform die Folgen dieser Entwicklung: die Überheblichkeit und die Unersättlichkeit seiner Machthaber. Schliesslich zitierte er noch Fontane, der schon vor der Jahrhundertwende die Preussen als Seeräubervolk bezeichnet haben soll, das seine Züge zu Lande mache. Eine hitzige Debatte schloss sich an, wie ich sie im Offizierkorps noch nicht erlebt hatte, und es war nur gut, dass anscheinend kein Zweihundertprozentiger anwesend war. Sonst hätte das ganze Gespräch ein schlimmes Ende nehmen können, zu-

mal sich alle vier Offiziere zum Schluss einig waren, dass diese Art Preussentum auch hier bei uns Pate stehe.

Strecker begrüsst mich.

«Das freut mich, dass ich Sie wieder einmal sehe. Wie geht es denn?»

«Danke gehorsamst, Herr General, gesundheitlich gut. Mehr aber auch nicht. Wir haben es hier sehr schwer.»

«Das kann ich mir denken. Bei mir ist es nicht anders. Der Russe verstärkt sich vor unserer Front im grossen Donbogen dauernd. Nur wir kriegen nichts nach. Schuld daran sind die paar Aufklärungsfieger, die mir keine Meldungen bringen. Die Kerls behaupten steif und fest, der Verkehr hinter den feindlichen Linien wäre gering. Dabei kann die Erdbeobachtung neue Ansammlungen mit blossem Auge feststellen. Ist es bei Ihnen auch so?»

«Nein, Herr General. Bei dem Gewirr in der Stadt ist es unmöglich, Veränderungen hinsichtlich der Stärke festzustellen. Wir sind nur auf Gefangenenaussagen angewiesen. Und die haben bisher nichts Neues gebracht.»

«Hoffentlich täusche ich mich, aber ich habe das Gefühl, dass uns schwere Tage bevorstehen. Wir bereiten uns jedenfalls darauf vor, ... zig neue Divisionen liegen uns im Donbogen gegenüber. Die Flieger streiten das ja ab. Aber die wollen nur ungestört nach Süden abrollen. Das ist ihnen nämlich versprochen worden, wenn die Front ruhig bleibt. Was macht Ihr Bataillon? Was machen Ihre Offiziere?»

«Ich habe ungeheure Ausfälle gehabt, Herr General. An Offizieren sind noch Fiedler, Franz und Berger bei mir. Fiereck ist in Urlaub.»

«Grüssen Sie bitte von mir. Seien Sie froh, dass Sie die paar Alten wenigstens noch haben! Von den neuen Offizieren hat man wenig. Sterne und Abzeichen machens nicht. Die können Schulung, Erfahrung und Reife nicht ersetzen. – Aber ich muss mich verabschieden. Lassen Sie es sich gut gehen. Bleiben Sie gesund! Und halten Sie die Ohren steif! Auf Wiedersehen!»

«Auf Wiedersehen, Herr General!»

Wir fahren langsam heimwärts. Welch ein Unterschied zwischen die-

sen beiden Generalen, die ich eben erlebt habe! Der eine ein hilfloser Mann ohne Gesicht, ohne eigene Meinung,-ein Mensch, der schwimmt. Der andere sieht ein Unheil kommen, bereitet sich darauf vor, er ist nicht untätig. Ob er seine Meinung bei Paulus immer mit dem nötigen Nachdruck vertritt, weiss ich allerdings auch nicht. Richtig war Streckers Einschätzung der neuen Offiziere. Aber so ist es auch bei den Unteroffizieren und Mannschaften.

Ein paar Tage später fällt der erste Schnee. Bald ist das Gelände mit einer weissen Decke überzogen. Trichter, Trümmer, Ruinen, alles, was der Krieg an Wunden geschlagen hat, was an ihn erinnert, wird den Blicken entzogen. Eine helle Einförmigkeit liegt über den weiten Flächen, die seit August Kampfgebiet sind und wo wir Tag für Tag neue Angriffe vortragen. Alle grossen Reden und Zeitungsartikel haben nichts genutzt. Die kalte \ Jahreszeit trifft uns in der gleichen Lage wie im Vorjahr. Ohne dass an den Fronten Ruhe eingetreten ist, ohne dass die gesteckten Ziele erreicht sind, ohne ausgebaute Winterstellungen. Ob das auch so wie im Vorjahr endet?

Wenn man vor dem Bunker steht und die weisse Einöde sieht, dann läuft es einem kalt über den Rücken. Flocken rieseln, fallen auf Mütze und Schultern, aber sie fallen noch tiefer. Das Herz krampft sich zusammen, und die Gedanken eilen ein Jahr zurück, zurück zu den vielen, die im vorigen Winter liegenblieben, vermisst gemeldet wurden, obwohl jeder von uns weiss, dass die meisten von ihnen erfroren, elend drauf gegangen sind. Wer übrigblieb, erhielt die Ostmedaille, den Rollbahn- oder Gefrierfleischorden. Ob die Medaillen für uns schon entworfen sind? Orden für die Überlebenden – wieviel werden es diesmal sein?

DIE PANZERZANGE SCHLIESST SICH

Hannibal ante portas!

Durch Draht, durch Funk, von Mund zu Mund jagt der Schreckensruf höchster Gefahr in aktueller Abwandlung durch die Reihen der 6. Armee. Der 19. November ist für die Stäbe wie für die kämpfende Truppe ein Tag der Überraschung, ein Tag der Bestürzung. Die Dinge nehmen eine Wendung, mit der man keinesfalls rechnete und die schnellste Gegenmassnahmen erfordert. Nervosität droht in Kopflosigkeit umzuschlagen. An vielen Stellen fällt das Schreckgespenst der Apokalyptischen Reiter der Tatkraft lähmend in die Arme.

Ich stehe im zugigen Bunker des Ia. Eine Fliegerbombe hat heute Nacht die Scheiben eingedrückt und die Treppe demoliert. Beides ist noch nicht repariert. Mit sorgenvollem Gesicht gibt mir der Oberstleutnant die Hand und erklärt mir nach kurzen Worten der Begrüssung die Lage.

«Nach mehreren Tagen des Stilliegens und Wartens sind gestern die Aufklärungsmaschinen endlich aufgetankt worden und gleich gestartet. Die Ergebnisse waren niederschmetternd. Nördlich des Dons wurde der Aufmarsch einer ganzen neuen Stossarmee mit Panzern und Kavalleriedivisionen festgestellt. Die paar kleinen Bomben, die die Aufklärer mithatten, trafen lohnende Ziele, ohne natürlich wesentlichen Schaden anrichten zu können. Die Armee schrie sofort um Hilfe. Aber es war zu spät. Heute früh ist das Unheil hereingebrochen. Hier, im Abschnitt Kletschaja-Serafimowitsch», er deutet auf die Karte, «ist ein tiefer Einbruch erfolgt. Ausgerechnet bei den Rumänen, die nur über eine miserable Panzerabwehr verfügen! Augenblicklich wird noch überall gekämpft, so dass man kein richtiges Bild hat und auch kein abschliessendes Urteil abgeben kann. Truppen sind bereits unterwegs, die Einbruchsstelle abzuriegeln. Das weiss ich. Wir wollen hoffen, dass es gelingt. Dann werden wir weitersehen. Die Heeresgruppe wird uns helfen, das ist klar. Für unsere Division

bleibt alles beim Alten. Die erreichten Positionen weiter ausbauen, ständig verstärken und um jeden Preis halten!»

Das klingt sehr schön: Für uns bleibt alles beim Alten. Das klingt nach wenig, nach gar nichts. Aber, lieber Freund, weisst du, was das bedeutet? Das ist die Verurteilung, weiter unter den Trümmern der zerstörten Stadt seine Zeit abzusetzen, in kalten Kellerhöhlen, in dunklen Werkhallen, wo man eng aneinandergedrückt kauert, denn Holz gibt es nur wenig. Der zusammengeflackte Ofen qualmt selten. Ausserdem lockt er den heulenden Tod an, der ihn zum Erlöschen bringt und uns mit. Alles beim Alten, das heisst Verzicht auf Tageslicht für weitere Wochen, in denen man nur des Nachts minutenlang ins Freie geht, um etwas frische Luft in die Lungen zu pumpen. Die grausame Kälte, die der silberweisse Mond und der bläulich schimmernde Schnee ausstrahlen und die sofort durch das dünne Gewebe unserer Uniformstücke dringt, treibt die Höhlenbewohner wieder zurück, hinunter in den schützenden Schoss der Erde. An Winterbekleidung ist noch nichts Neues eingetroffen. Die Feldblusen, die sich für Sommer und Winter als gänzlich ungeeignet erwiesen haben, hängen in Fetzen herunter und wären auch sonst nur ein moralisches Frostschutzmittel. Deshalb müssen wir eigentlich doch froh und dankbar sein, dass es für uns beim Alten bleibt. Jetzt draussen liegen in Eis und Schnee, das Gewehr in den klammen Fingern, wenn sich die Panzer mit dem roten Stern an die halbausgebaute Feldstellung schieben, voran die gefürchteten T 34, nein, nur das nicht! Das ist noch schlimmer. Wollen wir hoffen, dass es für uns wirklich beim Alten bleibt. Auch ohne Holz, auch ohne warme Bekleidung. Dann wühlen wir uns eben noch ein Stockwerk tiefer.

So und ähnlich grübele ich während der Rückfahrt. Die Tatsachen von morgen klopfen an. Wie sie aussehen werden, weiss keiner. Nur ein unheilvolles Ahnen geistert in mir. Und da sind wieder die Zweifel in mir, die keine Ruhe lassen. Wie im Fieber höre ich die Worte: «Das kann ja nicht gutgehen!» Fiedler hat sie vor vielen Wochen gesprochen. «In Zukunft wird das wieder besser», hatte aber der General am Telefon gesagt.

Kurz vor dem Blumentopf begegnet mir ein Kübelwagen. Neben dem

Fahrer erkenne ich einen Offizier. Oberleutnant Markgraf von der 24. Panzerdivision. Auf meinen Zuruf winkt er ab und meint: «Ich habe keine Zeit. Wichtige Erkundung.»

Schliesslich gelingt es mir, ihn zu einem kurzen Besuch in meinem Bunker zu veranlassen, der in Wurfweite vor uns liegt. Im Vorraum herrscht ein grosses Durcheinander. Offiziere, Hauptfeldwebel und einige Unteroffiziere stehen im Halbkreis um den Adjutanten herum. Sie bestürmen ihn mit allen möglichen Fragen. Die tollsten Gerüchte schwirren durch die enge Bude. Wenn nur die Hälfte wahr wäre, müssten wir jetzt unser letztes Stündlein erleben. Ich trete beschwichtigend dazwischen und erzähle, was ich eben bei der Division erfahren habe. Während sich die einen gläubig beruhigen, sehen mir die anderen mit zweifelnden Augen nach, als ich mit Markgraf ins Nebenzimmer gehe.

Was ich jetzt zu hören bekomme, ist nicht dazu angetan, einen Siegesgesang anzustimmen. Ein Trauermarsch wäre die gegebene Untermalung. Die Riegeltruppen, von denen der Ia gesprochen hat, sind keine frischen Reserven, die von hinten kommen. Hier bei uns, in Stalingrad, werden sie herausgezogen, wo die Front ohnehin zum Zerreißen dünn besetzt ist. Die 24. sucht heute ihre sämtlichen motorisierten Teile, die verfügbar sind, zusammen und lässt lediglich ihre Panzergrenadiere und die Masse der Artillerie in den Stellungen, dazu ein paar Hilfskräfte. Aber sonst rollt alles, was überhaupt rollen kann, morgen ab, um den Stoss aus Richtung Kletschaja aufzufangen: das Panzerregiment 24, die Panzerjägerabteilung 40, eine Flakabteilung und eine Abteilung Artillerie. Ähnlich ist es bei anderen Divisionen. Markgraf hat den Auftrag, sich mit seinen Paks morgen ab der Donbrücke Kalatsch zu melden. Dort wird der Gefechtsstand seines Generals zu finden sein.

Alles Weitere sei noch unklar.

«Jetzt bin ich sozusagen als erster Spähtrupp unserer Streitmacht unterwegs, um den besten Weg nach Kalatsch ausfindig zu machen. Durch den Schnee haben sich die Verhältnisse grundlegend geändert.»

«Ja, den Angriffszeitpunkt hat der Russe richtig gewählt. Einmal hilft

ihm der Schnee, und zum anderen sind wir im Augenblick so ausgeblutet, dass wir zum Aufhalten nur noch geringe Kräfte abzweigen können.»

«Keine Angst, wir werden das Kind schon schaukeln. Und wenn der Russe tatsächlich weiter vorstösst – lass ihn! Losgelöst von den eigenen Truppen und seiner Versorgungsbasis werden wir mit ihm fertig.»

«Dieser Optimismus ist ja sehr schön. Aber verrechne dich nicht! Denk an den vorigen Winter, und denk an die Kämpfe hier in der Stadt! Der hat gelernt! Und wie!»

«Egal. Bange machen gilt nicht. Ich nehme dreissig Rohre mit!» Das ist Paul Markgraf, der Mann, von dem seine Soldaten behaupten, er wolle Stalingrad allein nehmen. Wir kennen uns noch nicht lange. Aber seine offene Art, die Vertrauen schenkt und Vertrauen fordert, hat uns schnell nähergebracht. So kann ich ihm gegenüber meine Bedenken äussern. Auch er sieht nicht rosig, keineswegs, aber er vertraut letzten Endes auf den Angriffsschwung seiner Soldaten und unterschätzt dabei den harten Gegner.

Ich sage ihm noch, dass auch ich übermorgen nach Kalatsch komme und ihn vielleicht besuche. Dann bricht er auf. Sein Wagen fährt in der singenden Kälte, über der ein dicker Winterhimmel hängt, nach Westen.

Unruhe und Nervosität geistern durch die Armee. Unterhaltungen und Telefongespräche drehen sich um ein Thema: die russische Offensive. Gerüchte, Augenzeugenberichte und Meldungen bringen die Unterstände beinahe zum Bersten. Wie alte Frauen ein aufziehendes Unwetter Stunden vorher in ihren Gliedern spüren, so geht ein Ziehen und Schleichen durch den verwundeten Körper der Armee.

Der 20. November begrüsst uns mit Neuschnee. Die Wolken hängen tief; sie wischen über die Erde, graue Ballen, unter denen die weisse Decke dicker wird. Der Wind schlägt Berg und Tal in diese Masse. Die Wächter lehnen am Fenster und wachsen zur Tür herein. Der Schnee droht uns abzuschneiden und zu erdrücken. Genauso der Gegner. Schon am frühen Morgen treffen Meldungen ein, die das Schlimmste befürchten lassen. Die lokal begrenzte Schlappe im

Nordwesten hat sich ausgeweitet. Und südlich Stalingrad ist am Zaza-See ein neuer Einbruch erfolgt. Die Angriffskeile stehen tief in unserem Hinterland, die Reste des zerbrochenen Verteidigungssystems hängen in der Luft, ohne Anschluss, ohne Reserven. Sie warten auf Anweisungen und Hilfe. Sich selbst zu helfen, sind sie zu schwach. Währenddessen rollen die russischen Kolonnen weiter, schlagen Breschen, machen Gefangene, machen Beute und rollen wieder weiter. Wie weit noch, wohin? Der Kletschaja-Stoss zielt deutlich auf Kalatsch. Im Süden ist die 20. rumänische Division durchbrochen. Die 297. hat ihre Flanke zurückgenommen, so dass auch hier der Weg für die Panzer frei ist. Wenn sie die alte Richtung beibehalten, hat diese Operation ebenfalls das Ziel Kalatsch.

Heute ziehen endlich grössere Kräfte hier bei uns ab. Sie werden verhüten, dass diese Pläne Wirklichkeit werden. Ausserdem müssen hinten noch irgendwo Reservedivisionen stecken. Die Heeresgruppe ist schliesslich kein Verein blasser Gelehrter. Sie hat bestimmt Vorsorge getroffen. In irgendeiner Schublade liegt dort die entsprechende Antwort auf diesen russischen Schlag, und die nötigen Truppen werden sicher schon marschieren. Im Übrigen – Kalatsch von oben, Kalatsch von unten, dann wären wir ja eingeschlossen, das wäre gewissermassen ein Kessel. Das hat der Russe in diesem Krieg noch nie fertiggebracht. Aber übel sieht es aus, man darf die Augen nicht verschliessen. Die Fronten sind durchbrochen, und Kalatsch liegt augenblicklich frei da. Vielleicht gelingt dem Gegner doch der Plan. Überraschungen haben wir schon genug erlebt. Warum soll ihm nicht mal solch ein Schlag gelingen? Wir wollen uns doch nicht einbilden, dass die Russen die Schlacht von Cannae nicht kennen. Zu dumm ist das! Hier vorn kämpft man um die Wolga, und hinten, über hundert Kilometer weit zurück, rollt vielleicht unser Schicksal. Das steht fest: Das Gesetz des Handelns ist bei denen da drüben. Wir machen im Augenblick den Krieg nicht. Den führen die mit uns. Das hätte mal einer vor ein paar Wochen sagen sollen. Unmöglich. Aber jetzt haben wir's.

In den Mittagsstunden klart der Himmel auf. Motorisierte Einheiten fahren bei schönstem Sonnenschein am Blumentopf vorbei, Panzer

und schwere Waffen. Das sind die Bremser und Ausbügler. Berger, der den ganzen Morgen unruhig im Bunker auf und ab gegangen ist, sitzt wieder zufrieden am Tisch und pfeift. Mir ist noch nicht danach zumute. Die ganz Geschichte gefällt mir nicht.

Franz wird heute siebenundzwanzig Jahre alt. Fiedler und der Doktor kommen noch zu uns, so dass wir mit Berger fünf Mann sind. Als wir um den rohgezimmerten Tisch sitzen, ist es in der warmen Stube richtig gemütlich. Das gelbe Licht spaziert quer durch den Raum, prallt auf die Decke und fällt uns wieder ins Gesicht. Doktors Kahlkopf strahlt in dieser Beleuchtung verschwenderisch. Bald liegt das Zimmerchen in einem dichten Tabaknebel. Franz schmatzt an seiner englischen Pfeife, während wir anderen Zigarren vorziehen. Nur Fiedler ist Nichtraucher. Deswegen sieht er so beneidenswert gesund aus. Die urwüchsigen Geschichten, die er aus dem Westerwald erzählt, wo er als Strassenmeister tätig ist, passen dazu. Anders dürfte er gar nicht reden. Es wäre unnatürlich. Am meisten ähnelt ihm noch der Doktor, der mit seinem oberschlesischen Akzent unwahrscheinliche Arztepisoden zum Besten gibt. Zwischendurch wird ein heisser Grog gereicht, der mit lautem Hallo begrüsst wird. Er passt am besten in diesen eisigen Winter und lockert den bequemen Ton weiter. Die Feldblusen werden aufgeknöpft. Fiedler dampft schon aus allen Poren. Er legt seine Uniformjacke auf meine Pritsche und setzt sich in Hemdsärmeln wieder zu uns. Ungewöhnlich ruhig ist heute Berger. Die klugen Augen blicken etwas müde durch die schwarzgerandeten Brillengläser. Aber er hält tüchtig mit. Ab und zu steuert er sogar etwas zur Unterhaltung bei, reizende Anekdoten aus seiner Redaktion, einiges von der Mosel und auch aus der französischen Literatur. Er ist körperlich etwas schwach, etwas empfindlich für Wetter und unvorhergesehene Ereignisse, aber zäh. Er hat die Gabe, zuhören zu können. Auch heute Abend, da Franz, unser Festtagskind, vor Übermut förmlich sprudelt. In seinen Worten rast er treppauf, treppab, springt hierhin, springt dahin, kommt von Troja zur letzten Regatta, von Hünengräbern zur Schwarzen Katz.

Wie ein Wirbelwind durchmisst er Welt und Zeit. Man wird nicht müde, ihm zuzuhören. Gut gelaunt erzählt er von seinen eigenen Jugendstreichen, die gar nicht weit zurückliegen. Der letzte spielte sich noch auf der Herfahrt ab. Ein toller Kerl ist das, nicht totzukriegen, ein zweiter Bomberg.

Verwundert sieht sich unser Kleinster mit schwarzfunkelnden Äuglein dieses Treiben an. Das ist ihm neu. Missbilligend schlackert Hannibal mit den Ohren. Hannibal ist ein Wesen, das zwischen Löwensäugling und Wollknäuel steht. Schneeweiss, sobald er aus dem Wasser steigt, wollig wie ein Schafpelz, weich wie Südwind, ist er seit Jahr und Tag mein treuer Begleiter. Nicht nur in Zelt und Bunker. Bei kleineren Fahrten sitzt er auf dem Kotflügel oder im Fond und lässt das fremde Land vor seinen Hundeaugen abrollen. Dann schüttelt er bisweilen den Kopf und macht seinen Gefühlen nach Terrierart Luft. Er knurrt auch jetzt unwillig. Doch ist er sofort ruhig, als Franz ihn auf seinen Schoss nimmt. Als gut erzogener Edelhund gibt er gleich Pfötchen und richtet sich in seiner ganzen Grösse auf, die trotzdem Manteltaschenformat nicht übersteigt.

«Komm, Kleiner, leg dich, sei brav! Du bist das einzige Weiche, was ich heute an meinem Geburtstag in die Finger bekomme.» Hannibal heimst das Streicheln mit dem nötigen Verständnis für die gequälte Kreatur ein.

«Es ist ein Jammer. Da ist man, sage und schreibe, noch keine zwei Monate verheiratet und hockt hier draussen, während die Frau allein im Bett liegt und friert.»

«Sie wollten doch durchaus zu uns kommen. Können Sie sich nicht mehr erinnern, dass ich Ihnen abgeraten habe?»

Damit habe ich für die anderen das Stichwort gegeben. Sie fallen über den jungen Ehemann her, ziehen ihn auf, machen ihn verlegen. Bei anderen Gelegenheiten leisteten wir uns Glanzstücke und übertrafen uns. Da waren wir ausgelassen wie Jungen, und wie musste sich der arme Kerl, auf den sich unser Feuer konzentrierte, seiner Haut wehren. Heute kommt diese Stimmung nicht auf. Im Hintergrund steht die sowjetische Operation. Einer erwähnt sie, und sofort ergreift Franz die Gelegenheit, das Gespräch auf ein neues Thema zu lenken.

«Das ist für mich nun wieder kein Problem. Die beiden Durchbrüche sind bald eingedämmt. Unsere Führung ist doch nicht von gestern. Hinten wird jetzt was los sein, Divisionen um Divisionen werden anrollen. Dazu neue Waffen. Ich möchte mal wissen, wer dagegen aufkommt. Gegen ein Klistier kann man nicht an, auch nicht der Russe.»

«Amen», sagt Fiedler. «Das ist ein Wort. Schicken Sie diese Worte doch in die Frontzeitung ein. Da wird so etwas gedruckt. Menschenskind, Franz, haben Sie denn hier geschlafen? Glauben Sie, dass wir noch in dieser Ecke wären, wenn wir genügend Truppen hätten? Und jetzt sollen sie auf einmal hinten im Skat liegen. Daran glauben Sie doch selber nicht. Ebensovwenig an die neuen Waffen.»

«Und dann denken Sie an den Elfsten! Der Russe kämpft heute anders als im vorigen Jahr. Was haben wir im letzten Sommer schon erreicht? Kilometer gefressen, ja. Aber wo sind die Gefangenzahlen von einundvierzig? Wo ist die Beute? Nichts davon. Hinhaltend gekämpft hat er, einen Rückzug durchgeführt, wie er im Buche steht. Und dann plötzlich der eiserne Widerstand in dieser gottverfluchten Ecke. Glauben Sie, dass das alles von allein kpmmt? Und genauso planmässig und durchdacht ist die jetzige Aktion angerollt. Wir laufen hier Gefahr, plötzlich allein zu stehen, wenn man uns nicht hilft. Dann gibt's für uns kein ‚Hurra‘ mehr und kein ‚Auf, marsch, marsch‘, dann heisst es ‚Helm ab zum Gebet‘, das können Sie mir glauben.» Berger hakt ein, das geht ihm zu weit.

«Herr Hauptmann sehen 2^u schwarz. Schliesslich haben wir den Krieg bisher diktiert. Warum soll das auf einmal anders sein? Ich kann mir nicht helfen: Das Ganze sieht nach einer grossen Falle aus. Der Einbruch ist programmässig erfolgt.»

«Wie kommen Sie denn auf diese Schnapsidee?»

«Eben weil in diesem Jahr zu wenig Gefangene und Material in unsere Hände gefallen sind. Da hat sich im OKH einer hingesezt und diesen Plan ausgeheckt. Die Front wird geöffnet, Material und Truppen fliessen herein, je mehr, umso besser, und dann wird hinten dicht gemacht. Eine ganze Armee wird dann kassiert.»

«Mensch, Berger, Sie spinnen. Sie fehlen denen da oben noch. Haben Sie mal daran gedacht, wie wir bei Serafimowitsch herumgekrebst sind? Das waren die ersten russischen Versuche, einen Brückenkopf zu bilden. Und wie haben wir damals zu würgen gehabt, weil wir zu schwach waren, weil keine Reserven da waren. Glauben Sie im Ernst, dass sich das Kräfteverhältnis so geändert hat? Dass wir jetzt Katze und Maus spielen können?» «Das glaube ich allerdings. In unserer Ecke hat's damals gefehlt. Das stimmt. Aber wissen wir denn, ob es überall so war? In der Zwischenzeit ist ein junger Jahrgang eingedrückt, uk-Gestellte sind wieder 'rausgekommen.»

«Da kann ich Sie aufklären. In meinem Urlaub habe ich mit einer ganzen Menge Soldaten gesprochen. So wie bei uns war es überall. Eine Rahmenübung war das dies Jahr, nichts anderes. Sehen Sie sich den Kaukasus an! Wissen Sie, was zum Schutz der Nordflanke eingesetzt war? Eine einzige Radfahrkompanie, die einen Abschnitt von hundert Kilometern zu sichern hatte. Die haben irgendwo im Gelände ein paar Minen hingelegt und haben in kleinen Trupps Patrouillenfahrten durchgeführt. So sieht das aus. Und dann reden Sie von grossen Kräften. Ein Wunder, dass es so lange gut gegangen ist. Aber einmal muss der Krach kommen. Die anderen sind doch nicht blöde. Bloss wir haben geglaubt, wir drehen hier an einer ganz grossen Sache, zusammen mit Rommel und so. War alles Quatsch. Wären wir auch an die Wolga gekommen, so hätten wir doch nie Vorderasien erreicht. Das war eine Parole der Stimmungsmacher. Ein utopisches Ziel, und wir sollten glauben, der Russe bringt nichts mehr.»

«Ich gehe von meiner Meinung nicht ab. Man muss sich auch die Gegenseite ansehen. Da gehen die Reserven auch mal zu Ende. Vielleicht ist es schon das letzte Aufgebot, was uns gegenüberliegt. Im Hauptquartier wissen sie das sicher und haben alles zusammengekratzt, was noch hinten herumsitzt. Einmal muss schliesslich der Krieg ein Ende haben. Wie sollen wir das anders machen, als Kräfte und Material zu vernichten, bis dem Russen die Puste ausgeht? Dann muss er klein begeben. Wenn der Russe erst erledigt ist, kämpft der

Engländer auch nicht allein weiter. Dann ist der ganze Schwindel vorbei. Ich gebe dem Krieg noch zwei, drei Monate, mehr auf keinen Fall.»

Franz pflichtet ihm bei.

«So lange dauert das gar nicht mehr. Weihnachten haben wir den Zirkus hinter uns. Dann wird in Berlin einmarschiert, hoch zu Pferde, Brandenburger Tor, und die Mädels hinter uns her! Das wird ein Fest!» Denken die beiden wirklich so? Ich überlege, was ich davon halten soll. Hat es Zweck, heute weiterzustreiten? Vielleicht haben wir alle zuviel getrunken. Aber inzwischen legt Fiedler noch einmal los.

«Gib dem einen Schluck Wasser! Wir wollen vernünftig miteinander reden. Hinten ist der Russe durchgebrochen. Täglich marschiert er weiter. Eigene Truppen sind bis jetzt noch nicht da. Und in diesem Augenblick kommen Sie und erklären mit dem Brustton der Überzeugung: Bis Weihnachten bricht der Friede aus. Das kann man doch nicht ernst nehmen. Der Krieg dauert so lange, dass wir alle fünfe das Ende nicht mehr erleben. Wir werden alle verbraucht. Fallen wir nicht morgen, dann beissen wir nächstes Jahr ins Gras. Das ist meine Meinung. Und deswegen belaste ich mich nicht erst mit dem Frieden. Wenn's anders kommt, umso besser. Ich lasse mich überraschen.»

Er stärkt sich nach dieser Rede. So viele Sätze hintereinander hat er seit Monaten nicht gesprochen.

«Dass wir das Kriegsende nicht mehr erleben, das glaube ich auch. Aber nicht, weil wir bis dahin alle gefallen sind, sondern deshalb, weil wir nicht stark genug sind, den Russen k. o. zu schlagen. Umgekehrt natürlich auch nicht. Also wird hier im Osten ein dauernder Stellungskampf bleiben. Blutende Grenze nennen das die Zeitungsschreiber. Ich stelle mir das so vor, dass wir irgendwo einen starken Ostwall bauen und dahinter zurückgehen. Dann sollen sich die anderen die Zähne ausbeissen. Jeder Deutsche wird seine zwei Jahre im Osten abdienen. Das wird für die Jugend eine harte Erziehung sein.»

«Willst du diese Dauerstellung noch weiter mitmachen, wenn es so kommt?»

«Nein, wir alle haben uns wohl ein bisschen Ruhe verdient, aber vielleicht bleibt der Doktor freiwillig hier.»

«Ich denke nicht daran. Ich bin schon viel zu lange weg. Meine Praxis wird völlig versaut sein. Nach einem Kurzstudium von drei, vier Jahren wird mir so ein Asthmatiker hingesetzt, der auf Grund seiner Kenntnisse verstanden hat, dem Kommiss aus dem Wege zu gehen. Obendrein kuriert er dann noch die Patienten zu Tode. Ich habe mich schon damit abgefunden, dass ich von vorn anfangen muss. Aber von meinem Zuhause gehe ich nicht weg. Da können sie mir goldene Berge versprechen!» Franz ist immer noch nicht zufrieden. Er wartet schon, dass der Doktor aufhört.

«Eins haben Sie aber alle vergessen, den Führer. Wie geschickt hat er es bisher verstanden, seine Ziele durchzusetzen. Und immer im richtigen Augenblick. Ich bin fest davon überzeugt, dass er auch hier im Osten das Kind schaukeln wird. Der Russe wird eines Tages passen. Denken Sie an die Gegensätze England – Russland! Daraus kann man Kapital schlagen.»

Diese Worte geben Berger Wasser auf die Mühle. Er rückt aufgeregt an seiner Hornbrille.

«Das muss ich ja auch sagen, die Person des Führers wird überhaupt nicht in Rechnung gestellt. Und dabei steht und fällt alles mit ihm. Denken Sie doch zurück: Allgemeine Wehrpflicht, Österreich, Tschechei, die Achse, der Dreimächtepakt, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit! Ist denn das nichts? Und dann der Krieg. Im Triumph sind wir durch ganz Europa gezogen. Und da wollen wir jetzt die Köpfe hängenlassen? Die ganze Welt beneidet uns um diesen Mann. Solange er an der Spitze des Reiches steht, braucht uns nicht bange zu sein. Verrechnet hat er sich natürlich auch manchmal. Das will ich gar nicht bestreiten. Er ist ja kein Gott. Aber im Grossen und Ganzen ist es immer aufwärtsgegangen.»

«Berger, Sie können den Redakteur nicht ablegen», sagt Fiedler. «Da haben Sie nun jahrelang Ihre Lobhudeleien vom Stapel gelassen, und jetzt glauben Sie selber dran. Im Kleinen haben Sie doch gesehen, wie blödsinnig alles ist. Riesenziele und mickrige Soldatenhaufen, die nicht vorn und nicht hinten reichen. Der Mann übernimmt sich. Was

nützen uns die ganzen Erfolge, wenn wir das Eroberte nicht halten können? Und da steht die Hauptfrage: War es überhaupt richtig, den Krieg zu beginnen?»

Jetzt fallen Franz und Berger gleichzeitig über den guten Fiedler her. «War es überhaupt richtig?» Das geht ihnen zu weit. Das ist ja Meuterei. Und das sagt ein Kamerad. Ein guter Kamerad. Das gibt's doch einfach nicht. Das darf es nicht geben. Paul kriegt etwas zu hören. Aber er bleibt ruhig. Anklagen, Lebensraum und Überfall prallen an ihm ab.

«Verurteilt mich nicht gleich in Bausch und Bogen. Ich habe gar nicht die Absicht, mit euch zu streiten. Aber ich mache mir meine eigenen Gedanken. Und wenn ich die hier in diesem Kreis nicht äussern darf, muss man mir das sagen. Ich habe so wie ihr gedacht, als das neununddreissig losging. Aber inzwischen hat sich allerhand getan, das ich geschluckt habe, das mich aber nicht in Ruhe lässt. Ich mache mir zum Beispiel meine Gedanken über die Versorgung mit Winterklamotten, die bis heute noch nicht eingetroffen sind und sicher von Zahlmeistern getragen werden, die in Kiew und Krakau sitzen. Das können Pannen sein, meint ihr? Und was ist los, wenn sich solche Pannen jedes Jahr wiederholen? Im Herbst wird jedes Jahr verkündet: ‚Der Russe ist geschlagen.‘ Und im Winter beziehen wir die Dresche. Ist das Führung, Franz? Und wie war das mit der Arbeitslosigkeit? Darüber brauchen wir doch wohl nicht mehr zu sprechen. Wie denkt ihr denn über Hoepners Degradierung? Was sagt ihr zu dem Unwesen der SS? Das sind doch alles Dinge, über die man nicht mehr hinweggehen kann. Aber fragt doch den Kommandeur. Dem sind im Urlaub die Augen aufgegangen und übergegangen.»

Ich bin gezwungen, Stellung zu nehmen. Paul sucht Unterstützung, und ich muss ihm beispringen. So erzähle ich von dem, was Romminger berichtete. Franz und Berger sperren Mund und Nase auf, wie sie hören, was sich da oben abspielt. Sie sind ausserstande zu begreifen, dass es so was gibt.

«Sehen Sie, diese Kritik an der Führung habe ich nicht nur in Winniza zu hören bekommen. Unterwegs und in der Heimat ist manches Wort der Ablehnung gefallen, man muss nur Ohren haben zu hören. Das

Vertrauen ist nicht mehr dasselbe wie vor drei Jahren. Im Allgemeinen ist man der Ansicht: Wir werden schon noch mit einem blauen Auge davonkommen. Wir haben uns das eingebrockt, jetzt müssen wir es auslöffeln.»

Es ist für mich als Kommandeur interessant zu hören, wie sich die Geister meiner Offiziere scheiden. Die jungen Leute sind ausgesprochene Optimisten, für die es Begriffe wie Recht, Moral und Freiheit kaum noch gibt. Die Erziehung in der Hitlerjugend hat ihr natürliches Urteilsvermögen offensichtlich zerstört. Mit grossen Worten wurden sie begeistert, und jetzt kämpfen sie verbissen, ohne sich darüber im klaren zu sein, was eigentlich auf ihrer Fahne steht. Der Rausch als Erziehungsmittel wurde zum seelischen Normalzustand ganzer Jahrgänge, Zweckmässigkeitsparolen zum Inhalt ihres Lebens.

Ich bin zwar auch erst 31 Jahre. Aber ich rechne mich hier draussen bereits zu den älteren Offizieren, zum Doktor und zu Paul Fiedler. Wir sind nüchterner, sind eben keine Schuljungen mehr.

Frost und neblige Dämmerung stehen im Raum, als wir in der Frühe aufbrechen. Franz, Emig, Gstatter und ich. Die Kälte schneidet ins Gesicht. Es ist gut, dass wir uns dick verummumt haben, in dem offenen Kübel kann man nicht genug Kälteschutz haben.

Nach einer kurzen Rast in Pitomnik fahren wir weiter. Das Wetter ist das gleiche wie gestern. Nachdem die Morgennebel weg sind, haben wir den schönsten Sonnenschein. Nur wird die eisige Kälte dadurch um nichts gemildert. Obwohl wir alle wach sind, wird nicht gesprochen. Das Wort erstarrt auf den Lippen. Dafür gehen die Zigaretten nicht aus. Zwischen die klobigen Pelzhandschuhe geklemmt, verglummt ein Tabakstengel nach dem andern. Franz saugt wieder an seinem «Rotzkocher für Knaben», so hat Fiedler gestern die englische Pfeife getauft, auf die unser Leutnant so stolz ist.

In Kalatsch herrscht ein riesiges Durcheinander. Russenangst liegt auf der Truppe. Ich bin froh, dass ich einen Offizier vom Stab der 24. Panzerdivision finde. Von ihm erfahre ich, dass Markgraf in Suchanow steckt.

«Die Kartel»

Wir suchen das Nest. Hier ist es ja schon! Hm! Das sind ungefähr 30 Kilometer, mehr nicht. Was machen die dort? Ist der Russe schon so weit durchgebrochen? Niemand kann diese Frage beantworten, und auf Vermutungen kann man nichts geben. Wir müssen uns selbst Klarheit verschaffen.

Zunächst fahre ich aber zur Armeepionierschule, um meine beiden Unteroffiziere freizubekommen, die hier zur Zeit einen Kurzlehrgang besuchen. Vergebens. Das Nest ist leer. Ein alter Stabsfeldwebel, anscheinend der Kasernenvorsteher, meldet mir, die gesamte Belegschaft sei bereits gestern abgerückt, um eine Verteidigungsstellung einige Kilometer weiter westlich zu beziehen. Den genauen Ort kann er mir nicht nennen. Warten kann ich auch nicht, bis die Soldaten zurückkommen! So machen wir uns gleich auf den Weg nach Suchanow.

Wir sind eine halbe Stunde unterwegs, da taucht ein trostloser Haufen vor uns auf. Dreissig, vierzig Mann stapfen uns entgegen, im Schneckentempo, ohne jede Ordnung. Hier mal drei, dann wieder vier, zwanzig Meter Pause, dann wieder einer am Stock, so zieht sich der Zug Hunderte von Metern hin. Bekleidet sind die Leute durchaus sommerlich, kein Stückchen Pelz oder Wolle ist an ihnen zu sehen. Die Kopfschützer sind die einzigen Stücke, die zur Jahreszeit passen. Rote Gesichter tauchen neben fahlgrauen und gelben auf. Das kommt mir nicht ganz geheuer vor. Ich lasse halten und rufe den nächsten Soldaten an den Wagen.

«Was ist das für eine Einheit?»

Der Mann blickt mich aus fiebrigen Augen an. Ich sehe, dass er trotz der Kälte schwitzt.

«Herr Hauptmann, wir sind alles Schwerkranke, neununddreissig und vierzig Fieber. Seit gestern früh sind wir unterwegs.» «Wo kommen Sie denn her?»

«Ich weiss nicht, wie der Ort heisst. Er liegt fünfzig Kilometer weit da drüben.»

Er zeigt nach Nordwesten.

«Und was machen Sie jetzt hier?»

«Wir sind einfach aus dem Lazarett 'rausgeschmissen worden, weil

der Russe kam. Die Ärzte und Sanitäter sind abgehauen. Der eine sagte uns noch: Wenn ihr nicht erschossen werden wollt, dann zieht schleunigst ab nach Kalatsch! Und da sind wir nun.»

«Ja, sagen Sie mal, ist denn überhaupt kein Arzt bei Ihnen?» «Nein, kein einziger. Wo die hin sind, wissen wir nicht. Die haben alles stehen- und liegenlassen. Und nichts als ab.» «Haben Sie keine Sorge, die werden ihre Strafe finden. Die Hauptsache ist jetzt für Sie: sofort in ein neues Lazarett. Nach Kalatsch sind es noch zehn Kilometer. Die werden Sie doch noch durchhalten?»

«Ich weiss nicht, Herr Hauptmann. Gestern Abend haben wir schon einen von uns im Schnee verscharrt. Der ist uns umgefallen und war auf der Stelle weg. Hoffentlich kommen wir andern alle durch.»

«Das muss zu schaffen sein. Kommt gut hin!»

In der Zwischenzeit sind acht weitere Kranke eingetroffen, die um den Wagen herumstehen. Ich gebe ihnen noch eine Packung Zigaretten. Mehr kann ich ihnen auch nicht helfen. Dann fahre ich weiter.

Das riecht nach Panik, 50 Kilometer, hat der Mann gesagt. Aber wer weiss, irgendein Gerücht wird aufgetaucht sein, und da haben diese Etappenärzte den Kopf verloren. Unverantwortlich ist das. Stellen sie die Kranken mit vierzig Grad Fieber auf die Strasse und schicken sie in den Tod! Den Herren werde ich heimleuchten! Heute Abend melde ich den Vorfall weiter. Das steht für mich fest.

Eisigkalt ist der Wind, der jammernd übet die Steppe fegt und ins Gesicht peitscht. Wolken frisch gefallenen Schnees treibt er vor sich her. Ausgefahrene Spuren werden von Neuem verweht, so dass sich der Kübel nur vorwärts tasten kann. Rechts und links dehnt sich das schneeüberwehte Ödland. Hier und da ragt noch das hohe Steppengras über die Schneedecke heraus. Es ist weiss bereift und gehorcht dem Winde. Steile Abhänge und tiefe Schluchten erschweren uns das Fahren. Toni fährt lange Strecken halb im Stehen, eine Hand vor den Augen, die andere am Lenkrad, um den Wagen sicher an allen Lö-

chern vorbeizulotsen. Das Tempo ist entsprechend. Aber ohne Pflasterstrasse, ohne Wegmarkierung und Orientierungspunkt geht es eben nicht schneller. Was war das? Hat es nicht eben geschossen? Oder war es ein Geräusch im Motor? Da – noch einmal! Das ist Kanonendonner, da gibt es keinen Zweifel. Aber aus welcher Richtung? Und wie weit? Wir werden uns nicht einig. Der starke Wind erschwert jede Beurteilung. Er bremst, beschleunigt und verschiebt seitlich. Wer soll sich da zurechtfinden? Jedenfalls wird es noch sehr weit sein. Wir beruhigen uns. Hier in der Gegend ist ja noch niemand. Von links jagt ein Rudel Wild auf uns zu, es kommt rasch näher. Komische Tiere. So hat Karl May die Herden wilder Pferde beschrieben mit gestrecktem Galopp, fliegender Mähne und nach hinten geworfenem ... Aber das sind ja tatsächlich Pferde! Noch gesattelt die einen, andere schleifen das Zaumzeug hinter sich her. Blutige Häuse und zerschossene Beine sehen wir. Kläglich wiehernd kreuzen sie keine zwanzig Meter vor uns den Weg. Wie ein Gedanke huscht das vorbei. Die lahmen halten mit, einem Schimmel hängen die Gedärme heraus. Wie sie gekommen, verschwinden sie. Der Schnee verschlingt sie weiter ostwärts. Das sieht ja so aus, als ob irgendwo ganze Kavallerieverbände gekämpft hätten. Wo sollen sonst die vielen Reitpferde herkommen? Das wäre neu. Ich habe es jedenfalls in diesem Krieg noch nicht erlebt, dass Reiterschwadronen mit geschwungenem Säbel kämpfen. Elend werden die Tiere zugrunde gehen, verhungern, denn draussen gibt es nichts mehr. Hier im Felde, wo sich täglich unzählige Menschenschicksale vollenden und noch mehr unvollendet abreißen, ist es natürlich lächerlich, mit Pferden Mitleid zu haben. Trotzdem schleicht sich dieses Gefühl ein. Die haben doch nun wirklich mit dem ganzen Krieg nichts zu tun. Aber sein Räderwerk geht unerbittlich über sie hinweg. Viel Zeit zum Nachdenken bleibt uns nicht. Der Weg, dieser nur angedeutete Strich, den man deshalb findet, weil er eben auf der Karte eingezeichnet ist, belebt sich. Ein schlafender Reiter tritt an uns vorbei. Er sieht und hört nichts. Sein Pferd denkt für ihn mit und trägt ihn sicher vorwärts. Eine unwirkliche Erscheinung wäre dieser Ru-

mäne, wenn man nicht hinter ihn blickte. Da kriecht es heran, zockelt, wälzt sich vorwärts, schwankt, eine ganze Karawane des Elends und der Verzweiflung. Auch des Mitleids. Da humpeln Männer mit durchbluteten Kopfverbänden, mit geschienten Armen. Und gleich dahinter stützen zwei Barhäuptige einen dritten, der sein rechtes Knie mit einer Wolldecke umwickelt hat. Sicher ist es durchschossen, denn das Blut sickert Tropfen für Tropfen herunter, um an den Stiefelschäften zu gefrieren. Alle diese Elendsgestalten haben kein Ziel mehr. Das Kinn ist auf die Brust gesunken, man sieht kein Auge. Die Köpfe mit den verklebten Haaren pendeln bei jedem Schritt hin und her. Mechanisch setzen sie Fuss vor Fuss.

Links, rechts, weiter, immer weiter, links, rechts, es geht nicht mehr, aber es muss, nur weiter, weg hier, links, rechts, links, rechts, hinter uns kommt das Grauen, weiter, geht schneller, links, rechts, sagt nicht, ihr könnt nicht, ihr müsst, geht schon! Wir sind keine Menschen mehr, wir sind das nackte Leben, alles andere haben wir weggeworfen, alles andere ist von uns abgefallen, ihr seht es doch, schon äusserlich, kein Gewehr, kein Koppel, Fetzen am Leib. Und innerlich genauso. Alles haben wir weggeworfen, wir können es gar nicht aufzählen, denn das Gedächtnis haben wir auch weggeworfen, wir sind tatsächlich das nackte Leben. Wir selbst gehen ja gar nicht hier, wir selbst sind gar nicht mehr da, unser Leben läuft hier und will sich retten, verkriechen in seiner Angst und Erbärmlichkeit. Wer uns aufhält, dem schlagen wir den Schädel ein, geht uns bloss aus dem Wege, in unserem Zustand macht man alles, wir denken dabei an nichts, wir können gar nicht denken, wir wollen nur leben. Also weiter, links, rechts, links, rechts, schau uns nicht so blöde an, fahr deiner Wege, wir brauchen dich nicht, mach Platz, wir sind ein geschlagenes Heer, aber unser Leben ist uns alles wert, wir werden es verstecken, wo es keiner findet. Nun ist es dir wohl genug. Auch als Kanonenfutter taugen wir nichts mehr, wir stecken die anderen an mit unserer Sucht, am Leben zu bleiben, also frag nicht erst, sonst tut es uns leid, deine Witwe wird weinen. Wir gehen weiter, links, rechts, links, rechts.

Ich muss halten, da ich nicht weiterkann. Mitten auf dem Weg kauert eine armselige Gestalt mit heruntergelassenen Hosen. Der Schnee färbt sich rot. Apathisch schießern mich zwei mattbraune Augen an. Ich lasse dir Zeit, ich warte.

Jetzt kommen die ersten Gesunden, Kräftigen. Vier Mann mit hochroten Köpfen, eingehakt, mit Wechseldrall. Sie grölen, einer schwenkt eine Schnapsflasche. So ist das, ihr habt euch Mut angetrunken. Das ist sicher der Schnaps aus eurer Marketenderei. Wenn man schon weg muss, dann aber noch mal 'ran an die Vorräte, endlich mal packen und raffen, was so lange fehlte. Und dann einen tüchtigen Schluck und dann noch einen, du auch, komm her, du kriegst einen mit, trink tüchtig, wir haben heute genug. Was, schon zu Ende? Die nächste Flasche! Erst mal probieren. Ist nicht stark genug, wegschmeissen, so, dass sie in Splitter geht, so ist es richtig. Die nächste und noch eine. Das tut gut, ja, da wird man Mensch, dann ist alles vergessen. Prost, prost! Jetzt schnell die Taschen voll, schnell, der Russe kommt schon. Und du musst auch noch eine mitnehmen, wer weiss, wie lang unser Weg ist.

Neben mir bleiben sie stehen, die Männer mit dem Alkohol. Fuseldunst schlägt uns entgegen. «Zigaretten», betteln sie, «Zigaretten, Zigaretten!» Ich gebe ihnen eine kleine Packung. Immer mehr Rumänen trotten an uns vorbei. Bittende Augen sehe ich, stumpfe, ängstliche, im Wahnsinn flackernde und auch feindselige, voll Hass. Zügellos, ohne jede Ordnung flutet der Haufen an mir vorüber, einzeln und grüppchenweise., Ich bin froh, dass der Mann da vor mir auf dem Wege endlich fertig ist und wir wieder anfahren können. Das erste Fahrzeug kommt uns entgegen, eine Feldküche. Vollgepackt ist sie bis oben hin, Verwundete, zwei Schichten, dass die Gäule sie kaum von der Stelle ziehen. Noch eine Feldküche, und dann folgen drei leichte Wagen. Beladen sind sie alle gleich. Das Elend, die Stumpfheit hockt und liegt auf ihnen. An den Seiten halten sich zwei, drei Gestalten mit klammen Fingern fest. Sie lassen sich gedankenlos ziehen, mechanisch gehep die Beine mit. Die hohen Lammfellmützen sitzen fast auf der Nase, und der Mantelkragen verdeckt den Mund, so dass nur ein schmaler Spalt des unrasierten Gesichts frei bleibt.

Auf ihn peitscht der Wind. Bis auf wenige – und das sind die Betrunkenen mit dem lallenden Gesang-ziehen sie stumm dahin. Auf meinen Anruf reagiert keiner. Aber sicher werde ich mit meinem Deutsch nicht verstanden. Ich möchte gern wissen, wo diese Flüchtlinge herkommen, was da passiert ist. Offiziere waren bis jetzt nicht dabei, es sei denn, dass einer auf den Wagen lag.

Jetzt kommen uns ein paar Reiter entgegen. Sie sitzen verkehrt auf ihren Rossen, um das Gesicht zu schützen, die Knie angezogen. Decken und Tücher hüllen Schultern und Hals ein. Mehrere Pferde haben zwei Reiter. Der hintere klammert sich an den andern, um nicht abzurutschen. Zwei Reiter, ein Pferd, ein Jahrmarktsanblick, wenn nicht dieses Elend dabei wäre! Ein erschütterndes Bild ist das, zwei, vier, sechs, acht Soldaten gehen da auf ein neues Ziel los, aber sie kennen es nicht, sie sehen nicht mal geradeaus, es ist ihnen gleich, wohin, Hauptsache, es geht weiter, nur los!

Blicke fallen auf uns. Keine freundlichen, die können wir auch kaum erwarten, zuallerletzt von diesen Rumänen. Starr uns nicht so an, Deutscher, du bist doch mit schuld an diesem Trauerzug. Das ist dir wohl neu, ach nein, sieh mal an! Wer hat uns denn hierhergeschickt, wer hat uns da oben in dieser Sauecke eingesetzt, wer hat uns gesagt, wir müssen halten? Du wirst sagen: unsere Regierung. Quatsch ist das, ihr wart das, ihr Deutschen, ihr macht ja überall, was ihr wollt, ohne zu fragen. Also dreh dich schon weg, sonst passiert was, wir haben genug von euch. Hier, das kannst du noch sehen, zwei Schüsse durch Arm und Bein. Wofür, frag ich dich, für uns? Nein, für euch. Und die Gefallenen auch nur für euch. Jetzt stehst du da und denkst dir: Ein toller Haufen, uns kann das nicht passieren. Warte nur, vielleicht wird es auch zu euch kommen! Dann wirst du an uns denken, wirst ein Pferd haben wollen, nicht für zwei, sondern für drei und vier Kameraden.

Da erkenne ich einen Offizier, einen Leutnant. Ich rufe ihn an den Wagen. Nur widerwillig rutscht er von seinem sattellosen Tragtier und stapft ganz dicht an mich heran. Grüne Augen, entzündet, mit schwarzem Schattenkranz, funkeln mich wütend an.

«Was wollen?»

«Wo kommen Sie her? Was ist das für eine Einheit?»

«Unsere Sache das.»

«Wie ist es zu dieser Flucht gekommen? Das ist ja ein trostloser Anblick.»

«Russkis da, Russkis da, Russkis da.»

Er zeigt nach Westen, Nordwesten und Norden und will wieder zurück. Sein Mitreiter ruft ihn.

«Da vorn müssen doch noch deutsche Truppen liegen. Wollen Sie da nicht mitkämpfen, verteidigen? Es geht hier auch um Ihren Kopf.»

«Wir genug haben kämpfen für Hitler. Hitler kaputt. Alles kaputt.»

Ich versuche, ihm gut zuzureden. Da lacht er höhnisch, tippt mit dem Zeigefinger an die rechte Schläfe und wendet sich vollends ab.

«Du fahren zum Teufel!»

Das genügt mir. Ich lasse wieder weiterfahren. Da erübrigt sich jedes Wort. Gründe für ihre Niederlage sind genug vorhanden, materielle und moralische, aber militärisch sind und bleiben geschlagene Divisionen eine Belastung, sonst nichts. Lieber rechts und links in der Luft hängen, offene Flanken haben! Da weiss man wenigstens, woran man ist!

Ich bin froh, als ich aus diesem Pulk heraus bin. Aber wenige Kilometer weiter kommt uns erneut eine Gruppe entgegen. Und wieder schieben sich Gestalten an uns vorüber, die sich nur mühselig bewegen können. Mit offenen und geschlossenen Augen folgen sie der Spur. Es ist ihnen gleich, wohin sie führt. Sie sind auf der Flucht vor dem Krieg. Ihr Leben wollen sie retten. Alles andere spielt keine Rolle.

Ein Oberst erklärt mir offen heraus, indem er an seinem durch Eiter verjauchten Kopfverband nestelt: «Mit meinen Soldaten ist nichts mehr zu machen. Sie hören auf kein Kommando, ich kenne sie. In einer Woche haben sie vielleicht diesen Zustand überwunden. Aber bis dahin habe ich praktisch keine Befehlsgewalt.»

Den Eindruck habe ich auch. Mit Mann und Ross und Wagen hat sie

der Herr geschlagen! Hier kann man diesen Satz wirklich anwenden. Für einen Maler laufen die Motive in jeder Form herum, kilometerlang.

Nachdem die zerrissenen und zerzausten Kolonnen im Labyrinth der Schneeschluchten untergetaucht sind, wenden wir unsere ganze Aufmerksamkeit wieder nach vorn. Vor uns taucht ein grösseres Dorf aus der Schneewüste auf, während eine kleine Siedlung links liegenbleibt. Hinter dem Dorf steigen Hügel bis zu einer Höhe von vierzig Metern an, so dass der weitere Ausblick verwehrt ist. Auf diesen Höhen erkennt man deutlich Bewegung. Ich nehme das Glas an die Augen. Es sind Deutsche. Noch eine kleine Abfahrt, dann rollen wir zwischen Lehm- und Holzhäusern auf der Dorfstrasse entlang. Eine Gruppe Soldaten steht mitten auf dem Fahrweg. Zwei gestikulieren heftig. Die kann ich gleich fragen, wie das Nest heisst. Ich lasse also halten und erkenne Markgraf, der offensichtlich mit einem Oberstabszahlmeister heftig diskutiert.

«Und ich sage Ihnen, hier wird nicht eher gesprengt, bis wir herausgeschafft haben, was wir brauchen. Meinetwegen können Sie einen Befehl haben, von wem Sie wollen. Das ist mir schnurz. Hier befehle ich.»

Er wendet sich an die hungrigen Gesichter, die im Kreis um ihn herumstehen:

«Los, 'ran! Räumt den Laden aus, und stellt das ganze Zeug da gegenüber in das Haus! Aber macht schnell, dass dieser Herr dann seinen Auftrag ausführen kann. Nun los!»

Während die wilde Meute wegstürzt, steige ich aus und begrüsse den Ortsgewaltigen. Er lacht.

«Du kommst gerade richtig. Eben erscheint hier so ein Knoten und zeigt mir einen Wisch vor: Das Verpflegungslager Suchanow ist sofort zu sprengen.»

«Ist das hier Suchanow?»

«Ja, nun hör weiter! Da drin stehen Kisten mit Konservenfleisch, mit Schokolade, Keks, Zigaretten, jedenfalls mit Sachen, die wir seit Monaten nicht zu sehen bekommen haben. Nicht zu vergessen eine Unmenge Schnaps. Versteh mich recht: Das Ganze will dieser Kerl in die Luft jagen, ohne uns ein Stück abzugeben. Ich will mit ihm ver-

handeln. Da wird er massiv und redet von Plünderung. Na, denke ich, da hilft nichts, und werde noch etwas deutlicher. Nun komm, wir wollen hier nicht anfrieren.» Wir betreten das Lager, einen halbdunklen Raum. Da steht alles, was ein Soldatenherz begehrt. Die Panzerjäger sind am Räumen. Im Schweisse ihres Angesichts schleppen sie Kisten und rollen sie Fässer. Einer probiert gerade den Kümmel. Wir suchen nicht lange, da das Zeug griffbereit herumsteht. Ein paar Tafeln Schokolade stopfen wir in die Taschen, dann gehen wir. Hundert Meter weiter sind wir schon am Ziel. Franz kommt mit, während Emig und Gstatter zu den Meldern ins Nebenhaus gehen.

Paul erzählt. Was ich zu hören bekomme, ist ausgesprochen schlecht. Selbst Franz, mein Berufsoptimist, legt seine Stirn in Falten.

Noch gestern Abend, so gegen 23 Uhr, ist die Panzerjägerabteilung in Suchanow untergezogen. Vorgefunden hatte sie hier nur Trossteile des Korpsnachschubführers. Vom Russen ist bis dahin nichts zu sehen gewesen. Heute früh hat es den ersten Alarm gegeben. Im Nachbarort, Nowy Businowskoi, nur zweieinhalb Kilometer entfernt, sind die ersten Russenpanzer aufgetaucht. Auf den Höhen, die wir vorhin sahen, ist daraufhin in aller Eile eine Verteidigungslinie aufgebaut worden, allerdings nur schwere Waffen. Infanterie ist bis jetzt noch nicht da. Dann sind zwei Kompanien einer Panzerabteilung einen Angriff gefahren, aber abgeschmiert worden, wobei vier Panzer brennend liegenblieben. Bis 9 Uhr hat «ich der Russe auf drei Kavalleriebrigaden und mehrere motorisierte Verbände verstärken können. Der erwartete Angriff ist dann kurz vor 12 Uhr gekommen, aber abgeschlagen worden.

«Du kannst dir vorstellen, dass uns hier nicht sehr wohl ist. Das wird heute noch ein heisser Tag. Aus welcher Richtung bist du eigentlich gekommen?»

«Von Kalatsch her.»

«So? Bist du durch Jeroslanowsko je gefahren? Das ist das kleine Nest kurz vor unserer Grossstadt.»

«Nein, das haben wir links liegenlassen.»

«Das wollte ich sagen. Du hast einen ungeheuren Dusel. Da sitzt nämlich schon der Russe drin. Du siehst: Mit den Dummen ist Gott.»

«Das ist doch ausgeschlossen. Das Dorf liegt doch in euerm Rücken.»

«Darauf kannst du hier nichts geben Wir haben wieder Bewegungskrieg. Schon kurz nach neun ist der Russe südwestlich an uns vorbeigestossen und in dieses Jeroslanowskoje eingedrungen. Achtzig Panzer haben wir gezählt. Von dort wird er sicher direkt auf Kalatsch stossen, ohne sich mit diesen Teilen um uns zu kümmern.»

«Wo soll ich denn dann heute zurückfahren?»

«Das ist halb so wild. Die Donhöhenstrasse ist noch frei. Du fährst eben über Peskowatka.»

Franz und ich machen uns zur Abfahrt fertig. Es geht auf vierzehn Uhr. Da stürmt plötzlich ein Melder zur Tür herein.

«Herr Oberleutnant, sie kommen!»

Wie wir sind, stürzen wir ins Freie. Es geht schon los. An die zehn Batterien decken das Dorf ein. Salvengeschütze und Granatwerfer hauen dazwischen. Das donnert, zischt und kracht, das winselt und singt wie ein Massenor brüllender Teufel. Häuser stürzen ein, Dächer wirbeln durch die Luft, während ich durch einen Splitterregen hinter Markgraf herrenne. Ich sehe gerade noch, wie Toni den Wagen hinter eine Ziegelmauer fährt, dann versinke ich im Schnee. Unter der Feuerglocke stapfen wir den Steilhang hoch, so schnell es geht. Mehr als einmal helfen wir uns gegenseitig aus metertiefen Löchern, die der Schnee verdeckt hat. Vor Anstrengung und Aufregung schwitzend, erreichen wir schliesslich die kahle Kuppe der rechten Höhe.

Ein eisiger Luftzug trifft uns. Da sehen wir auch schon, wie die weissgestrichenen Panzer anrollen, T 34 und T 60. Noch sind sie über 2 Kilometer entfernt. Wir haben von hier oben einen guten Überblick, denn das Gelände fällt, von wenigen Schlenken durchzogen, bis zu den Panzern stetig ab. Die weissen Ungetüme – sechzig kann man mit blossem Auge zählen – quellen aus einem kleinen Dorf, das mit seinen beschneiten Dächern und Giebeln etwa fünfhundert Meter hinter der Angriffsspitze liegt.

Aber man kann noch weiter sehen, die Luft ist ungewöhnlich klar. Kolonnen um Kolonnen schieben sich über den Horizont, motorisierte und bespannte, dazwischen Panzereinheiten, und es kommt mir so vor, als hätten sie alle eine Richtung, als wollten sie alle hierher und uns zu Boden walzen.

Die ersten Panzer sind jetzt immer noch fünfzehnhundert Meter weg. Schützen sind aufgesessen, man kann sie trotz ihrer schneefarbenen Tarnanzüge deutlich erkennen. Weiter rechts greift abgessene Kavallerie an, die Pferde stehen am Dorfrand.

Markgraf sieht sich alles noch ruhig an, gibt Anweisungen und verteilt die ersten Ziele. Die Männer an den Pak- und Flak-Geschützen liegen flach in ihren Schneemulden, die sie sich notdürftig gekratzt haben, um von dem Eisenhagel verschont zu bleiben. Der ist nicht von schlechten Eltern. Ununterbrochen detonieren die Granaten und reißen schwarze Löcher in den weissen Teppich. Wie Orgelpfeifen stehen die parallellaufenden Fäden der Salvengeschütze am Himmel. Und wieder kracht es. Und noch einmal. Aber es passiert nicht viel. Die Geschütze bleiben unversehrt. Soweit man die ganze Stellung überblicken kann, ist bis jetzt ein einziger von Markgrafs Soldaten gefallen. Er liegt gleich neben uns.

Die rotbesterten Panzer eröffnen jetzt das Feuer. Schüsse brechen aus ihren Rohren, kurz und trocken, um in unserer Nähe zu detonieren, ebenso trocken. Markgraf erzählt mir noch schnell, die eigenen Panzer könnten nicht angreifen. Sie ständen zwar hinter uns im Dorf, hätten sich aber heute früh restlos verschossen. Dann sieht er durchs Glas. Ein Wort sagt er: «So!»

Dann steigt die Leuchtkugel hoch. Und schon belfern die Geschütze. Schuss auf Schuss verlässt die Rohre. Richtschützen und Ladekanoniere arbeiten mit ganzer Kraft. Bronzebraun glühen ihre Gesichter in der scharfen Winterluft. Da drüben stoppt die Vorwärtsbewegung. Die Schützen sind abgesprungen und nehmen im hohen Schnee Deckung. Die Panzer verharren kurz auf der Stelle. Der erste brennt. Gleich daneben der zweite. Die Rauchfahnen ziehen seitlich hoch. Immer wieder wird geladen und geschossen, geladen, geschossen. Die Männer können die Munition gar nicht schnell genug heranbringen.

Der Erfolg bleibt nicht aus. Die Angriffsfront ist zerrissen, die erste Verwirrung ist da. Wieder wird drüben gestoppt. Sie scheinen zu überlegen. Und jetzt drehen die ersten ab.

Zurückgeschlagen ist der Angriff und die Stellung behauptet. Die abgeseessene Reiterei zieht sich weiter rechts, von Sprenggranaten verfolgt, ebenfalls ins Dorf zurück. Keiner denkt daran, dass dieser Erfolg eine Episode bleiben muss. Dass der Gegner nur unnötige Verluste vermeiden will. Dass er die ganze Abteilung einfach rechts und links ausmarschieren kann.

Eine halbe Stunde später fahren wir in Richtung Donhöhenstrasse. Der kleine Zeiger meiner Armbanduhr zeigt auf vier. Der Wind hat sich etwas gelegt, dazu die Hochstimmung in Markgrafs Abteilung, wir fühlen uns etwas leichter als heute früh beim Anblick der zurückgehenden Truppen. Bis auf Toni. Der flucht in einer Tour. Bei der augenblicklichen Beleuchtung ist das Fahren auf einem völlig unbekanntem Schneeweg keine Freude, das kann man verstehen. Aber es hilft nichts, wir müssen zurück. Die Dunkelheit kann uns auch nicht schrecken, obwohl es in der jetzigen Situation unangenehm ist, als Einzelfahrzeug unterwegs zu sein. Heute Nacht wird es auch nicht finster. Der kalte Glanz des Schnees hat sich im Mond konzentriert und wirft einen bläulichgrauen Schimmer auf die winterliche Umgebung zurück.

Weit hinter uns hören wir starkes Artilleriefeuer. Dort tobt noch der Kampf. Der Ausgang ist mir nach dem, was ich heute gesehen habe, völlig klar. Die schwachen Riegelstellungen werden zerbrochen oder umgangen. Sie sind es zum Teil schon. Auch Kalatsch wird fallen, das ist nicht zu vermeiden. Aber was dann? Unsere Führung wird eine harte Nuss zu knacken haben.

«Was war das, Toni?»

«Wir sind über einen Knüppel gefahren, Herr Hauptmann.» Nach einigen hundert Metern habe ich das gleiche Gefühl. Wieder ein Knüppel. Aber wo soll hier in dieser baumlosen Steppe so ein Riesenknüppel herkommen? Ich lasse halten und gehe die wenigen Schritte zurück. Da liegt aber kein Knüppel! Einen Menschen haben wir überfahren. Stocksteif gefroren, ohne Mantel, ohne Mütze, ohne Schuh-

zeug liegt er quer auf dem Weg. Es ist ein Rumäne. Vor Erschöpfung muss er umgefallen sein. Kein Platz auf dem Wagen, kein freies Pferd, da ist er einfach liegengeblieben. Und die andern denken nur an sich. Um Gottes willen keinen Aufenthalt, weiter. Wer soll sich hier noch opfern? Der soll sich selber helfen, wer fragt nach mir? Lasst ihn liegen. Aber gute Schuhe hat er, er braucht sie nicht mehr, denkt auch an den Mantel. Und los, weiter, nur nicht lange aufhalten, hinten kommt der Russe.

Noch fünf solcher halbentkleideter Knüppel muss ich zur Seite legen, um den Weg frei zu machen. Dann nähern wir uns dem Rossoschtal. Ein wüster Lärm empfängt uns schon von Weitem. Rumänische Flüche und Schimpfworte begrüßen uns, als wir ankommen. Ein Knäuel von Menschen, Pferden und Fahrzeugen hat sich in dem tief eingeschnittenen Bachgrund zusammengeballt. Die Hänge sind mit Eis überzogen, so dass man wohl in die Tiefe gekommen ist, aber auf der anderen Seite die Steigung nur schwer überwinden kann. Pferde und Wagen werden geschoben, Verwundete purzeln herunter, die Räder gehen über sie hinweg. Keiner kümmert sich darum, keiner hört die Todesschreie und das Röcheln. Pferde stürzen dazu, auch über sie gehen die Lebenden. Die Vorwärtsbewegung ist alles. Wer fällt, fällt. Dem ist nicht zu helfen. Wir können nicht halten. Zugleich. Noch einmal: zu-gleich! Wo wir herkommen? Von dort! Wir wollten nach Kalatsch, da verspernte uns der Russe den Weg, und wir mussten zurück. Jetzt red nicht, wir müssen weiter. Zu-gleich, zu-gleich! Bald haben wir es geschafft. Nur noch die Feldküche ist unten. Das andere Zeug, das so aussieht wie zerfahrene Pferdekadaver und zertrampelte Menschen, das lassen wir liegen. Morgen ist es gefroren und vielleicht zugeschnit. Wir wären hier schon längst weg. Aber die Hälfte von uns ist gleich weitergewankt und hat sich um nichts gekümmert. Was die für einen Vorsprung haben! Aber wir sind auch gleich fertig. Und dann lachen wir, wir haben die Feldküche. Die anderen gehen uns nichts an. Jeder ist sich selbst der nächste.

Jetzt dränge ich. Bloss weg! Bloss nichts mehr sehen von diesen Menschen. Mich packt die Wut. Aber auch das Mitleid. So sieht das also

aus, wenn die Flucht beginnt. Heute sind es die Rumänen. Und morgen? Haben wir etwa die Garantie, dass uns das nicht auch passieren kann? Die durchgebrochenen Divisionen rollen jetzt auf uns zu. Sie werden die Armee im Rücken treffen, wo die Stäbe und die Kolonnen sitzen, die Bäcker und die Briefträger, aber keine Reserven. Und was dann?

Toni fährt, nachdem der Weg unten frei ist, mit verbissener Wut an. Der Ford V8 zieht mit seinen Schneeketten tadellos durch, so dass wir ohne Halt drüben ankommen und schnell an den erschöpften Rumänen vorbeifahren können.

Ein paar Kilometer weiter streifen wir einen Feldflugplatz. Gespenstischer Feuerschein schlägt uns entgegen. Flammen züngeln zum Himmel, gelbe, rote und bläuliche. Sprit brennt hier. Und auch Flugzeuge. Ja, Flugzeuge brennen, Transporter, Aufklärer und Stukas, ein paar von den wenigen, die bis heute früh für uns geflogen sind. Bewusst wird das Material vernichtet. Der Russe kommt, nichts darf ihm in die Hände fallen. Die Motoren sind nicht angesprungen. Man hat es noch einmal versucht, wieder nicht. Da kann man nichts machen. So schwer es fällt, weg damit, Feuer an die Maschinen! Dann auch gleich weg mit dem Sprit! Was soll der noch hier? Ersatzteile sprengen, los, beeilt euch, alles muss vernichtet werden! Der Russe kommt, der Russe!

Panische Angst hat alle hier hinten ergriffen, während vorn gekämpft wird. Verrückte sind am Werk. Die bisher im weiten Hinterland saßen, Fliegerhorstkommandant spielten mit Kasinobetrieb und Hakenzusammenklappen, mit «Herr Major» vorn und «Herr Major» hinten, verlieren ihre Nerven, sobald der Kanonendonner näherkommt. Was sind schon zwanzig Maschinen? Herr, ich muss meine Pflicht erfüllen. Was meinen Sie? Das hätte noch Zeit? Was verstehen Sie davon, kümmern Sie sich um Ihre Sachen! Meinen Namen wollen Sie wissen? Ich denke nicht dran.

Dieses Feuer vernichtet nicht nur die paar Maschinen. Es ernüchtert uns endgültig. Wenn schon eigene Offiziere den Kopf verlieren und Panik verbreiten, dann brauchen wir uns über die Rumänen nicht zu wundern.

Da brennt es schon wieder. Und dort auch. Je weiter wir zurückkommen, umso häufiger werden die Feuer. Vor Bauernhöfen und auf Höfen, im freien Feld und mitten auf der Dorfstrasse werden Akten verbrannt, Befehle, Geheimsachen, Beurteilungen, Vorschriften und Karten. Schreiber schüren das Feuer. Offiziere werfen Stück für Stück hinein, mit feierlichem Ernst, nehmen eine lange Liste und haken die nächste Nummer an. Auch sie tun ihre Pflicht. Natürlich, das ist ja ihr Dienst, Befehle auszuarbeiten und zu verteilen. Warum sollen nicht auch mal welche verbrennen? Wir haben bisher nur nicht daran gedacht. Früher, ja, da durfte kein einziger Geheimbefehl verschwinden. Sonst gab's Arrest, Kriegsgericht, Degradierung. Heute? Weg damit, in Bausch und Bogen verbrennen! Der Russe kommt. Die Befehle haben bisher nicht geholfen. Jetzt helfen sie uns auch nicht. Weg in die Flammen! Den auch! Dass ihr mir keinen vergesst! Das ist Dienst. Ich bin dafür verantwortlich.

23. November 1942.

Rasguljajewka.

Es ist Mittagszeit. Sämtliche Kommandeure stehen im Bunker des Generals. Der Ia spricht die Sätze: «Meine Herren, es ist passiert. Kalatsch ist gefallen. Wir sind im Kessel.»

AUSBRUCH ODER NICHT?

Wir sitzen in der Patsche. Und zwar gründlich. Von allen Verbindungen abgeschnitten, auf uns selbst gestellt, ohne jeden Nachschub an Munition, Gerät und Verpflegung, ohne Möglichkeit, die Verwundeten fortzuschaffen, sieht die Zukunft alles andere als rosig aus.

Einen Kessel nennt man diesen Zustand. Der erste dieser Art ist dem alten Hannibal damals bei Cannae gelungen. Unter ihrem Konsul Aemilius Paullus wurden dort 80'000 Römer in die Zange genommen. 50'000 von ihnen blieben auf dem Schlachtfeld, 20'000 gerieten in Gefangenschaft, nur 10'000 entkamen. Seitdem geistert der Gedanke einer Vernichtungsschlacht, wenn möglich, des gleichen Formats, durch die Köpfe der Generale und aller, die es werden wollen. Zur Zeit der Punischen Kriege war das Ganze für beide Seiten noch erträglich. An einem einzigen Tage rollte das gesamte Geschehen ab, vom Angriff bis zum bitteren Ende für die Besiegten. Und noch am selben Abend wurde der Lorbeer verteilt und gefeiert. Aber in unserer Epoche der riesigen Dimensionen, der technischen Möglichkeiten und des Masseneinsatzes sieht das anders aus.

Ich denke da nur an den einen Kessel in Frankreich. Da steckten auch Tausende und aber Tausende von Soldaten drin, und sie konnten sich nicht helfen. Hier ein Durchbruch und da ein Durchbruch und dort einer – die Führung war nicht in der Lage, überall neue Fronten aufzubauen, die Abwehr zu organisieren und den Angreifer zum Stehen zu bringen. Immer enger wurde der Ring. Verpflegungslager fielen in unsere Hand. Und die Eingeschlossenen hungerten, irrten von Kesselwand zu Kesselwand, hörten auf keinen Befehl. Nach Tagen des immer stärker werdenden Druckes wurde dann kapituliert. Müde, hungrige und abgerissene Gefangenenhaufen zogen über die Strassen, den Blick gesenkt und hoffnungsarm.

Und jetzt trifft uns dieses Schicksal. Einige Hunderttausend Mann

sollen hier im eisernen Ring sein. Die müssen ernährt werden. Gut, es sind Verpflegungslager vorhanden. Aber wie lange reichen die aus? Kraftfahrzeuge werden defekt, Ersatzteile fehlen. Woher kommt das Material? Woher kommt der Treibstoff? Den haben Übereifrige schon vor zwei Tagen hochgejagt, als der Durchbruch am Don erfolgte. Einsperren sollte man sie, dass sie keinen neuen Schaden anrichten können. Die Kopflosigkeit ist kaum zu überbieten. Da werden Befehle gegeben. In wenigen Minuten werden sie widerrufen. Dann kommt eine neue Weisung, und die ist nicht durchführbar. Andere hüllen sich ganz in Schweigen. Aber jeder ist nicht Moltke, dass er sich das leisten kann. Eindeutige, klare, straffe Befehle wären erforderlich. Dazu gehören Männer mit Weitblick. Und von der Sorte haben wir nicht viel. Es fehlt überhaupt an allem. Wo sind die Truppen für unsere neue Westfront, die jetzt aufgebaut werden muss? Seit Wochen schreit die Armee nach Verstärkung, weil wir nicht einmal für die Wolgafront stark genug sind. Wo sind da draussen die Stellungen für die Regimenter, die uns den Rücken decken sollen?

Etwa mitten auf dem Schneefeld, wo der eisige Nordwind Tag und Nacht pfeift? So einfach ist das nicht. Sicher wird die neue Linie irgendwo am grünen Tisch befohlen werden. Einige von uns können sich noch an den letzten Winter erinnern. Oft genug haben wir schon darunter gelitten. Warum soll das jetzt anders werden?

Aber weiter: Zum Kämpfen gehören auch Waffen. Gute, brauchbare Waffen. Alle Tage fallen welche aus. Rohrkrepiierer, Materialschaden oder zerschossen. Und wo soll der Ersatz herkommen? Durch die Luft habe ich noch keine Achtacht und kein Sturmgeschütz segeln sehen. Die Frage der Munition ist einfach, soweit es sich um Infanteriekaliber handelt. Das Zeug kann notfalls eingeflogen werden. Aber 15-cm-Granaten und Minen sind etwas schwerer. Die kann man nicht waggungsweise in eine Ju schippen.

Wo man auch hinsieht, nichts als Schwierigkeiten! Solch ein Kessel ist von vornherein zum Tode verurteilt, wenn ihm nicht geholfen wird! Das ist es. Wir brauchen Hilfe, und zwar so schnell wie irgend

möglich. Da darf keine Minute gezaudert werden. Alles, was greifbar ist, muss jetzt mobilisiert werden, muss in den Zug gepackt, auf Dreiachser verladen und hierhergeschickt werden. Und wenn das ganze Ersatzheer anrollen müsste! Aufbrechen müssen sie die Umklammerung, wenn sie uns zurückhaben wollen. Aber die Bahn! Schon im Herbst gab es Schwierigkeiten und Verstopfungen, und jetzt haben wir Winter. Das sind alles Hirngespinnste.

Fang ich auch schon an, in meinen Gedanken Sprünge zu machen? Habe ich Angst? Ich glaubte mich frei davon. Das Ungewohnte ist es wohl. Man steckt ja nicht alle Tage in einer Mausefalle.

Ja, die Bahn braucht zu viel Zeit, die nötigen Truppen heranzuschaffen. So lange können wir nicht warten. Dann sind wir durchsiebt, verhungert oder durch Seuchen draufgegangen. Möglichkeiten gibt es genug, wie mir der Doktor erzählt: Fleckfieber, Ruhr, Typhus. Mit Ersatz von draussen brauchen wir nicht zu rechnen. Es ist doch einfach nichts da, sonst hätten wir vorher mehr Ersatz erhalten. Wir müssen selbst handeln, das ist klar. Mir jedenfalls. Franz, der ewige Optimist, hat noch Hoffnungen auf ein Wunder, das uns von Westen überraschen würde. Aber den nehme ich nicht ernst. Ein netter Kerl, aber vernagelt. Da ist mir der Fiedler lieber, der denkt wie ich. Von draussen ist nichts zu erwarten, wir müssen selbst zupacken.

Kehrt machen, 'raus aus dieser Lauseecke, endgültig 'raus und nach hinten stürmen. Meinetwegen auch in Richtung Rostow.

Aber das muss morgen oder übermorgen geschehen, solange wir noch Sprit haben und bevor der Hunger beginnt. Sonst ist es zu spät. Das Beste wird sein, ich fahre zur Armee. Da höre ich genau, was geplant ist.

Auf den Wegen herrscht ein überaus reger Verkehr. Mit äusserster Kraft laufen die Maschinen. Ein Meldefahrer jagt den andern. In den Kurven wird das Gas kaum weggenommen.

Jeder muss erkennen: Hier ist was los!

In weitem Umkreis sieht man Feuerschein. Grosse und kleine Brandherde flackern in unmittelbarer Nähe wie ganz hinten in der Ferne,

wo Pitomnik liegen muss, und auch in der Gegend von Gorodistsche. Unter den dunklen Wolken leuchten sie in die Weite, die sich in ihrer grauen Ungewissheit dehnt. Wie die Feuer auf den herbstlichen Feldern nach Abschluss der Kartoffelernte, wie eine Unterbrechung des Kriegszustandes muten diese Feuer in ihrer Vielzahl an. Noch gestern hätte sich jeder gehütet, seine Unterkunft durch Rauchfahnen zu verraten. Man hätte befürchtet, fünf Minuten später könnte es einschlagen.

Am Tatarenwall stosse ich auf die erste Brandstelle. Ein Zahlmeister steht in aller Seelenruhe, die Arme auf der Brust verschränkt, vor einem brennenden Diesel. Bekleidungsstücke liegen auf dem Wagen: Feldblusen, Hosen, Mäntel und auch Pelze und Winterbekleidung jeder Art. Gerade das, worauf wir seit Wochen warten. Hier geht es in Flammen auf, und einer steht dabei wie Napoleon im brennenden Moskau. Auf meine wohl etwas erregte Frage, was hier los sei, erhalte ich die belehrende Antwort: «Divisionsbefehl, Herr Hauptmann, wir brechen aus. Alles Überflüssige wird vernichtet.»

Das ist interessant. Hier werden schon Vorbereitungen getroffen, und wir wissen noch nichts von dem ganzen Plan. Alles Überflüssige – so waren doch eben die Worte. Ich kann mir nicht helfen, Winterbekleidung und Kraftfahrzeuge sehe ich nicht als überflüssig an. Aber das hat mich nichts anzugehen, ich habe kein Recht einzugreifen oder gar zu verbieten. Wenn da draussen, wo die Feuer lodern, überall so gewütet wird wie hier, dann gibt es einen Schaden, der in die Millionen geht. Aber das wäre nicht das Schlimmste. Wo nehmen wir bei unserer Rohstoffknappheit überhaupt Ersatz dafür her? Wie knapp es in Deutschland zugeht, habe ich erst in meinem letzten Urlaub gesehen.

Da vor mir brennt schon wieder so ein Haufen von Bekleidungsstücken. Und gleich daneben bemüht sich eine Gruppe von Soldaten im Schweisse ihres Angesichts, Lastkraftwagen an einen Schluchtrand zu schieben. Der erste kippt gerade, weg ist er, ein Rasseln und Poltern, krachchch... Splitter hört man noch fallen – wieder ein Fahrzeug weniger! Die übrigen, fünf an der Zahl, werden gleich folgen. Der Ingenieur, der dabeisteht, macht ein Gesicht wie ein Mann, der seine

Frau zu Grabe trägt. Er macht sich auf höheren Befehl selbst arbeitslos. Aber Befehl ist Befehl! Da fragt man nicht, da führt man nur aus. Es gibt in den Reihen der Wehrmacht ein geflügeltes Wort: «Die Höhe meines Wehrsolds verbietet mir, anderer Meinung zu sein.»

Das soll ein Scherzwort sein. Es ist mehr.

Was ich kurz vor Gumrak erblicke, gibt mir den tiefsten Stich.

Da hat eine Batterie einen grossen Sperrkreis gebildet. Mittendrin stehen vier Geschütze eng zusammen. Ein paar Sekunden später – und sie haben gestanden. Eine Detonation hat sie verschluckt, wie sie waren. Da liegt noch ein Rad, hier ein Verschluss, aber die Armee hat vier Rohre weniger.

Toni meint: «Die sind wohl verrückt geworden, sich selber fertigzumachen. Wir warten bei uns auf jedes Stück, und die machen alles zur Sau. Ich möcht' nur wissen, wozu das gut sein soll. Und was das alles kostet! Morgen tut's ihnen leid, da könnt' ich wetten. Wenn die das zu Hause wüssten ...»

Der Vernichtungswille tobt sich aus. So sieht es in einer Armee aus, die bisher nur gesiegt hat. Die Nachricht von der Einschliessung hat sie aus der Bahn geworfen. Weg mit allem, was wir brauchen! Da wird aufgeräumt mit Akten und ganzen Schreibstuben, mit Bekleidung, Verpflegung, Gerät, mit Treibstoff, Benzinfässern und Waffen. Munition wird in die Luft gejagt. Das flackert, zischt, poltert, detoniert und kracht, dass man glaubt, es mit Wahnsinnigen zu tun zu haben. Und dabei machen alle einen zufriedenen Eindruck. Sie haben getan, was ihnen befohlen war.

Morgen werden sie weitersehen. Eingeschlossen sind sie, das wissen sie alle, aber jetzt kommt der Ausbruch, schnell noch alles Überflüssige weg, und dann wird angetreten. Ein paar werden fallen, nun gut, das ist nicht zu vermeiden. Aber dann ist man endlich, endlich aus diesem dreimal gottverfluchten Stalingrad 'raus. Da soll man sich nicht freuen? Jeder, der diesen Hexentanz an der Wolga mitgemacht hat, versteht das. Und wenn er nur einen Tag hier war!

Das Oberkommando der Armee ist nach seiner Flucht aus Golubinka und Golubinskaja in eine Schlucht zwischen Gumrak und Pitomnik

gezogen. Mit der Einrichtung ist man noch nicht fertig, der Befehlsapparat ist zu gross. Man hat wohl eine Menge von Einrichtungsgegenständen und angehäuften Aktenmaterial am Don zurücklassen müssen, weil die Zeit drängte, aber was mitgegangen ist, genügt noch. Eine Armee ist keine Korporalschaft. Da wimmelt es von hohen und höchsten Offizieren, von Generalstäblern, Abteilungsleitern und Sachbearbeitern. Und jeder braucht seinen Bunker, jeder braucht Platz für sich und seine Schreiber. Leitungen müssen gelegt, Querverbindungen gezogen werden. Das erfordert Zeit. Deshalb bin ich keineswegs überrascht, dass ich noch alles in grösster Unordnung antröffe. Mit hochgeschlagenem Mantelkragen gehen die Offiziere draussen im Schnee auf und ab, lebhaft redend, wobei Arme und Hände mithelfen, unterstreichen und bagatellisieren, während durch die offenstehenden Türen Kisten und Möbelstücke in die kalten Erdhöhlen geschleppt werden. Die ersten Schreibmaschinen klappern bereits. Der Betrieb setzt in den neuen Bunkern hastig ein. Durch Türspalte und Fensterlöcher dringen Stimmen ins Freie. Wortfetzen sind zu verstehen, Sätze ohne Zusammenhang.

«Fügen Sie ein: sofort!»

«Den Sessel stellen Sie dort in die Ecke!» «Verbinden Sie mich mit dem achten Korps!» «Ein Kradmelder soll sofort vorfahren!» «Streichen Sie das Wort: kann! Schreiben Sie dafür: muss!» «Wo steckt nur der Befehl OKH ChefHRüst Abt...» «Ist der Chef schon in seinem Bunker?» «Schreiben Sie schneller, Krause!» «Geben Sie mir mal Feuer!» «Fehlanzeige erforderlich!»

«Zwölf Ausfertigungen, verstanden?»

«Das ist ja Wahnsinn. Von wem kommt der Befehl?»

Die Unruhe wird noch dadurch erhöht, dass alle Augenblicke Fahrzeuge ankommen und nach bestimmten Offizieren gefragt wird. Die Nervosität scheint gross zu sein. Eiserne Nerven, meine Herren! Von Ihnen hängt für uns alles ab! Denken Sie daran, dass Ihnen eine ganze

Armee anvertraut ist! Mit ihr ist jetzt noch etwas zu machen, wenn man nur will. Eine ganze Armee und mehr, meine Herren!

Ich erkundige mich nach der Behausung des Armeepionierführers. Sie liegt etwas abseits.

Oberleutnant Fricke, der Adjutant, ein noch junger Offizier mit frischem Gesicht, strähnigem, blondem Haar und einer gelben Hornbrille vor den immer freundlich blickenden Augen, den ich schon vom Sommer her kenne, begrüsst mich in einem fix und fertig eingerichteten Bunker. Oberst Selle ist nicht zu sehen.

«Herr Hauptmann haben heute Pech. Mein Brötchengeber ist nicht da. Der steckt irgendwo ausserhalb des Kessels.»

Das passt mir gar nicht. Von dem wollte ich doch erfahren, was augenblicklich gespielt wird. Aber auch Fricke ist überraschend gut orientiert.

Das XI. Korps fliesst aus dem Donbogen nach Osten aus, das ist das erste, was ich zu hören bekomme. General Hube soll mit dem XIV. Panzerkorps den russischen Ansturm so lange aufhalten, bis die letzten Teile den Fluss überschritten haben. Bisher sei alles nach Plan gegangen.

«Hoffentlich erleben wir bei diesen Übergängen nicht im letzten Moment dasselbe Theater wie bei Kalatsch.»

«Bei Kalatsch? Was war da los?»

«Ein tolles Ding war das. Da sass zunächst der alte Ortskommandant, dann kam ein höherer Offizier der Feldgendarmarie dazu, und schliesslich erhielt ein Oberst von der Armee den Auftrag, die Stadt zu verteidigen. Die drei Löwen konnten sich nicht einigen. Keiner wollte zurücktreten. In der Zwischenzeit waren die ersten T 34 am Westufer aufgekreuzt und an die Brücke gefahren. Die Besatzungen waren ausgestiegen und hatten sich mit der Zivilbevölkerung am jenseitigen Donufer unterhalten. Dann waren sie wieder abgebraust. Kein Schuss war gefallen. Vor lauter Kompetenzstreitigkeiten kamen die drei Kommandanten auch in dieser Situation nicht zu Stuhl. Kein Befehl ging 'raus, die Einheitsführer handelten alle selbständig. Aber um die Brücke kümmerte sich niemand. Da standen treu und brav die paar Posten und liessen die Dinge an sich herankommen. Sie brauchten nicht lange zu warten. In der Nacht erschienen mehrere Lkw mit

aufgeblendeten Scheinwerfern, deutsche Typen, hinterher rollten fünf Panzer. Klar, dass sie unbehelligt durchfahren. Mitten auf der Brücke sprang die Besatzung ab, sechzig russische MPI-Schützen. Die nahmen den Übergang unversehrt. Und das alles, nachdem paar Stunden vorher die Russenpanzer einen Besuch abgestattet hatten und man sich hätte ausrechnen können, dass am anderen Ufer von uns keine Truppen mehr stehen. Die ganze Armee hätte eine Atempause erhalten, denn die Eisdecke auf dem Don war zu dünn, um Panzer zu tragen.»

Ich muss Fricke zustimmen, diese Fahrlässigkeit kann uns teuer zu stehen kommen. Ein starkes Stück ist das. Wo es um Hunderttausende geht, könnte man es eher entschuldigen, wenn die Brücke vor dem Zurücknehmen der Nachhut gesprengt worden wäre. Das ist in der Kriegsgeschichte wiederholt vorgekommen. 1812 hat der Marschall Ney deshalb über das dünne Eis der Beresina gehen müssen, 1813 ist der Fürst Poniatowski aus dem gleichen Grunde in Leipzig ertrunken. Aber hier ist es umgekehrt. Man schenkt dem Gegner die Brücke und damit Tage, die für uns wertvoll sind.

«Ja, war denn ausser den Brückenposten überhaupt keine Sicherung aufgebaut?»

«Das schon. Aber diesseits.»

«So ein Blödsinn! Auf der anderen Seite vom Bach bieten sich die Höhen direkt an. Für alle Fälle hätte ich die Brücke an einen Glühzündapparat gehängt. Dann hätte sie jederzeit hochgejagt werden können, und die ganze Sache wäre klargegangen.»

«Jawohl, Herr Hauptmann, so hatten wir uns das auch gedacht. Die Brücke sollte natürlich so lange wie möglich erhalten bleiben. Für den Ausbruch hätten wir sie gut gebrauchen können.»

«Sagen Sie, was ist das für ein Ausbruch? Wer bricht aus? Alle? Und wann? Wissen Sie darüber Bescheid? Überall spukt es davon. Und das ist auch der Grund, warum ich heute überhaupt zu Ihnen gekommen bin.»

«Die ganze Armee bricht aus, Herr Hauptmann, bis auf den letzten

Mann. Materiell ist aus Gründen der Benzinersparnis nur das Nötigste mitzunehmen. Beschädigte Kraftfahrzeuge und Waffen sind zu sprengen, ebenso die überzählige Munition. Der gesamte Schreibkram muss verbrannt werden, auch die Geheim- und Verschlusssachen.»

«Ist dieser Befehl schon 'raus?»

«Schon lange.»

«So, wie kommt es dann, dass ich noch nichts darüber weiss?» «Das ist Sache Ihrer Division. Der Zeitpunkt des Antretens liegt auch noch nicht endgültig fest. Aber lange dauert es nicht mehr.»

«Dann brauche ich mich auch nicht mehr über das zu wundern, was ich vorhin auf der Fahrt erlebt habe.»

Ich erzähle Fricke von den Bränden und Sprengungen.

«Nein, Herr Hauptmann, das hat alles seine Ordnung. Den Kommandeuren bleibt überlassen, was sie mitnehmen. Ich kann mir vorstellen, dass manche Division Mühe hat, das Notwendigste wegzubekommen. Der Spritmangel ist eben zu gross. In solchen Fällen bleibt nichts anderes übrig, als auch neue Bekleidung, intakte Waffen und fahrbereite Wagen zu vernichten, so traurig das ist.»

Fricke spricht weiter, von einer langen Marschstrecke. 380 bis 420 Kilometer nennt er. Der Name Rostow fällt dazwischen, weitere Befehle über Gliederung würden folgen.

«Im Übrigen ist das Ganze ein Vorbefehl. Die Heeresgruppe hat den Plan der Armee genehmigt, aber die letzte Entscheidung steht noch aus. Während die Kommandierenden Generale drängen, allen voran Seydlitz und Hube, wartet Paulus auf den Funkspruch vom OKH.»

Da ist keine Zeit zu verlieren. Ich muss weg. Jeden Augenblick kann der Befehl in meinem Bunker eintreffen, und das Bataillon ist noch völlig ahnungslos. Ich verabschiede mich kurz, um sofort zur Division zu fahren.

Draussen stosse ich mit dem Oberleutnant Langenkamp zusammen, dem Funksachbearbeiter des LI. Korps. Er scheint es ebenfalls sehr eilig zu haben. Trotzdem wechseln wir ein paar Worte. Interessant, was ich zu hören bekomme.

Heute Vormittag habe Seydlitz, sein Kommandierender General, eine Besprechung seiner Ia-Offiziere abgehalten. Dabei seien die Worte gefallen: «Wir stehen vor einer der grössten Niederlagen, die Deutschland jemals erlitten hat; für uns gibt es nur ein Cannae oder ein Brzeziny.» Sein Antrag auf sofortigen Ausbruch habe unterschiedliche Aufnahme gefunden. Zum Teil sei offene und versteckte Kritik an dem Plan und selbst an der Person des Kommandierenden die Folge gewesen. Beim Verlassen des Raumes habe er, Langenkamp, die halblauten Worte «Verkalkter General, soll abtreten!» gehört. Anschliessend sei er noch einmal zu Seydlitz gerufen worden. Er solle ab sofort den Funkverkehr der Armee mit dem OKH und der Heeresgruppe abhören und laufend melden, trotz Verbots, der General übernehme die Verantwortung.

Schon reicht mir Langenkamp die Hand. Er hat wenig Zeit, so wie ich, und meint noch: «Jetzt laufe ich von einer Stelle zur anderen, um mir den Funkschlüssel abzuschreiben. Keiner will damit herausrücken. Der Fliegerverbindungs-offizier ist meine letzte Hoffnung.»

In Rasguljajewka steht Wagen neben Wagen. Beim Ia treffe ich alle Kommandeure der Division.

«Ah, gut, dass Sie kommen, die Leitung zu Ihnen war vorhin gestört, ich konnte Sie nicht erreichen.»

Gerade im richtigen Augenblick bin ich gekommen, um an dieser Besprechung teilzunehmen. Es geht um die Vorbereitungen zum Durchbruch in Richtung Rostow. Die Regimenter erhalten ihre Befehle. Alle Sonderwünsche der einzelnen Kommandeure bleiben unberücksichtigt. Der Ia lässt nicht mit sich handeln. Wort für Wort ist überlegt, klar, eindeutig, nichts wird geändert. Oberstleutnant Eichler, der kleine Infanterist, versucht immer wieder, sich Gehör zu verschaffen. Es gelingt ihm nicht. Schliesslich sieht er die Notwendigkeit ein, sich für den Marsch so leicht wie möglich zu machen. Es ist allerdings nicht einfach, sich mit dem Gedanken, Waffen und Munition zu vernichten, vertraut zu machen. Das geht uns allen so.

«Das Pionierbataillon», beginnt der I. Generalstabsoffizier die

nächste Ziffer seines Befehls. Ich mache mir Notizen. Was mir zu-diktirt wird, trifft mich eigentlich nicht sonderlich schwer. Durch die Unterhaltung mit Fricke vorbereitet, habe ich Schlimmeres befürchtet. Die Division verlangt lediglich von mir, dass ich Flammenwerfer und Minen mitnehme. Alles andere bleibt mir persönlich überlassen. Den Treibstoff muss ich selber stellen, helfen kann mir keiner. Von diesen Litern hängt die Anzahl der mitgehenden Fahrzeuge ab.

Während nach mir der Kommandeur der Aufklärungsabteilung verarztet wird, überschlage ich kurz. Mein Werkmeister, der rührige Glock, verdient ein Sonderlob. Die Sätze Benzin und Diesel, die er immer schwarz mitführt, werden uns jetzt gute Dienste leisten. Wir kommen mindestens 100 Kilometer weiter, als die Division annimmt. Bei den anderen Truppenteilen wird es ähnlich sein, ich kenne doch die Kommandeure. Eine stille Reserve hat noch nie geschadet. Dieser Vorrat, Kilometerzahl, Verbrauchsberechnung, kurzes Dividieren – es klappt. Für jeden Soldaten des Bataillons findet sich ein Platz, dazu kann ich zwei Feldküchen mitnehmen, genügend Verpflegung und Decken. Für jeden Mann zwei Stück, die werden wir gut gebrauchen können. Und eine kleine Treibstoffreserve behalte ich trotzdem noch. Ich versuche zu telefonieren.

«Hier Wolga.»

Die Leitung ist wieder geflickt.

Ich bestelle alle Offiziere des Bataillons zu mir. Auch Ingenieur von der Heydt, Zahlmeister Aderjahn und Werkmeister Glock. Der Weg von Pitomnik ist etwas weit und beschwerlich, aber in etwa zwei Stunden können sie am Blumentopf sein.

Der Ia ist mit den Einzelbefehlen fertig, er legt seine Aufzeichnungen zur Seite. Bevor wir an die grosse Karte treten, betont er eindringlich: «Es ist alles nur zur Vernichtung vorzubereiten. Gesprengt wird erst auf besonderen Befehl. Vergessen Sie das nicht, meine Herren, damit wir für alle Fälle einsatzbereit bleiben. Man weiss nicht, was kommt, ein endgültiger Befehl liegt noch nicht vor. Was die anderen Divisionen machen, kann uns egal sein.

Für morgen zehn Uhr bitte ich um Vollzugsmeldung in punkto Vorbereitungen.»

Zwei Stunden später.

Meine Offiziere sitzen im Kreis um mich herum. Die Beamten aus Pitomnik sind dabei. Die Bleistifte halten das Wichtigste auf dem Papier fest.

«Also, ich wiederhole.

Es gehen mit:

vier Pkw,

vier Kräder,

sechs Lkw für Mannschaftstransport,

vier Lkw für Munition, Minen, Flammenwerfer, Treibstoff, Decken, Verpflegung und

zwei Feldküchen.

Genau Beladung und Verteilung auf die Einheiten habe ich vorhin befohlen. Das ist also klar.

Meine Herren, alles, was darüber hinausgeht, ist sofort zur Sprengung vorzubereiten, Waffen, Munition, Gerät, Fahrzeuge, Bekleidung, Schreibstuben und Gepäck.

Denken Sie auch an Ihr eigenes Gepäck, wir brauchen jede freie Ecke. Die Bunker sind so weit zu räumen, dass wir innerhalb einer halben Stunde antreten können.

Von der Heydt, Sie sind für die Fahrbereitschaft der Wagen verantwortlich.

Sie, Glock, für das Auftanken.

Die Einheitsführer halten sofort Belehrungen ab. Sie haben den letzten Mann zu erfassen.

Die Durchführung aller Vorbereitungen ist mir bis morgen früh, neun Uhr, zu melden.

Meine Herren, ich betone nochmals:

Ich verbiete jede Vernichtung ohne besonderen Befehl.

Noch eine Frage?

Dann danke ich.»

Offiziere und Beamte verlassen mit ernsten Gesichtern den Raum.

Der Abbruch meiner Häuslichkeit ist in vollem Gange. Das Waschzeug ist bereits verpackt. Im Kartenbrett liegen die Messtischblätter und 300'000er Karten vom Gelände weiter südlich.

Leider sind wir nur mit Material versorgt, das bis in die Gegend von Kotelnikowo reicht. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Es ist nicht das erste Mal, dass wir nur auf Atlas und Kompass angewiesen sind. Wir werden uns zu helfen wissen.

Toni steht mitten auf dem Tisch und zerrt das gelbe Fliegertuch herunter. Es soll auf einer Kühlerhaube Platz finden. Im Vorraum packen Berger und Emig ihre Habseligkeiten zusammen.

Alles Entbehrliche fliegt in den Ofen, der überreichlich gespeist wird und vielleicht letztmalig seine wohltuende Wärme ausstrahlt. Geballte Ladungen liegen schon am Eingang bereit, den ganzen Bunker beim Abrücken in die Luft zu sprengen.

Das bisschen Wohnlichkeit ist verschwunden. Nur das Licht, die Schlafplätze und das Telefon erinnern daran, dass hier noch gelebt, gearbeitet und geschlafen wird. Ausserdem ist der Radioapparat da. Auch er wird auf ein Fahrzeug verladen werden, sobald der Abmarschbefehl eintrifft.

Es wird langsam Zeit, dass ich mich um meinen Koffer kümmerge. Für den haben wir keinen Platz im Wagen. Der Deckel geht auf. Neben sauberer Wäsche und Dingen des Alltags liegen alte Briefe und auch solche neueren Datums, die noch unbeantwortet sind. Ich nehme sie in die Hand, fast neun Zehntel sind von meiner Frau. Die dünnen, steilgeschriebenen Buchstaben blicken mich hilflos an. Sie sprechen von Liebe und Glück, von Angst und Opfer. Sie flehen mich an: Ich warte auf dich, ich warte drei Jahre, und du bist draussen – komm bitte zurück, das Leben ist kurz. Denk auch an die Mutter, sie sorgt sich um dich. Wenn es nach mir ginge, wäre ich schon längst zu Hause. Lichtbilder fallen mir in die Hände. Mädchenbilder meiner Frau, Bilder aus dem ersten Jahr unserer Ehe und ganz neue. Aus ihnen strömt noch die Wärme des Friedens. Geschichte sind sie geworden. Die Gegenwart weiss nichts von diesem Glück, das auf Gesichtern und sonnigen Landschaften liegt.

Ich stopfe mir schnell meine Brieftasche mit grossen und kleinen Abzügen voll. Der Rest geht mit den beschriebenen Briefbogen in Flam-

men auf. Wäschestücke wandern dazu. Es hilft alles nichts, ich muss Platz schaffen. Die Fotoapparate, ja, was soll ich damit machen?

«Toni, leg die Dinger in den Kübel, in die Vorderklappe.» Mein Gott, was man so mit sich herumschleppt! Alles, was nicht unbedingt nötig ist, lege ich beiseite, zu den Hemden und Socken. Das ist der Haufen, der beim Eintreffen des Durchbruchbefehls vernichtet wird. Immer mehr Gegenstände kommen zu diesem Stapel: Taschentücher, Dolch, Feldblusen, Stiefel, Fotoalben. Ein Zielfernrohr schliesst die Reihe ab. Es stammt noch vom Don, vom Beutegewehr eines Scharfschützen. Auf meiner Jagdflinte hätte es mir gute Dienste geleistet. Aber ich habe jetzt andere Sorgen. Und vor allem: Ich habe keinen Platz.

Toni kommt eben und meldet, dass unser Wagen marschbereit ist. Aufgetankt, Reservekanister voll, MG aufmontiert, zwei Hafthohladungen auf dem letzten Sitz, Schneeketten in Ordnung, Fliegertuch auf dem Kühler.

Wir brauchen nur Aktentasche und Kartenbrett unter den Arm zu klemmen. Dann können wir die Tür Zuschlägen und abbrausen.

Die Nacht verläuft ruhig. Bis neun Uhr liegt die letzte Vollzugsmeldung vor. Um 9.45 Uhr melde ich die Marschbereitschaft des ganzen Bataillons.

Ich setze mir die Mütze auf, um zur Gefechtskompanie zu gehen. Ein paar Stichproben werden mir die Gewissheit geben, dass meine Befehle durchgeführt sind. Da schnarrt es im Fernsprechkasten.

«Führer Wolga.»

«Hier ist Schwerin.’ Das geplante Unternehmen steigt nicht. Führerbefehl: Wir bleiben.»

Was war das? Habe ich richtig gehört? Wir bleiben? Und das soll der Führer befohlen haben? Jawohl, Führerbefehl! Das Wort fiel. Ist denn das möglich? Dass der uns hier sitzenlässt? Die Sechste, von der er angeblich so viel hält?

Uns kann er doch nicht einfach abschreiben. Wo gibt es denn iso was? Klar, wir haben auf ihn geschimpft, nicht zu knapp und oft mit Recht. Aber letzten Endes haben wir ihm doch die Treue gehalten. Eid ist Eid. Und er? Die Treue ist das Mark der Ehre, gilt das nicht für ihn? Er will uns jetzt einfach aus seiner Liste streichen? Haben wir nicht alles gegeben, wozu wir in der Lage waren? Und das ist jetzt der Dank. Der Dank des Vaterlandes.

«Ein Wahnsinniger! Uns alle zugrunde zu richten!»

Berger stürzt zur Tür herein, ich habe wohl zu laut gesprochen.

«Herr Hauptmann?»

«Berger, mit dem Ausbrechen ist es Essig. Hitler hat befohlen: Wir bleiben. Sie, sehen Sie jetzt, dass der uns in den Tod hetzt? Das gibt eine Katastrophe wie nie zuvor!»

«Das kann doch alles noch gut werden. Der Führer hat doch selbst das grösste Interesse daran. Eine ganze Armee lässt er doch nicht sitzen.»

«Aber Berger, ich habe Ihnen doch gestern gesagt, dass Paulus und andere Generale für das Ausbrechen sind. Die kennen die Lage am besten. Warum hört er nicht auf sie? Das sind doch keine Hampelmänner.»

«Er wird schon wissen, was er tut. Vielleicht marschiert schon eine neue Armee nach Osten, um uns aus der Patsche zu helfen.»

«Das ist so gut wie ausgeschlossen. Können wir so lange warten? Das ist die eine Frage. Denken Sie an die Versorgung und an die eigene Kampfkraft! Weiter: Wer baut zwischen Serafimowitsch und der Kalmückensteppe die neue Front auf? Ein Riesenloch klafft da hinten. Jemand muss ja schliesslich den russischen Angriff zum Stehen bringen. Weiter: Sind dann noch genügend Kräfte für die Entlastungsoperation vorhanden? Berger, seien Sie ehrlich, das glauben Sie auch nicht. Wo sollen die auf einmal herkommen? Sie kennen ausserdem unsere Eisenbahn hier im Osten. Nein, nein, Berger, hier passiert ein Unglück.» «Alles richtig, Herr Hauptmann. Aber wenn es keine Möglichkeit der Hilfe gibt, warum sollen wir dann hierbleiben?»

«Aus reinen Prestigegründen. Er hat das Maul über Stalingrad zu weit aufgerissen. Jetzt kann er nicht mehr zurück, ohne sich lächerlich zu machen. Mit allen Mitteln will er sich jetzt halten.»

«Paulus ist auch noch da. Wenn es wirklich so hoffnungslos aussieht, dann wird er ans OKW funken.»

«Mensch, Berger, das hat doch gar keinen Zweck. Das hat er ja getan. Wenn hier noch etwas hilft, dann nur der eigene Entschluss, die eigene Kraft. Paulus muss selbst handeln!»

In meinem Bunker wird es langsam dunkel. Ein trübes Grau quillt zum Lichtschacht herein und setzt sich auf Kanten und Ecken, so dass die Gegenstände ihre Form verlieren. Das Auge kann nur noch weiche Übergänge von mausfarbenen Flächen zu tiefem Schwarz wahrnehmen. Eine wohltuende Ruhe tritt mit diesem Dämmern zusammen an meinen Tisch. Sie fährt mir über Kopf und Auge und drückt mich behutsam auf die Bank.

Der Wellenschlag der Gedanken wird schwächer. Die Ebbe setzt ein. Hier und da noch ein Spritzerchen, dann hat die schäumende Ruhelosigkeit ein Ende.

Hier sitze ich, mache mir Gedanken und bin doch nur ein kleines Körnchen in der Sanduhr, die immer wieder umgedreht wird.

Ich kann nicht anders, ich rinne mit. Ob ich will oder nicht, ob ich zustimme oder mich dagegenstemme, es hilft nichts, ich rinne mit, unaufhaltsam. Muss das so bleiben? Soll das hier in Stalingrad so ausgehen, dass die Sanduhr einer ganzen Armee nicht mehr umgedreht wird und der Sand tot bleibt?

Aber was ist schon meine Meinung? Was gilt sie? Wer fragt danach, ob ich noch einmal nach Hause komme oder für immer hier an der Wolga bleibe? Wird in ein paar Wochen, wenn ich an der Reihe bin, überhaupt noch einer von uns leben, der meiner Frau schreiben kann, dass ich in Stalingrad gefallen bin?

Oder wird sie die Qual der Ungewissheit nach jahrelangem Warten mit ins Grab nehmen müssen? Richtig krank fühle ich mich bei diesem Gedanken, krank, schwach und ohnmächtig.

Und auch irgendwie mitschuldig. Ich weiss nicht, wo dieses Gefühl herkommt, ich kann doch wirklich nichts ändern, dafür bin ich ein

viel zu kleines Licht. Aber es ist da und quält mich mit dem Vorwurf, dass ich zuwenig, praktisch gar nichts getan habe, um die Tränen meiner Frau zu verhindern. Auch Mutter wird verzweifeln. Seit Vaters Tod waren meine Erfolge, meine Freude und mein Glück der Inhalt ihres ganzen Lebens, ich bin doch ihr einziger Sohn. Ohne mich wird sie dahinsiechen. Noch mit ihren letzten Worten wird sie das Schicksal verfluchen, das man mir bereitet hat. In vielen Familien wird es ähnlich sein, denn die 6. Armee ist gross und die Zahl der Angehörigen noch grösser. Und sie werden sich fragen, ob denn keiner den Mut aufgebracht hat, zu sagen, was er denkt, und entsprechend zu handeln. Die Worte Befehl und Gehorsam werden ihnen nicht genügen. Und doch sind sie die Kette, die uns hier an diese Stadt bindet. Eine ganze Armee hat zu bleiben, wenn es einer befiehlt. Einer: Das ist Hitler. Die vielen sind wir. Und wenn es unter uns auch einige gibt, die nicht mit ihm einverstanden sind, die ihn ablehnen und zum Teufel wünschen, sie haben alle eine andere Vorstellung von dem, was man machen müsste. Jeder steht mit seinen Gedanken praktisch allein. Warum das so ist? Weil wir alle zu reinen Technikern und Taktikern erzogen worden sind. Weil man uns von der Politik ferngehalten hat, wir durften ja nicht einmal wählen. Und wir machten aus dieser erzwungenen Abstinenz obendrein eine Tugend, wir waren stolz darauf, mit der Politik nichts zu tun zu haben. Deshalb stehen wir Offiziere jetzt solchen Fragen hilflos gegenüber. Wie dem aber auch sei – die Masse scheint noch geschlossen hinter dem einen Mann zu stehen. Ob aus Furcht oder aus Überzeugung, weiss ich nicht. Wäre es anders, dann gingen alle, die heute im Gleichschritt durch Europa marschieren, nicht mehr mit.

Ich werde gehorchen, obwohl ich das Unheil auf uns zukommen sehe. Dieser Befehl nagelt die ganze Armee fest. Von ihr wird so wenig übrigbleiben wie vom Zug Rath. Aber ich gehöre zu ihr. Nicht nur, wenn es vorwärts geht, sondern auch in schweren Tagen. Und was befohlen wird, ist auszuführen. Das gilt für alle Soldaten. Auch ich habe vom ersten Links-zwo-drei-vier bis zur Kriegsschule, vom Rekrutenleutnant bis zum Bataillonskommandeur immer so gehandelt. Soll das für mich nur deshalb plötzlich anders sein, weil es

hier auch um mein Leben geht? Habe ich nicht geschworen, dass ich «... als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen»? Das gilt immer noch. Da hat sich nichts geändert. Nur ich bin ein anderer geworden. Ich beginne nachzudenken, ob die gegebenen Befehle einen Sinn haben. Und wenn ich den nicht erkenne, dann gehorche ich wohl, aber nicht mehr mit der Hand an der Hosennaht, sondern gewissermassen mit der Faust in der Tasche. Und meine Soldaten? Wenn sie jetzt einen Befehl nicht mehr verstehen? Wie verhalte ich mich dann zu ihnen?

Es klingelt.

«Führer Wolga.»

«Bitte bleiben Sie am Apparat, ich verbinde mit Herrn General.»

Nanu, der Alte? Hat sich an der Lage schon wieder etwas geändert, dass er mich sprechen will?

«Schwerin.»

«Hier ist Führer Wolga.»

«Gut, dass ich Sie selbst erreiche. Über den Führerbefehl brauchen wir nicht mehr zu sprechen. Der ist klar. Wir müssen warten, da hilft nichts.

Die Division bleibt vorläufig in ihren alten Stellungen. Ich wollte Ihnen nur durchgeben, dass sich für Ihr Bataillon einiges ändern wird. Die Lage erfordert den Einsatz des letzten Soldaten. Die Pioniere müssen deshalb nach vorn. Morgen erhalten Sie genauen Befehl. Ich erwarte von Ihnen, dass das ganze Bataillon seinen Mann steht wie bisher.»

«DIE VERSORGUNG DER 6. ARMEE ÜBERNEHME ICH.»

Mehrere Tage sind vergangen. Zwischen unserer Infanterie und dem kroatischen Regiment liegen wir wieder im Werkgelände des «Roten Oktober». Halle 1, Halle 2 und Leiterhaus gehören zu meinem Abschnitt. Hinter herausgebrochenen Schiessscharten und Maschinengewehren, die geladen und entschert sind, kauern Pioniere und beobachten bei trübem Tageslicht wie in schneehellen Nächten das Vorgelände. Links von Halle 1 springt die Front ins freie Feld weiter nach Osten. Hier liegen die Männer in dürftigen Schneelöchern. Einer beobachtet, während die zweiten und dritten die Füße aneinanderschlagen und sich die Hände reiben. Zwanzig Grad Kälte durchdringen Stoff und Stiefel.

Jetzt macht sich die Vorsicht unserer Division bezahlt, mit Brand und Vernichtung zu warten. Während unsere Nachbarn in ihren Sommeruniformen kämpfen, dünne Mäntel über durchlöcherter Feldblusen und durchnässter Stiefel auf wund gescheuerten Zehen, haben wir den Vorteil neuer Tarnanzüge und zottiger Pelze. Vor wenigen Tagen hat die Division die Stücke ausgegeben. Sie reichen zwar bei Weitem nicht aus, um jeden Mann der Jahreszeit entsprechend einzukleiden, aber die Posten in den vordersten Löchern tauschen bei der Ablösung die warmen Sachen aus, so dass die Zahl der Erfrierungen im Verhältnis zu anderen Truppenteilen gering bleibt. Trotzdem kann sich der Arzt nicht über Mangel an Arbeit beklagen. Neben Durchschüssen und Splitterverletzungen hat er alle Tage erfrorene Zehen, Finger oder Ohren zu behandeln. Viel kann er in solchen Fällen nicht machen. Einlieferung ins Feldlazarett oder vermehrte Ausgabe von Frostschutzsalbe, mehr Möglichkeiten hat er nicht.

Diese Ausfälle reißen immer neue Löcher in die Grabenstärke, so dass mir vor der Zukunft angst und bange wird. Aus meinem Bataillon ist beim besten Willen nichts mehr herauszuholen. Auf Weisung der Division – und die ist

sehr scharf gewesen – habe ich in Stellung gebracht, was überhaupt noch in der Lage ist, über Kimme und Korn zu sehen und den rechten Zeigefinger durchzukrümmen. Da hocken sie nun in den weissen Löchern: Schreiber, Sanitäter, Rechnungsführer, Marketender, Kompaniemelder, Friseure und Burschen. Vorbei sind die Zeiten, wo man gezwungen war, meterlange Listen zu schreiben, Tabletten auszugeben, Frontzulage zu berechnen, Likör zu verkaufen, Eiserne Kreuze zu zählen und den Chef in der Frühe zu rasieren, an den Mundwinkeln bitte dreimal. Diese Soldaten, die den Kampf bisher nur an der Peripherie der Frontzone erlebt haben, liegen jetzt hinter Waffen, deren Mechanismus ihnen fremd ist. Selbst zu einer Kurzausbildung ist keine Zeit gewesen. Im Angesicht des Gegners lernen sie, mit Schiessgeräten und Sprengstoff umzugehen.

Fiedler hat es besser. In den Bunkern am Tatarenwall sind Kanoniere und Trossleute unserer Artillerie sowie Soldaten der Nachschubeinheiten zusammengezogen worden, um für den infanteristischen Kampf geschult zu werden. Die Division bildet auf diese Weise Reserven aus, die der Front zugeführt werden sollen, sobald die Hilferufe der Abschnittskommandeure dringender werden. Für die Ausbildung sind vorläufig drei Wochen vorgesehen, und Paul ist der Kommandant des neuen Aufgebots. Ich gönne ihm die persönliche Kampfpause, aber sein offenes Wort fehlt mir sehr.

Franz und Oberfeldwebel Rembold führen jetzt draussen vor dem Gegner. Sie sind ihrer Aufgabe gewachsen. Russische Stosstruppunternehmen und Angriffe werden zurückgeschlagen, die Minensperren des Nachts verstärkt. Es wird nicht lange dauern, und der Gegner wird merken, dass er in diesem Kampfabschnitt Pionieren gegenüberliegt, und sich darauf einstellen.

Mit Infanteriemunition müssen wir sparsam umgehen. An Patronen stehen uns derart geringe Mengen zur Verfügung, dass ich befehlen muss, nur noch bei Angriffen von der Waffe Gebrauch zu machen. Auf alle anderen Ziele besteht Schiessverbot. Die Folgen lassen nicht auf sich warten. Erst taucht ab und zu ein beschmierter Stahlhelm auf der Gegenseite auf, dann sieht man gebückt huschende Gestalten, und schliesslich setzt ein fast friedensmässiger

Verkehr ein. Aufrecht machen die Rotarmisten hundert Meter vor uns ihre Meldegänge, in aller Ruhe. Bisweilen fällt ein scheuer Seitenblick auf die Mündungen unserer Maschinengewehre, mehr aber auch nicht. Der Gegner fühlt sich sicher. Nur manchmal gebe ich einen Gurt frei. Der ist bald vertan, und dann folgt wieder eine lange Feuerpause. Nach dem unaufhörlichen Takken in den vergangenen Wochen mutet diese Erlahmung so unwirklich an, dass man sich direkt wundert, dass sich niemand nach dem Grund unserer Friedfertigkeit erkundigt.

Unsere Artillerie hat auch Feiertage. Vor der Einkesselung sind Nacht für Nacht allein zweitausend Schuss Störungsfeuer auf die russischen Linien abgegeben worden, ganz abgesehen von Angriffsunterstützung und regelmässigen Feuerüberfällen auf wichtige Punkte. Jetzt ist es eine Seltenheit, wenn man an einer Detonation feststellen kann, dass wir überhaupt noch grosse Kaliber haben. Es gibt Tage, an denen ganze hundert Schuss auf die langgezogene Stadt abgegeben werden. Die Bekämpfung der Batterien, die unser Bunker- und Fassadengelände umwühlen, wird so gut wie eingestellt. Nur auf Geschütze, die allzu unangenehm sind, werden mal ausnahmsweise zehn Schuss freigegeben. Früher galten zweihundertvierzig Schuss als Norm für solch ein Ziel, eine geringere Menge wurde als unzureichend angesehen. Seit den ersten Dezembertagen rechnen aber Quartiermeister und Artilleriekommandeure nur noch mit dem kleinen Einmaleins. Es genügt. Es hat zu genügen.

Die bebende Zone bleibt trotzdem erhalten. Was wir weniger schiessen, schießt der Russe mehr. Neben den Fernkampfbatterien und Eisenbahngeschützen, die uns aus dem Raum jenseits der Wolga mit Stahl- und Sprengstoffekoffern eindecken, sind es vor allem Salvengeschütze, bei denen wir täglich neue hinzuzählen können, und da reicht das kleine Einmaleins nicht mehr aus. Tag und Nacht donnert ein pausenloser Salut über die tote Stadt. Hunderte von Rohren, die alle haargenau auf uns gerichtet sind, reden eine Sprache, die von den alten Hasen unter uns verstanden wird.

Auch der Blick nach oben bringt keine neue Hoffnung. Früher sind die ersten

Kampfgeschwader mit Hellwerden aufgetaucht, Staffel auf Staffel, mit Ablösung, Stukagruppen dazwischen, Jägerschutz vorn, seitwärts und hinten. Das Balkenkreuz hat den Luftraum beherrscht und unseren Kampf unten erleichtert. Jetzt ist das auch vorbei. Hin und wieder fliegen wohl noch Verbände von draussen ein, aber die Absprunghäfen liegen weit. So sieht man meist nur eine allein fliegende Messerschmitt, den Aufklärer vom Dienst oder einen Sturzkampfbomber aus Pitomnik, aber auch nur zu Zeiten, in denen von der russischen Luftwaffe nichts zu sehen ist. Und das ist selten genug der Fall. Fast ständig hängt eine rotbesternte Kette am Himmel, die ungestört Einblick nimmt und ihre Bomben wie auf einem Schulflug ins Ziel bringt. Nachts kreisen die langsamen Doppeldecker über uns, die «Nähmaschinen» oder «Kaffeemühlen», wie wir sie nennen. Im gelben Schein der Leuchtfallschirme laden sie ihre Bombenlast ab. Grossen Schaden richten sie mit den kleinen Sprengkörpern nicht an, aber das Surren der Flugzeuge schwingt durch Tag und Nacht. Es spricht davon, dass die Luftherrschaft auf den Gegner übergegangen ist.

Noch sind unsere Nerven in Ordnung. Volltreffer und Splitterregen werden als kriegsbedingt, als zugehörig und selbstverständlich hingenommen und registriert. Eine moralische Erschütterung tritt selten ein, nur eine gewisse Stumpfheit macht sich breit.

Es ist alles so ganz anders als früher. Ich muss an die Angriffe in den Sommerfeldzügen denken. Zehn Minuten vor dem Angriff hat regelmässig ein unheimliches Gefühl körperlicher Angst, mal stärker, mal schwächer, nach mir gegriffen. Wird es gut gehen – ich habe heute schlecht geträumt – und diese dumme Ahnung – ein zufälliger Querschläger, und weg ist man – bloss keine schwere Verwundung mit Amputation, Prothese, Glasauge oder Rollstuhl – wenn schon ein Treffer, dann ein leichter oder gleich so, dass man für immer abtritt! Ein Blick auf die Uhr. Noch fünf Minuten. Wie die Zeit schleicht – ob meine Frau gerade an mich denkt – zu ihr möchte ich doch zurück – es darf mir nichts passieren – wenn ich doch bloss gesund aus diesem Schlamassel herauskäme! Dann ist es soweit gewesen. Im ersten Augen-

blick des Vorgebens sind die bänglichen Gedanken abgefallen. Von keiner Furcht gehemmt, habe ich die Einheiten ins Gefecht geführt. Das Wissen, dass es auf mich als Kommandeur besonders ankommt, stärkt zusätzlich meine Haltung. Und dann – etwas später – kommt die Fürsorge dazu. Bleibt ein Teil liegen, erhält er die grössere Feuerunterstützung. Bleibt alles liegen, dann gehe ich selbst nach vorn. Nicht, weil ich mir in der Pose des Helden gefalle, sondern weil ich fürchte, die Granatwerfer könnten sich auf die liegengebliebenen Männer einschliessen. Ist solch ein Angriff vorbei, dann betastet man sich und fühlt das Leben als neues Geschenk. Nun sollte man meinen, diese Art des Empfindens wäre vor dem ersten Gefecht verständlich, später gäbe sich das. Das ist nur bedingt richtig. Herzklopfen hat es immer gegeben.

Mir soll keiner sagen, er hätte nie Angst gehabt. Er lügt. Es ist wirklich keine Schande, gezittert zu haben. Mut ist nichts Absolutes, sondern das Überwinden der Furcht.

Erst jetzt ändert sich das, hier in den Ruinen und Schutthaufen am grossen Strom. Hier gibt es keinen Quadratmeter, der unberührt bleibt, keinen toten Winkel und keinen Augenblick der Gefahrlosigkeit. Dieser Dauerzustand der Anspannung und des Hinaushorchens stumpft zwangsläufig ab. Der Tod ist kein Schreckgespenst mehr, keine Drohung. Manche betrachten ihn als Erlösung.

Eine andere Sorge ist grösser. Die Verpflegung wird schlechter, die Suppe dünner, die Brotstücke kleiner. Feldweibel Neusüss meldet mir, dass die Tage der normalen Fleischzuteilung endgültig vorbei sind. Durch Schlachtung der noch vorhandenen Pferde sei der Bedarf zu decken. Das ist bei uns unmöglich. Unsere Staffeln sind damals in den sogenannten Pferdeerholungsraum abgerückt, offiziell habe ich also kein einziges Pferd. In mehreren Ferngesprächen drücke ich durch, dass uns die Division wenigstens etwas Fleisch zuteilt. Das Soll wird Neusüss durch zeitlich gestaffelte Schlachtung der paar Pferde erreichen, die ich seinerzeit für Versorgungsfahrten schwarz zurückbehalten habe. Wir werden also vorläufig nicht ganz verhungern. Mein Bataillonsschreiber ist am Blumentopf zurückgeblieben.

Jeden Abend kommt er mit der Unterschriftsmappe nach vorn, bringt die letzte Post mit und meldet, was sich hinten tut und wovon man spricht.

Die Westfront des Kessels steht jetzt. Aus dem XI. Korps, ein paar schnellen Divisionen und Luftwaffeneinheiten ist sie aufgebaut worden. Die Linie läuft fast durchweg über freies Gelände. Was die armen Kerls in den vordersten Stellungen auszuhalten haben, kann man sich vorstellen.

Die Versorgungslage ist angespannt. Dass Munition und Verpflegung nicht mehr ausreichen, um den laufenden Bedarf zu decken, haben wir schon gemerkt. Deshalb müssen wir schon mit jeder Patrone geizen, und deshalb wird es bald Pferdewurst geben. Dass es aber trotz der Einflüge weiter bergab gehen soll, ist mehr als schlecht. Das heisst, dass wir mit dem bisschen Munition noch sparsamer umgehen müssen, um für den Fall eines russischen Grossangriffs genügend Vorräte zu haben. Und das heisst weiter: Wir müssen mit dem Abschlachten der allerletzten Pferde noch warten.

Wie ich von einem Generalstabsoffizier erfahre, haben sich nach Schliessen des Kessels die massgebenden Leute im Hauptquartier zusammengesetzt und grosse Berechnungen angestellt. Die Forderung der Armee, täglich siebenhundertfünfzig Tonnen einzufliegen, sei von der Luftwaffe zwar von vornherein abgelehnt worden. Aber zu fünfhundert Tonnen hätte sie sich verpflichtet. Diese Menge würde auch genügen, wenn der Entsatz in kurzer Zeit erfolgt. Fünfhundert Tonnen entsprechen jedoch zweihundertfünfzig Einflügen. Und diese Zahl ist bisher auch nicht annähernd erreicht worden. Der zweite Generalstabsoffizier der Division spricht von durchschnittlich hundertundzwei Tonnen pro Tag. Und das reicht weder hinten noch vorn. Ganz vorn schon gar nicht.

Auch die Treibstofffrage ist seit dem Winter 1941/42 prekär und nie mehr gelöst worden. Beim AO-Kraft waren bis Oktober täglich zwei bis drei Züge avisiert, angekommen ist alle drei Tage einer mit vierhundertfünfzig Kubikmetern. Und jetzt sind es täglich zwanzig Tonnen. Noch trostloser sieht es mit der Ölversorgung aus. Winteröl, das bei einer Kälte von zwanzig Grad

Celsius benötigt wird, gibt es bei der Armee überhaupt nicht mehr. Gegen jede vernünftige Überlegung hat man angewiesen, das vorhandene Öl durch zwanzig Prozent Treibstoffzusatz flüssig zu erhalten. Die Schmierkraft leidet, Kolbenschäden sind die Folge, Lager laufen aus. Die Ersatzteilbeschaffung stösst bei der Vielzahl der Typen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Was gerade gebraucht wird, ist fast nie da. Eingeflogen wird kaum ein Stück, so dass die motorisierten Divisionen festliegen. Schon vorher ist die Lage schwierig gewesen. Das Ersatzteillager für ausländische Kraftfahrzeuge ist nämlich in Warschau stationiert. Ständige Kommandos sind unterwegs. Ingenieure, Werk- und Schirrmeister drängen sich dort, und gibt es Schwierigkeiten, dann muss man wegen einer Kleinigkeit bis Paris fahren. Die wahllos vorgenommene Zuteilung von Beutewagen rächt sich. Da unheimlich viel Ersatzteile mitgeführt werden müssen, haben sich die Instandsetzungsstaffeln auf über hundert Tonnen Laderaum aufgebläht und sind trotzdem nicht leistungsfähig. Hinzu kommt der Mangel an Reifen und Werkstoffen. Lötzinn ist überhaupt nicht vorhanden, aus zusammengesuchten alten Kühlern muss es grammweise ausgeschmolzen werden. Mit Federstahl sieht es nicht besser aus. Man kann sich also bereits ausrechnen, wie lange es noch dauert, bis die ganze Armee bewegungsunfähig ist.

Die Schuld an Mangel und Hunger, an dem Verschleiss von Pferd und Kraftfahrzeug, überhaupt an dem Ausharren der Armee und dem Weitersterben in Eis und Schutt trägt neben Hitler auch Göring. Offiziere, die in den letzten Tagen eingeflogen sind, berichten von einer grossen Besprechung im Führerhauptquartier. Es hat sich dabei um die Zukunft der Stalingrad- Armee gehandelt. Die Führer der Heeresgruppen und der Luftflotte, Manstein, Weichs und Richthofen, selbst der neuernannte General stabs chef Zeitzier haben für sofortiges Absetzen und Durchbruchsschlacht nach Westen gestimmt. Nur einer hat sich für das Stehenbleiben ausgesprochen und den Satz fallenlassen: «Die Versorgung der sechsten Armee übernehme ich.» Göring.

Sein Wort hat den Ausschlag gegeben.

Der Kampf ist erbittert.

Heute tobt er sich weniger in Feuerstössen von Maschinenwaffen und in Serien von Gewehrschüssen aus, sondern in einer beängstigenden Ruhe, einem unsichtbaren Lauern. Die Löcher in den Ziegelwänden und die leeren Hallenfenster stehen dunkel vor unseren dünnen Linien. Über die Minensperren hinweg fühlt man eine unbestimmte Geschäftigkeit, die nur uns gelten kann. Verwischt wird dieses Etwas, das sich hinter zerbrochenen Mauern duckt und hinter einem Schleier diesiger Luft hin- und herhuscht, durch das Heulen und Krepieren von Granaten, die in langen Reihen und breiten Ketten auf den schneegepuderten Schutthaufen landen. Aber diese Entladungen eines stählernen Gewitters sind etwas Alltägliches, unangenehm, aber keineswegs entmutigend. Die Stille der Gräben und Stellungen ist es, sie lässt die Gedanken wandern, ohne ihnen einen Punkt zu geben, wo sie einhaken können, und zerrt an den Nerven. Zerrt, schiebt und drückt derart, dass man nur den einen Wunsch hat: Lieber draussen inmitten dichter Feuergarben liegen, zugedeckt von schweren Brocken und Splintern, aber wissen, was da kommt und woher es kommt. Diese Minuten und Stunden des Wartens auf das Unbekannte, von dem man nicht einmal weiss, ob es überhaupt kommt, sind unerträglich und quälen.

Wir werden heute auf der Hut sein müssen.

Nachdem ich durch die Stellungen gegangen bin, steige ich mit Rembold die schiefen Stufen in meinen verrussten Keller hinunter. Im matten Licht betropfter Kerzen sitzt Berger über die Unterschriftsmappe gebeugt. Bei unserem Eintreten klappt er sie zu.

«Es gibt nichts Neues, ein paar EK sind uns zugewiesen worden. Wir können essen, Herr Hauptmann, die Essenträger sind da.»

Aus einer Terrine dampft es, schnell setzen wir uns. Die grossen Buletten mit dem braunen Kartoffelbrei schmecken uns. Auch Rembold ist hungrig, er greift tüchtig zu. Wir haben noch den letzten Bissen im Mund, da kommt Berndt zur Tür herein. Er schmunzelt und meint, Pferdefleisch sei gar nicht so schlecht. Ihm habe es heute gut geschmeckt.

Es stellt sich heraus, dass die Klopse der Auftakt zur neuen Ernährungsweise waren. Eins unserer Zugpferde ist durch die Fleischmaschine gejagt worden. Eltern und Bekannte haben einem früher einen richtigen Ekel anezogen. Ich muss mich wundern, ich verspüre keinen Widerwillen. Nur Berger würgt noch etwas, dann hat auch er die letzten Reste mit allen Vorurteilen geschluckt.

Ein Poltern draussen auf der Treppe unterbricht Unterhaltung und Überlegung. Die Tür wird aufgerissen.

«Herr Hauptmann, die Russen I Keine zweihundert Meter hinter uns an der Strasse.»

Unteroffizier Neuhäuser steht vor mir und berichtet mit fliegendem Atem. Er hatte den Auftrag, bei Einbruch der Dunkelheit Munition und Minen nach vorn zu bringen.

«Mitten auf der Strasse, an dem grossen Trichter, haben wir plötzlich Zunder bekommen, MPI-Feuer. Zwischen Zaunlatten und Ziegelhaufen sind Russen 'rumgehuscht. Den Kaufmann hat's schwer erwischt, der Friedrich ist angeschossen.»

Das kann ja gar nicht sein! Oder ist da irgendwo ein Einbruch erfolgt? Sitzt der Russe wirklich schon in unserem Rücken? Das hätte ich doch bestimmt erfahren. Ausserdem war die ganze Zeit von keinem Feuergefecht zu hören. Um das Gelände und den Sachverhalt zu klären, bricht Rembold mit vier Mann auf.

Ich rufe bei den Nachbarn an, die wissen von nichts. In unserem Abschnitt ist es auch noch ruhig, so dass ich schon an Vorstellungen eines ängstlichen Gemütes glaube. Die Schüsse sprechen allerdings hart und unerbittlich dagegen. Zwei Pioniere sind getroffen, einer tödlich, einer am Bein, Wadendurchschuss. Oberfeldwebel Bertsch meldet es mir gerade im Auftrag des Doktors. Als ich in den Sanitätsbunker komme, der gleich nebenan liegt, sehe ich Friedrich mit sandgrauem, fahlem Gesicht auf der Pritsche liegen. Er ist frisch verbunden, Feldbluse und Hosen sind zerfetzt und hängen an der Wand. Die Hand, die sich mir entgegenstreckt, ist braunefleckt von geronnenem Blut. Der arme Kerl hat ausser dem Loch in der Wade noch einen Lungendurchschuss abbekommen. Während ich mit dem Doktor spreche, ist Hannibal, der überall dabei sein muss, zu ihm gesprungen.

Friedrichs Hand legt sich auf das winzige Wesen und fährt leise über das weiche Fell. Da wird der Kleine zutraulich, mit schiefgestelltem Kopf leckt er die zitternden Finger des Verwundeten. Und da belebt sich das harte, eingefallene Gesicht, die Augen bekommen Glanz, und die blassen Lippen beginnen zu lächeln. Vielleicht denkt er an seinen Hund und damit an sein Zuhause, an Mutter, Frau und Kind. Er fühlt das Leben in seiner schwachen Hand, wie es zu ihm kommt, sich anschmiegt und wärmt. Der Tod, der vor Minuten nach ihm gegriffen hat und dessen Fingerabdrücke noch sichtbar sind, zieht sich zurück. Ein kleiner Hund hat ihn vertrieben.

Eine halbe Stunde später ist Rembold wieder zurück. Es sind tatsächlich Russen hinter uns. Nördlich der Strasse sitzen sie im Gelände, zwischen Häuserresten und in Kellern. Der Verkehr auf dem Weg zu uns ist ständig gefährdet. Gewehrscüsse fallen in erkannte Bewegungen, in Munitionsfahrzeuge, Essenträger, vorgehende Gruppen. Rembold schätzt eine Kompanie. Sie kann meiner Ansicht nach nur durch die Kanalisation in diesen Raum gelangt sein.

Der Draht verbindet mich mit Nachbarn, Artillerie und Division. Zuerst ist man ungläubig, dann aufgeregt, nervös. In aller Eile werden Kräfte herangezogen, Reserve- und Nachschubeinheiten. Sie sollen den aufgetauchten Gegner einkesseln und einengen, bis ein Angriff die Lage wieder herstellt. Morgen früh soll dieses Unternehmen gestartet werden. Rembold mit seinen Leuten und eine Infanteriekompanie von Major Schuchardt, dem linken Nachbarn, werden dazu bestimmt. Ich soll führen. Für die Dauer des Angriffs muss Franz unseren Abschnitt allein halten.

Den ganzen Abend und die lange Nacht hindurch hält das starke Artilleriefeuer des Gegners an. Der Himmel dröhnt von der Kanonade, dass die Bunker zittern und die Lichter verlöschen. Geschosssplitter zerreißen, was sich ihnen in den Weg stellt, Melder, die im Schutz der Dunkelheit von Unterstand zu Unterstand huschen, ablösende Posten und gruppenstarke Kolonnen, die die Abwehrkraft mit Munition und Material nähren wollen. Dazwischen, wenn die Rohre am anderen Ufer der Wolga schweigen, hört man hin-

ten Gefechtslärm: Der eingebrochene Gegner wird zusammengedrängt. Obwohl die Stadt in allen Tonarten brüllt, obwohl es tost, dass unsere Ohren taub sind und der Kopf schmerzt, fühle ich mich leichter. Der Alpdruck von heute Nachmittag ist weg. Jetzt ist alles klar. Wir wissen, woran wir sind, wissen, wie stark der Gegner ist und was wir morgen aufbieten werden.

Ein geschäftiges Kommen und Gehen füllt die Stunden, Rückfragen lösen Befehle ab, Munition und Waffen klappern, Soldaten legen Meldungen vor, der Fernsprecher ist alle fünf Minuten in Betrieb.

«Hallo, Geheimrat, Geheimrat, Geheimrat! Ist dort Geheimrat? Hier Wolga, hier Wolga. Bitte Führer Geheimrat für Führer Wolga. Ist selbst am Apparat? Ich übergebe.»

Eine Schwierigkeit ist noch zu beheben. Die Artillerie weigert sich, in den Miniaturkessel zu schießen. Sie hat kein Zutrauen zu ihren ausgeleierten Rohren und befürchtet, durch übergrosse Streuung Verluste in den eigenen Reihen zu verursachen. Die Batteriechefs sind derselben Ansicht wie ihre Abteilungskommandeure, die Ablehnung ist allgemein. Nach langem Hin und Her findet sich endlich eine Mörserbatterie, die den Mut hat, den Angriff trotz der Winzigkeit des Zieles zu unterstützen, nur wird die Hilfe bei dem Munitionsmangel bescheiden sein.

Kurz nach drei Uhr ist es soweit. Einige genau abgezielte Lagen liegen auf der verbrannten Erde, auf deckenlosen Hausgerippen und blutgetränkten Gärten. Neue Trichter, metertief und breit, klaffen neben alten. Sie werden zu Gräbern von Soldaten, Maschinengewehren, Gasmasken, Zaunresten und ganzen Ziegelmauern. Aufgeblähte Pferdekadaver, die mit hochgestrecktem Gebein wie Wegmarkierungen im winterlichen Dunst stehen, werden zerfetzt. Hinter ihnen hockt der Gegner, und da bellen die Läufe von Gewehren und Maschinenpistolen, die sich auf die hartgefrorene Unterlage stützen. Feuernester zwischen zerrissenen Teilen von Eisen, Fleisch und Mauerwerk bilden eine Rundumverteidigung und überschütten die vorspringenden Angreifer mit einem Hagel von Geschossen. Von meiner Beobachtungsstelle, einem halb

eingestürzten Türmchen, sehe ich nur das Aufblitzen der Mündungsfeuer. Dünner Nebel verschlingt die weiter seitwärts liegenden Gruppen. Er verschleiert die Ziele, es ist die reinste Milch. Das Tempo der Vorwärtsbewegung leidet natürlich darunter, um schliesslich ganz abzusterben. Keiner will und kann an Menschen heran, die ihn mit Geschossgarben begrüßen und die er nicht sieht. Das Schiessen hält an, wir liegen fest. Ich lasse die Mörserbatterie noch einige Lagen ins Gelände setzen. Die Schüsse liegen gut, der vorgeschobene Beobachter versteht etwas von seinem Handwerk.

So vergeht eine halbe Stunde, in der sich das Bild ändert. Der Nebel ist als Rauhreif im Gelände festgefroren, die Wolken streifen die letzten Fassaden. Die Sichtverhältnisse sind jetzt so, dass der Angriff wieder anrollen kann. Ein schnelles Manöver soll die Entscheidung erzwingen. Mitten in dem gezahnten Kreis, den die Stellungen des Gegners beschreiben, ist ein grösserer Einstieg in die Kanalisation zu erkennen. Durch ihn müssen die Russen gekommen sein, und durch ihn allein können sie noch mit ihrer Truppe in Verbindung stehen. Er muss schnell in unsere Hand fallen, dann ist dieser Kampf entschieden.

Rembold bürdet sich selbst einen Flammenwerfer auf und stürmt mit einer Gruppe quer über den zerfurchten Acker auf sein Ziel los. Maschinengewehre geben ihm von links und rechts die nötige Feuerunterstützung, so dass er rasch Boden gewinnt. Die Gruppe schießt, wirft Handgranaten, springt, einzeln, zu zweit, wird in den Nahkampf verwickelt, dazwischen ein paar Strahlen aus den Flammenwerfern, und dann ist Rembold bis auf zwanzig Meter an den Einstieg heran. Der Gegner erkennt jetzt die Gefahr, der Kessel ist nicht zu halten. Aus Trichtern, Schneelöchern und Trümmerhaufen lösen sich Gestalten. In ihren Tarnanzügen und Wattejacken hasten sie auf den Kanaleinstieg zu, in dem die ersten verschwinden. Einer nach dem anderen springt in das Loch. Doch der Einstieg ist eng, es muss zu einer Stockung kommen. In das Gewirr hinein peitschen Schüsse der Angreifer. Der Druck wird stärker. Flammenwerfer greifen erneut ein. Eben springt noch ein Rotarmist in den rettenden Einstieg. Es ist der letzte, der sich dem Angriff entziehen kann.

Rembold stösst nach. Handgranaten fliegen in die Öffnung. Die Stellungen des Gegners sind isoliert und der Rückweg abgeschnitten. Aber unheimlich zäh ist der Widerstand hinter jeder Deckung. Die einen fallen, die anderen werden verwundet. Eine geschlagene Stunde dauert es noch. Auf unserer Seite sind fünf Pioniere gefallen, zwanzig verwundet. Im Verhältnis zur Gefechtsstärke ist das allerdings ein Aderlass, der durch die erbeuteten Waffen nicht aufgewogen wird. Maschinengewehre und -pistolen, automatische Gewehre, Handgranaten und Munition liegen auf einem Haufen.

Der schnelle Erfolg gibt Auftrieb. Aber beendet ist der Kampf hier immer noch nicht. Wir müssen verhindern, dass sich eine solche Überraschung wiederholt. Das heisst, wir müssen die Ein- und Ausstiege verminen, verrammeln oder sprengen, auf alle Fälle irgendwie ungangbar machen. Wir gehen zuerst an das grosse Loch heran, das einen Durchmesser von über einem Meter hat. Finster ist es darin, und tief muss es sein, denn man kann den Boden nicht erkennen. Nichts regt sich. Rembold klettert als erster in den Schacht, wir halten ihn an zusammengebundenen Koppeln. Mit den Füßen rechts und links einen Halt suchend, rutscht er abwärts. Die Bewegung stoppt plötzlich. Er scheint etwas Treppenähnliches gefunden zu haben, denn ruckweise geht es jetzt tiefer. Wir lassen die Koppel nach.

«Losmachen, ich bin unten!»

Drei Meter müssen das sein, schätze ich. Rembolds Stahlhelm ist mattleuchtend das einzig Erkennbare. Ich schicke noch schnell zwei Pioniere los, die mit einem Handschlitten Minen, Zünder und Werkzeug holen sollen. Dann drücke ich Toni das Ende der Koppelkette in die Hand und turne hinter dem Oberfeldwebel her. Die Maschinenpistole ist oben geblieben, nur Pistole und Taschenlampe habe ich bei mir. Nach wenigen Sekunden stehe ich unten, eng neben Rembold. Ich taste die Wände ab. Wie ein Turmverlies mutet dieser Raum an, knapp zwei Meter Durchmesser, spärliches Licht von oben, wo drei neugierige Gesichter zu sehen sind. An der einen Seite – Osten ist es wohl – befindet sich eine Öffnung, ein Gang, der ungefähr meterhoch ist und genügend Platz zum Durchkriechen bietet. Durch ihn müssen sich die Russen zu-

rückgezogen haben. Ich schalte die Taschenlampe ein. Da prasseln auch schon Garben durch den Gang, treffen die Wände und surren als Querschläger an unseren Beinen vorbei. Schleunigst drücke ich auf den Knopf, das Licht geht aus. Getroffen sind wir gottlob nicht. Aber der Widerhall der wenigen Schüsse ist unheimlich. Das rumort und zieht wie an alten Telegrafmasten, nur hundertmal stärker.

Wir lassen uns die Maschinenpistolen herunterreichen, entsichern sie und kriechen vorsichtig in den feuchten Gang hinein. Zentimeterweise kommen wir vorwärts, wir haben keine Lust, jemandem in die Arme zu laufen oder auf eine Sprengladung zu drücken. Die wollen wir selbst anbringen. Auf Händen und Knien sind wir so gegen acht Meter weitergekommen, da macht der Gang einen scharfen Rechtsknick. Ganz sorgfältig tasten wir den Boden ab. Nichts ist zu fühlen. Also noch ein paar Zentimeter nachrücken, damit wir in diesen Irrgarten hineinleuchten können! Wenn wir schnell genug sind, schützt uns die Krümmung. Ich blende auf. Zwei Meter vor mir ein Gesicht, überrascht, erschrocken, und weiter hinten sehe ich Schatten huschen. Mehr kann ich nicht erkennen, denn schon ist das Licht aus, und wir haben die Köpfe wieder hinter der Mauerecke.

«Ich habe noch eine Handgranate.»

Rembold zieht schnell ab und lässt sie um die Krümmung rollen. Ein Schlag erschüttert unsere kleine Welt, als ob mehrere Zentner Sprengstoff in die Luft gingen. Es wackelt um uns, Steine fliegen, Sand rieselt, die Ohren sind taub. Schnell noch einmal Licht und um die Ecke gesehen! Eine Staub- und Dreckwolke verhindert jede Sicht. Schüsse zwingen uns wieder zurück. Langliegend und die Arme vorgestreckt, antworten wir. Ein ohrenbetäubender Lärm füllt den engen Raum bis zum Zerreißen. Aber es ist sinnlos, so kommen wir nicht weiter.

«Rembold, es hat keinen Zweck. Haben Sie noch genug Munition? Dann bleiben Sie hier. Ich krieche zurück und schicke Ihnen ein paar Minen her. Machen Sie den Gang dicht, aber vorsichtig!»

So schnell ich kann, rutsche ich zurück und turne wieder hoch. Völlig verdrückt bin ich, die Hose zerrissen, die Hände blutig. Doch das ist nebensäch-

lich, die Zeit drängt. Die Minen sind bereits eingetroffen. Nachdem ich eine kurze Einweisung gegeben habe, schlüpfen Feldwebel Schwarz und Gefreiter Beck in den Schacht. Ladungen, Zünder, Draht und Zubehör werden ihnen nachgereicht, an einer Halteleine baumeln sie in den Einstieg hinein. Von unten ist nichts zu hören, es ist mäuschenstill. Um auch andere Möglichkeiten auszuschliessen, stelle ich einen Trupp zusammen, der unter Führung von Oberfeldwebel Fetzer die

kleineren Kanallöcher sprengen soll. So glauben wir uns Ruhe verschafft zu haben.

Ich gehe zu meinem Beobachtungsturm zurück, um das Ende der Arbeit abzuwarten. Toni begleitet mich als Melder. Soldaten stehen in den grösseren Trichtern und erweitern sie zu Gruppengräbern.

Toni meint treuherzig: «Hier geht alles vor die Hunde, jetzt sind wir auch bald an der Reihe. Wir beide werden wohl in dasselbe Loch kommen, Herr Hauptmann, wo wir immer zusammen sind.»

«Ja, wenn es uns erwischt, wird es uns schon zusammen erwischen. Aber wer sagt dir denn, dass wir alle ins äras beißen müssen?»

«Glauben Sie etwa, dass sie uns hier noch 'raushauen? Das sind doch alles Parolen, die draussen können doch auch nicht mehr hinten hoch.»

«Wie es weitergehen soll, weiss ich auch nicht. Aber eins will ich dir sagen, Toni: Wenn du dich hier selber abschreibst, gehst du auf alle Fälle drauf. Halt also lieber die Ohren steif!»

Ich glaube selbst nicht mehr an Rettung, mache aber anderen noch Hoffnung. Darf ich das?

Nach Ablauf einer Stunde sitze ich wieder in meinem Bunker. Die Arbeiten sind erledigt. Rembold hat die Minen verlegt. Mit Druck- und Zugzündern, quergespannten Drähten und allen Schikanen. Die Sprengungen sind durchgeführt, die Gefallenen verscharrt. Franz und Rembold haben die erbeuteten Waffen bereits an ihre Leute ausgegeben und auch die Munition verteilt. Ich erstatte Meldung an die Division, sie wird erfreut zur Kenntnis genommen. Ich benutze

gleich die Gelegenheit und schlage Rembold wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Leutnant vor. Der schriftliche Beförderungsvorschlag würde morgen folgen. Verdient hat er es schon lange, nur Schwerin, der Divisionskommandeur, will nicht recht 'ran. Der steht immer noch auf dem Standpunkt der Exklusivität, der preussischen Tradition und des blauen Blutes. Wie ein Luchs wacht er darüber, dass seine Richtlinien streng beachtet werden. Ich werde ihm morgen meine Meinung über Rembold persönlich sagen und das, was ich vom Offizier verlange. Schliesslich muss ich mit meinem Bataillon kämpfen. Die Entscheidung, wen ich für geeignet halte, die Männer zu führen, muss er mir schon überlassen. Jeder nach seinen Fähigkeiten. Und nicht nach Namen, Geldbörse oder einer lächerlichen Prüfung.

Unteroffizier Emig ist zurückgekommen, er hat Gefangene bei der Division abgegeben. Die wird der Ic jetzt sicherlich vernehmen. Und was wird dann aus ihnen? Nach hinten abschieben kann man sie ja nicht mehr. Haben wir aber im Kessel überhaupt ein Kriegsgefangenenlager?

Emig bringt Neuigkeiten mit, die Stimmung und Kampfgeist aufputschen. Der Kaukasus würde zwar «aus unbekanntem Gründen» geräumt, aber Hoth soll bereits mit einer Panzerarmee im Anmarsch sein, um uns zu entsetzen. «Einer hat mir gesagt, er steht schon in Kalatsch, ein anderer hat von Kotelnikowo gesprochen. Das ist aber ganz egal. Bis er hier ist, so lange halten wir uns schon. Umso mehr, wo jetzt Fallschirmjäger und SS-Verbände eingeflogen werden.»

Das hat Emig von einem Fliegerunteroffizier gehört. Das tollste Gerücht sagt sogar: Lkw-Kolonnen mit Verpflegung und Treibstoff seien bei Nacht und Nebel mit Panzergeleit in den Kessel geschleust worden.

Ich bin skeptisch.

Am nächsten Morgen werde ich zur Division befohlen. Dort erfahre ich, dass Hoth tatsächlich aus Richtung Rostow näherkommt. Von Versorgungsschwierigkeiten gedrückt, bereiten die Quartiermeister in diesem Zusammenhang ein grösseres Unternehmen vor. Der Oberquartiermeister hat die

Aufstellung eines grossen Geleitzuges befohlen. Mit der Durchführung dieser Aufgabe sind die Quartiermeister der Korps und die Kommandeure der Divisionsversorgungstruppen beauftragt worden. Von der Armee sind insgesamt zwölf- bis fünfzehnhundert Tonnen Transportraum aufzubringen. Geplant ist Folgendes:

Der Gesamtgeleitzug wird in drei Gruppen gegliedert, die während des Marsches selbständig sind.

Zugelassen sind nur Lkw von 2,5 Tonnen aufwärts, frisch überholt und mit Wintertarnanstrich versehen.

Instandsetzungsstaffeln gehen mit, je Division eine.

Sammlung in den Räumen südlich Gorodistsche und um Gumrak.

Die Aufstellung muss bis 15. Dezember abgeschlossen sein.

Unter Panzergeleit und Sicherung durch die Luftwaffe sollen die Kolonnen den Kesselring in südwestlicher Richtung durchbrechen und die Gegend Tormosin erreichen.

Gleichzeitig werden bereitgestellte Transportverbände mit wertvoller Ladung von aussen in den Kessel eingeschleust, man spricht von Fünftonnern der Reichsbahn.

Ein- und Ausbruch werden mit den Einsatzversuchen koordiniert werden.

Der Kraftstoff für dieses Unternehmen wird der kämpfenden Truppe entzogen, die jeden Tropfen bitter nötig braucht. Aber es hilft nichts. Auch ich soll ein paar grössere Wagen abgeben, deshalb bin ich heute hierhergerufen worden. Aber Zusagen kann ich erst geben, wenn ich mich an Ort und Stelle vom Zustand der Kolonne des Bataillons überzeugt habe. Ich muss also nach Pitomnik fahren. Bevor ich aufbreche, erledige ich in längerer Unterredung die Angelegenheit Rembold. Die alten Thesen über Bildungsniveau und Mindestforderungen werden noch einmal vorgebracht, aber nicht mehr in der alten Schärfe. Gegen jedes Wenn und Aber setze ich schliesslich meinen Vorschlag durch. Der General verspricht mir, meinen Antrag zu befürworten.

Im Übrigen herrscht hier hinten der alte Betrieb. Front und Stab sind bei unserer Division zwei Welten geworden. Während dezimierte Einheiten in Schneelöchern hocken und die Stellung halten, mit ab-

gezählten Patronen, mit erfrorenen Zehen, hungrig, darmkrank, während sich vorn die Leichen türmen und stellenweise nicht mehr geborgen werden, weil es mit der Gefahr neuer Opfer verbunden ist, hat sich der Tagesplan des Divisionsstabes kaum geändert. Hier gibt es noch Schlaf, Bad und Rasur, weisse Kragen, seidene Hemden, Alkohol und kleine Feiern. Die Linie, in der gekämpft und gestorben wird, ist nur von der Karte her bekannt. Die tatsächliche Verbindung zwischen Führung und Truppe ist abgerissen. Es sind leere Worte, die gewechselt werden, mehr Höflichkeit als Bedürfnis. Wir haben uns nicht viel zu sagen. Wir von vorn lassen uns nicht dreinreden, und die Herren hinten hüten sich, durch überflüssige Worte, ihre Unkenntnis zu verraten. Sie begnügen sich damit, Verlustmeldungen zu registrieren, Zuweisungen auszuschreiben und Befehle weiterzugeben. Ab und zu wird dann noch darüber verhandelt, ob einer Offizier werden kann, auch wenn er nicht weiss, wie weit er das Händchen der Dame beim Handkuss heben darf. Der Anwärter ist mitunter längst gefallen, bevor die Beförderung grosszügig ausgesprochen wird.

In Pitomnik finde ich alles in bester Ordnung vor. Nur die alte Ruhe ist hin. Das Geknatter von hundert Motoren liegt in der Luft. Neben an auf dem Flugplatz starten und landen Transportflugzeuge, Jagdmaschinen, Aufklärer und wieder Transportflugzeuge. Darüber kreisen russische Maschinen, Jäger, die sich ablösen und ständig auf Beute lauern. Täglich treten Verluste ein. Auf dem Flugplatz und in unmittelbarer Nähe liegen Transporter, Junkers-Typen und Condor, zerschellt, ausgebrannt, und die Armee kann neue Abstriche in ihren Versorgungslisten vornehmen. Ich erledige mit von der Heydt und Glock schnell das Wichtigste. Vier Wagen werde ich der Division für das Ausbruch-Einbruch-Unternehmen melden. Sie entsprechen den Bedingungen, während die anderen reparaturbedürftig und zum grössten Teil zu klein sind. Ich gebe den Fahrern noch genaue Anweisungen, spreche mit dem Zahlmeister, dann fahre ich zum Flugplatz. Ich will mir den Betrieb mal aus der Nähe ansehen. Der Wagenpark, der schon vorher der grösste war, den ich in diesem Krieg

gesehen habe, ist noch weiter angewachsen. Eine Stadt liegt mitten im Schnee. Mercedes-Häuschen stehen neben Opel-Hütten, Ford-Bauten neben ganzen Kruppsiedlungen, ein wirres Durcheinander mit Fahrbahnen, Gassen und Gehsteigen. Schon von Weitem ist dieses Bild eines schnell gewachsenen Steppendorfes zu erkennen. Die Flieger brauchen diesen Flugplatz bestimmt nicht lange zu suchen. Ein Blick nach unten, und man muss Pitomnik sehen. Neben dem Rollfeld stehen Jäger, ein paar Stukas, ein Aufklärer und einsam in einer Ecke, halb zerfallen und eingerissen, ein Lastensegler. Der Himmel mag wissen, wie dieser Westkämpfer in unsere Gegend gekommen ist. Links hinten ragt der Turm der Dezimeterstation hoch, ein spitzes Dachgerüst, dessen Höhe ich auf fünfundzwanzig Meter schätze. Davor liegen die Unterstände des Versorgungsstabes, der die eingeflogenen Güter im Auftrag der Armee auf Korps, Divisionen und Heerestruppen verteilt. Rechts ist die Flugleitung untergebracht. Dahinter sieht man die beiden grossen Sanitätszelte. Krankenwagen und Bahren, humpelnde Gestalten und geschäftiges Pflegepersonal verdecken die Eingänge. Und ausserdem ist noch etwas da, gleich neben den Stukas, stur im Feld und durch Flaggen gekennzeichnet, eine Stelle, die hier auf dem Flugplatz wirklich nichts zu suchen hat: der Gefechtsstand des VIII. Korps. Der Kommandierende, der älteste der im Kessel befindlichen Generale, war durch nichts zu bewegen, den Platz zu räumen. So hat man sich mit seiner Anwesenheit abgefunden, obwohl der Verkehr zu seinem Bunker täglich neue Störungen im Ablauf des Flugverkehrs hervorruft.

Eine Ju 52 schwebt gerade ein. Während des Ausrollens belebt sich der Platz noch mehr. Aus Bunkern, Zelten und Schneelöchern laufen Soldaten auf die Maschine zu. Von rechts kommt ein Personenwagen, von links zwei. Offiziere in dicken Pelzen steigen aus und nehmen hastig Kurs auf die Junkers, Burschen mit Gepäckstücken hinterher. Alle wollen mitfliegen, ein Halbkreis bildet sich um die Kabinentür. Aber für ein Viertel der Wartenden ist vielleicht Platz in der Maschine, und immer noch tauchen neue Fluggäste auf. Ein regelrechter Sturm setzt ein. Mit Ellbogen und Fäusten drängt man vorwärts, stösst, schiebt, schlägt,

Mützen fallen zu Boden, Stöcke hauen dazwischen, und die Schwachen stürzen. Schliesslich klebt ein Menschenknäuel, eine flach gedrückte Traube, am Rumpf. Die ersten Soldaten klammern sich fest, die Hände greifen nach Stufen, Tür und Fussleiste. Offiziere stecken eingekeilt mittendrin, man hört sie bis zu uns fluchen und zetern. Sie drohen, aber ohne Wirkung.

Hier gilt kein Schulterstück mehr, kein Dienstgrad, hier gelten nur kräftige, gesunde Arme. Und dabei sind die Transporter für die Kranken bestimmt. Während verbissen und mit ganzer Kraft um den Einstieg gerungen wird, stehen einige Offiziere abgedrängt und ratlos weiter hinten, weisse Zettel in den Händen, auf denen ihnen ein guter Freund sicherlich die Flucht aus dem Kessel mit Unterschrift und Stempel genehmigt hat. Es soll Kavaliere geben, die für solch einen Schein Tausende von Mark bieten. Ich kann meine Schadenfreude nicht unterdrücken, als ich diese Helden hilflos am Ende des Schwarms dastehen sehe.

Auch Toni grinst übers ganze Gesicht. Noch weiter hinten liegen jetzt Schwerverwundete auf Tragbahren. Sanitäter haben sie quer über den Platz getragen. Aber 'rein in die Maschine kommt zunächst keiner. Gewaltsam wird die Menge zurückgedrängt und Platz geschaffen. Fliegersoldaten machen das; anscheinend nicht zum ersten Male, denn sie verstehen ihre Sache. So kann endlich mit dem Entladen begonnen werden.

Ich gehe zur Wetterwarte.

«Nanu, wollen Sie auch nach Transkessalien?» spricht mich eine Stimme an, als ich den Raum betrete. Ich sehe mir den Mann an. Sakrament, das ist ja Anders I Dr. Anders aus Ziegenhals. Ausgerechnet hier zwischen Wolga und Don müssen wir uns wiedersehen. Ein lebhaftes Fragen und Erzählen beginnt.

Anders ist Meteorologe. Da die Wetterlage im Kessel von draussen sehr schwer zu beurteilen war, ist er vor wenigen Tagen mit dem Auftrag eingeflogen worden, die Wetterdienste der Einheiten zusammenzufassen und eine Zentrale zu bilden, die Wetterwarte Pitomnik. Mehrmals täglich wird jetzt die Wettervorhersage für den Raum ans VIII. Fliegerkorps gefunkt. Das ist nötig. Durch das Relief bedingt, sieht es auf unseren Flugplätzen um diese Jahreszeit mitunter anders

aus als am unteren Don oder noch weiter westlich. Lokale Boden- und Hochnebel sind keine Seltenheit. Wie bei fast allen russischen Flüssen ist auch bei der Wolga das Westufer hoch und steil. Durch den Ostwind, der seit Ende November auf der Tagesordnung steht, wird die Morgenluft an das Steilufer gedrückt. Es gibt einen Stau effekt, Kondensation, Hochnebel. Allmählich gehen die Schwaden tiefer, und nach einiger Zeit haben wir die reine Waschküche. Ausserdem gibt es hier zu Beginn des Winters die üblichen Mischungsnebel, die durch das Aufeinandertreffen des kalten kontinentalen Ostwindes und maritimer Westwinde hervorgerufen werden. Die Schleifzone befindet sich ausgerechnet zwischen Don und Wolga, bei uns. So hat die Wetterwarte die Hände voll zu tun. Alle halben Stunden geht die Wettermeldung bei schlechtem Wetter nach draussen, bei gutem Wetter stündlich. Danach werden die Transportverbände eingesetzt, ein Geschwader Ju 52 und eine Gruppe Ju 86 von Tazinskaja, zwei Geschwader He in von Morosowskaja aus. Zwischendurch fliegen einzelne Condor-Maschinen, Ju 290 und He 177 ein. Ursprünglich war der Einsatz sämtlicher He-111-Verbände beabsichtigt. Daraus ist jedoch nichts geworden, weil notwendig gewordener taktischer Einsatz die Gruppen woanders festhielt.

Dr. Anders reicht es auch so. Er hat die Rückberatung der einfliegenden Maschinen, ausserdem die Beratung der Jagdmaschinen vom Geschwader Udet, von dem noch eine Staffel zum Schutz des Flugplatzes hier liegt. Sechs Maschinen sind einsatzklar.

Die Erfolge sind an sich gut. Aber unsere Verluste sind grösser, wesentlich grösser und bei der geringen Jagdabwehr nicht zu verhindern. In den ersten Tagen sind die Ju's Tag und Nacht geflogen. Der Tageseinsatz ist jedoch bei der schwachen Armierung mit einem Heckstand zu verlustreich gewesen. Seitdem wird nur noch nachts geflogen, wenigstens von den langsamen Typen. Um der russischen Flak zu entgehen, wird ausserdem der Kurs täglich geändert. Von Nord und Süd wird eingeflogen, von Ost und West, nicht geradlinig, sondern im Zickzack. Anders muss durchgeben, wie lange und ob genügender

Wolkenschutz vorhanden ist. Genaue Angaben über Bedeckung und Wolken-schichtung sind notwendig, da die Maschinen wolkenfreie Räume aufsu-chen müssen. Sonst besteht die Gefahr sofortiger Vereisung. Vereist die An-tenne, dann ist es mit der Funkverbindung aus. Vereist das Leitwerk, dann ist die Steuerung behindert. Auch die Angabe der Höhenwinde ist wichtig, da die Piloten bei Nacht ohne Bodensicht fliegen, lediglich nach Zeit und Kurs. Die Abdrift muss also bekannt sein. Der Mangel an voll ausgebildeten Flugzeugführern macht sich bemerkbar. Die Blindflugausbildung fehlt vie-len, vom Blindlanden gar nicht zu reden. Die meisten Flugzeugführer sind zu jung und unerfahren. Aus dem Mittelmeerraum hat man sie in aller Eile nach dem Osten geworfen, und hier stehen sie den Naturgewalten hilflos ge-gegenüber. Ein Beispiel. Kommt da gestern eine Maschine aus Salsk. Der Pilot kann sich wegen der tiefhängenden Wolkendecke nicht entschliessen, in Pitomnik zu landen. Ununterbrochen kreist er über dem Flugplatz. Da wird ihm gefunkt: Sofort landen oder Rückflug nach Salsk! Die Maschine kreist weiter, es vergehen zehn Minuten. Ein zweiter Funkbefehl wird gegeben: Sofort Rückflug nach Salsk, da auf Grund der Wettermeldung auch dort in wenigen Stunden Bodennebel zu erwarten ist! Der Flugzeugführer ändert sein Verhalten nicht, kopflos kreist er weiter über dem Flugplatz. Noch ein-mal zehn Minuten. Dann stürzt die Maschine vereist ab. Der Flugzeugführer ist tot.

Das ist kein Einzelfall. Und das zeigt, mit welchen Problemen sich eine Ar-mee herumschlagen muss, die von ihrer Heimat 2'000 Kilometer und mehr entfernt ist. Sogar eine eigene Wetterwarte muss sie sich einrichten. Wenn ich auch von Hoch- und Tiefdruckgebieten, Isobaren, Zyklonen, Tropopause, Winden und Wolkenbildung herzlich wenig verstehe, das ist mir klargewor-den: Hier bei dem Wetteronkel wird für uns eine entscheidend wichtige Ar-beit geleistet.

Wichtig ist die Arbeit schon, überlege ich, als ich zum Wagen gehe, aber mehr Lebensmittel können deshalb doch nicht eingeflogen werden. Dr. An-ders kann also nur dafür sorgen, dass die wenigen vorhandenen Maschinen nicht noch durch die Witterung verlorengehen.

MICHAEL DER TAPFERE

Alles ist gut, die Lüge, die Verleumdung, die unverschämteste Zu-rechtmachung, wenn es dient, jenen Wärmegrad zu erzeugen – bis man glaubt.

Diese Worte stehen bei Nietzsche: Der Wille zur Macht. Sie können auch die Anweisung sein, nach der die Führung Befehle gibt und Flü-sterpropaganda erzeugt. Es wird tatsächlich alles getan, um unsere Gläubigkeit zu erhalten und zu stärken. Vom Führerhauptquartier kommt der Spruch: «Die Armee darf überzeugt sein, dass ich alles tun werde, um sie entsprechend zu versorgen und rechtzeitig zu entset-zen.» Und Manstein funkelt: «Haltet aus, der Führer haut euch 'raus!» Das sind hochhoffizielle Worte, die an alle Soldaten weiterzugeben sind. Die Gerüchte, die von Mund zu Mund gehen, von Bataillon zu Bataillon, von Kesselwand zu Kesselwand, sind dementsprechend. Da steht die Panzerspitze schon bei Karpowka, man sieht ihre Abschnisse, und der Russe steht vor der Vernichtung. Kokarde ist das Schlagwort. Wir drin, um uns der Russe und um ihn die deutschen Divisionen, wel-che für uns im Anmarsch sind. Das wird gern gehört, deshalb wird es geglaubt. Eine ganz grosse Sache ist das, und diesmal ist man dabei, sogar mittendrin. Da wird das Gewehr fester gepackt, da wird genauer gezielt, und da wird noch ein paar Tage länger gehungert. So erstarken noch einmal Widerstandswille und Abwehrkraft. Qualm und Rauch stehen weiter über der grossen Stadt. «Festung Stalingrad» heisst es jetzt in Befehl, Bericht und Zeitung. Das klingt gut, wenn auch alles fehlt, was diese Bezeichnung rechtfertigt. An Stelle der Bunker haben wir flache Schneelöcher, statt Panzergräben zugefrorene Bäche, statt Munitionsdepots eine Handvoll Patronen, statt gestapelter Verpfle-gungssätze magere Pferde. Aber Festung Stalingrad klingt besser als nur Stalingrad. Warum soll man nicht übertreiben – Lüge ist das nicht –, wenn es die Kampfmoral weiter festigt? Die Gutgläubigkeit des

Landsers wird ausgenützt. Dem muss man die Sache nur schmackhaft machen, dann kämpft er auch bis zur letzten Patrone.

Bei einigen Stäben hält man sich auf andere Art bei guter Stimmung. Da gibt es eine Division, bei der ein besonderer Einschliessungskalender geführt wird. Jeder Tag wird rot angekreuzt. Daneben hängen zum Vergleich die Kesseltage des Kampfes um Cholm, wo die Gruppe Scherer eingeschlossen war. Auf jeden Tag, den man anstreichen kann und durch den man sich dieser Leistung nähert, sind die Offiziere stolz. Vielleicht ist es möglich, den Rekord zu brechen. Der sportliche Ehrgeiz ist erwacht. So hat jeder seine Sorgen. Sie sind nur zu unterschiedlich. Während die Masse scharf nach Westen lugt, um die ersten deutschen Panzer rechtzeitig zu melden, will so ein Grüppchen gern noch mehrere Wochen warten. Aus Sensationslust, aus Sucht, auf der Stufenleiter des Erfolges und vielleicht des Ranges eine Sprosse höher zu klettern. Jedenfalls nur, um später auf eine Leistung zu pochen, die mit dem Blut und dem Hungertod ganzer Regimenter erkaufte ist, und um ein neues Ehrenzeichen zu tragen. Man spricht von Stalingrad-schild und Ärmelstreifen. Das werden später Tage des Triumphes sein, wenn sich die Leute auf der Strasse umdrehen und mit dem Hut in der Hand sagen: Der gehört zu den Helden von Stalingrad!

Die Masse der Soldaten hat keinen besonderen Ehrgeiz mehr. Ihnen liegt nichts daran, neue Metallstücke oder bunte Bändchen an die Feldbluse zu heften. Die Orden haben für sie keine Aussagekraft mehr. Die Massstäbe, die in den Wehrmachtsteilen und selbst in den einzelnen Armeen angelegt werden, sind zu unterschiedlich. Hinter dem kleinsten Kreuz kann manchmal mehr persönlicher Mut stecken als hinter einer glänzenden Tapferkeitsauszeichnung. besonders kritisch ist der einfache Soldat gegenüber den Halsorden höherer Offiziere. Die Truppenführung erhält ihre Orden für die Leistungen der unterstellten Verbände. Wiederholt sind Regimenter und Bataillone in einen verlustreichen Kampf geworfen worden, weil ein deutscher General hinter dem Ritterkreuz her jagte, ein rumänischer Divisionär hinter Michael dem

Tapferen oder ein kroatischer Oberst hinter dem Zwonimir. Deshalb betrachtet der Soldat diese Auszeichnungen mit gemischten Gefühlen. Es hängen ihm zu viele Opfer daran. Der Doktor hat vor Kurzem – damals bei Halle 4 – einen vernünftigen Vorschlag gemacht. Man sollte allen Generalen bei Kriegsbeginn alle Orden verleihen. Bei jeder Dummheit, bei jedem Misserfolg und bei grossen Verlusten müsste jeweils eine Auszeichnung zurückgegeben werden. Dann hätten wir Ruhe vor unsinnigen Befehlen.

Die haben wir jetzt bis zu einem gewissen Grade auch so. Die eingesetzten Teile der Division haben in dem Kleinkrieg der Hallen, Keller und Schächte täglich neue Ausfälle. Sie erhalten keinen Ersatz. Das Einzige, was man tun kann, um zu helfen, ist eine weitere Verstärkung der Draht- und Minensperren. Doch dazu braucht man uns, die Pioniere. So geschieht das Wunder, dass wir nach Übergabe des Abschnitts an die Infanterie aus dem Werkgelände herausgezogen werden und zum Blumentopf abrücken. Fiedler meldet sich auch wieder zurück. Seine Aufgabe ist erfüllt. Die Kanoniere und Nachschubsoldaten, denen er das Schiessen und gefechtsmässige Verhalten beigebracht hat, sind auf die Kompanien verteilt. Die ersten werden schon gefallen sein. Paul ist froh, dass er wieder bei uns ist. Wir haben ihm genau so gefehlt wie er uns.

Jetzt beginnt wieder die Zeit des Verminens, des Verdrahtens, der Abstellung von Flammenwerfer- und Sprengkommandos, der täglichen Hin- und Rückmärsche. Die Leute sind trotzdem zufrieden, dass sie in ihren Bunkern wenigstens stundenweise Ruhe haben. Die Kopfbzahl wird immer geringer. Verstärkung ist zwar versprochen. Woher sie jedoch kommen soll, ist mir unklar. Ich muss abwarten. Was unser Gerät betrifft, so reicht es für die notwendigen Arbeiten kaum noch aus. Auf Befehl der Armee habe ich einen tiefen Griff in meine Bestände tun müssen, um den Pionieren zu helfen, die an unserer Westfront liegen und ihr gesamtes Schanzzeug beim Rückzug aus dem Donbogen verloren haben. Patenschaft nennt man diese Spatenüberlassung von Bataillon zu Bataillon. In diesen Tagen des allgemeinen Schrumpfens an Graben- und Gefechtsstärke, an Munition, Sprit und Gerät, ausgerechnet

zu einem Zeitpunkt, an dem man sonst nur auf Einschränkung und Abgabe gefasst ist, werden uns die neuen Flammenwerfer zugewiesen. Der Teufel mag wissen, wo sie herkommen. Irgendein Geräteverwalter muss sie zurückgehalten haben. Jetzt nutzen sie uns auch nichts mehr. Dazu haben kluge Leute im Reich vergessen, die entsprechenden Füllapparate mitzuschicken. Ich rufe andere Bataillone an, ich spreche die Kommandeure. Überall die gleiche Feststellung. Schliesslich teilt mir der Armeepionierführer auf meine Anfrage ihit, es gäbe im ganzen Kessel einen einzigen derartigen Apparat. Ich müsste mir ihn ausleihen. Früher hätte ich mich darüber mächtig aufgeregt, aber heute lässt mich das kalt. Es ist eben nur ein Fall von vielen, ein Beweis mehr, dass es bei uns nur klappt, solange es vorwärts geht. Aber wehe, es kommt anders...

Es ist 15 Uhr. Oberfeldwebel Berndt ist eben mit den abgezeichneten Befehlen gegangen. Es ist alles festgelegt, die Einsatzbefehle für heute Abend sind gegeben.

Um 16 Uhr rückt ein Kommando unter Führung von Oberfeldwebel Dannenbauer zum Ausbau und Verstärken der Stellungen vor Halle 8a ab.

Um 16.30 Uhr bricht Oberfeldwebel Lieser auf. Eine Gruppe wird vor Halle 7 S-Minen legen.

Um 20 Uhr will das Regiment Eichler fertige Drahtwalzen abholen.

«Stabsfeldwebel Lück soll zu mir kommen!»

Er hat die Drahtfabrik unter sich, die ich in den Weissen Häusern eingerichtet habe. Draht auf Rollen ist nicht mehr vorhanden. Er wird natürlich auch nicht eingeflogen, da der Laderaum für wichtigere Dinge gebraucht wird. So fahren den ganzen Tag über klapprige Gäule mit Schlitten durchs Gelände. Drei Mann sind dabei und beladen die Kufenfahrzeuge mit Resten von Maschendrahtzäunen, Telefondrähten und allen möglichen Drahtenden, die am Wege liegen. Stachel- und glatter Draht werden in jeder Stärke gesammelt. Von Männern, die nicht mehr voll einsatzfähig sind, leichtverwundeten, kränklichen Soldaten und älteren Jahrgängen, werden in der «Fabrik» Spanische Reiter

und Drahtwalzen gebaut, die bei Nacht nach vorn geschafft und in das Verteidigungssystem eingebaut werden. Aus den Stellungen werden sie vorgeschoben, ohne dass der Gegner etwas merkt. Aneinandergeschnitten und mit versteckten Ladungen versehen, bilden sie ein beachtliches Hindernis. Fünfhundert Meter Drahtwalze liegen schon durchlaufend vor unserer Linie. Die Art des Bauens und der Verdrahtung hat sich bewährt. Die Männer werden beim Wickeln und Nageln nicht mehr durch das gezielte Feuer des Gegners gestört, sie brauchen sich nicht zu ducken, sie brauchen nicht ängstlich auf jedes Geräusch zu lauschen. Lück schafft förmlich aus dem Nichts, aus achtlos weggeworfenem Material einen Schutzwall vor der Infanterie. Auch bei ihr sinkt die tägliche Verlustziffer. Dafür gibt es dann allerdings Stunden, in denen die Ausfälle ein kaum noch tragbares Mass erreichen. Denn wenn der Gegner jetzt angreift, lässt er vorher ein paar Batterien mehr schießen. Wie so vieles andere hat auch die Einrichtung der Drahtfabrik ihre zwei Seiten. Was auf der einen eingespart wird, geht auf der andern durch massierte Feuerschläge doppelt und dreifach verloren. Geändert haben wir im Grunde genommen gar nichts. Nur der Zeitplan hat sich etwas verschoben.

Ich nehme meine Mütze und trete aus dem Bunker, um etwas frische Luft zu schnappen. Der Tag hat auf seinem nimmermüden Weg nach Westen das Land an der Wolga verlassen. Die ersten Sterne blinzeln verschlafen durch einen dünnen Wolkenschleier. Leuchtkugel auf Leuchtkugel geht im Osten hoch, um die Zone zwischen den Fronten zu erhellen, weisse Leuchtzeichen auf unserer Seite und etwas gelblichere auf russischer Seite. Die Schatten der verschneiten Baumreste, der Brettergaragen und der kurzen Bunkenschornsteine wechseln je nach Lichtquelle ihre Richtung, wachsen und fallen zusammen, werden markanter und wieder schwächer, um für Sekunden ganz zu verschwinden. Das Mündungsfeuer der Batterien auf dem Ostufer der Wolga gespenstert sprungweise am Horizont. Gelbrötlich ist seine Farbe, schnell sein Erlöschen. Vom nahen Werkgelände klingt das trockene Tackern der Maschinengewehre herüber. Es sind russische, man hört es an der

langsameren Schussfolge. Maschinenpistolen knattern dazwischen. Ein Auf- und Abflackern, Atemzüge der Front. Für Augenblicke zittert die eisige Luft, wenn die schweren Kaliber detonieren. Ein anschwellendes Brummen verrät über mir kreisende Flugzeuge. Schräg in Richtung Flugplatz öffnet sich ein Leuchtfallschirm, noch einer, ein dritter. Wie Fackeln stehen sie am Himmel und färben die weiten Schneeflächen milchiggelb. Am Tatarenwall leuchten die Scheinwerfer eines Kraftfahrzeuges auf, trotz stärker werdenden Artilleriebeschusses und einzeln fallender Bomben. Vom Wege abgekommen, sucht es anscheinend die ausgefahrene Spur. In derselben Richtung, aber Tausende von Kilometern weiter, liegt Deutschland ...

Da kommt plötzlich ein Schatten auf mich zu.

«Stabsfeldwebel Lück zur Stelle!»

«Guten Abend, Lück, ich will von Ihnen nur wissen, wieviel Drahtwalzen wir verfügbar haben.»

«Siebzig, Herr Hauptmann. Die Männer haben tüchtig gearbeitet.»

«Gut. Heute um zwanzig Uhr werden fünfzig vom Regiment Eichler bei den Weissen Häusern abgeholt. Veranlassen Sie das Nötige!»

«Jawohl, Herr Hauptmann.»

Er steht unschlüssig.

«Ich habe noch eine Frage.»

«Na, schießen Sie los!»

«Wie steht es eigentlich mit dem Entsatz, Herr Hauptmann?» Immer wieder dieselbe Frage. Und ich kann nichts Positives darauf antworten. Wenn doch endlich eine genaue Orientierung durch die Armee erfolgte! Ich kann ihm doch nicht sagen, was ich selber denke.

«Tja, Lück, ich kann Ihnen auch keine Auskunft geben. Sie wissen, wie lange es dauert, bis der Aufmarsch einer ganzen Armee beendet ist. Bei der augenblicklichen Stärke der Russen kann man nichts Halbes unternehmen. Deshalb dauert es etwas länger. Wenn die letzten Nachrichten stimmen, dann ist Hoth schon im Anmarsch. Aber glauben Sie nicht alles, was so gesprochen wird, Lück! Das gibt nur Enttäuschungen.»

«Ich bin doch kein Kind, Herr Hauptmann. Es ist nur so dumm. Man kann den Männern auf ihre Fragen nichts Vernünftiges antworten.»

Recht hat er, der Stabsfeldwebel Lück. Aber ich kann ihm nicht helfen. Die Division hüllt sich in Stillschweigen. Versprechungen werden genug gemacht, mit grossen Worten wird nicht gespart. Aber hieb- und stichfeste Tatsachen lassen noch auf sich warten. Und auf das Flüstern und Wispern kann man nichts geben.

Ich verabschiede Lück. Dann klopfе ich mir mit den Hacken den Schnee von den Stiefeln und gehe händereibend wieder in den Bunker.

«Jawohl, Herr General – jawohl – jawohl!»

Mein Adjutant legt gerade den Hörer auf.

«Was gibt's?»

«Der General hat eben angerufen. Zwei Rumänenkompanien sind uns unterstellt. Die Chefs werden sich morgen melden. Ausserdem ist uns ab sofort die Bäckereikompanie unterstellt. Sie soll die Auffangstellung längs der Bahnlinie ausbauen.» Auffangstellung höre ich. Das ist ein neues Wort für mich. Ausserdem Bäcker. Die sollen lieber backen. Brot und noch einmal Brot. Das brauchen wir. Doch Berger klärt mich auf. Die Division hat kein Mehl mehr. Die Bäckereikompanie ist dadurch arbeitslos geworden und steht zum Schanzeinsatz zur Verfügung. Ruck-zuck, im D-Zug-Tempo, soll jetzt von ihr eine feste Linie im Hintergelände geschaffen werden.

«Und wie steht es mit dem Schanzezeug? Teigknetmaschinen sind dafür ungeeignet. Haben Sie das dem General gesagt?» «Schanzezeug bringen die Bäcker mit!» *

«Schön, sprechen Sie mit dem Chef. Die Kompanie steht morgen früh sieben Uhr am Schnittpunkt Strasse Rasguljajewka, Weisse Häuser-Eisenbahnlinie. Rembold übernimmt die Führung. Nach dem Abendessen soll er sich bei mir melden. Dann läuten Sie Eichler an. Das Regiment kann um zwanzig Uhr fünfzig Drahtwalzen bei den Weissen Häusern abholen.»

«Jawohl, Herr Hauptmann.»

Ich gehe in den Nebenraum. Auf dem Tisch liegen noch die Eingänge

des heutigen Tages. Ich blättere sie kurz durch. Neue Gefechtsbezeichnungen, Beförderungsbestimmungen, neue Zuteilung von Orden, Befehle zum weiteren Auskämren der Rückwärtigen Dienste, Reduzierung der Verpflegungssätze. Dazu zwei Briefe. Das Wichtigste fehlt auch heute. Wo bleibt das erlösende Wort: Die Operation zum Entsatz hat Raum gewonnen, der Russe zieht sich vor der deutschen Panzerwalze zurück, Hoth steht zehn Kilometer vor Stalingrad? Ganz langsam kommen die Truppen aus Richtung Rostow vorwärts. Es scheint, der Rettungsring, den man uns nachwirft, hat ein zu geringes Eigengewicht, um uns zu erreichen. Es dauert nicht mehr lange, dann rufen wir das letzte Mal um Hilfe. Dann versinkt der Schwimmer Paulus in den Fluten. Mit ihm eine ganze Armee. Die schönsten Strohhalme sind zu schwach, um auf die Dauer Hunderttausende über Wasser halten zu können. Versprechungen und Funksprüche können uns nicht helfen.

Ärgerlich schiebe ich den Stoss der neuen Blätter beiseite. An die Wandbretter zurückgelehnt, nehme ich mir die beiden Briefe vor. Der eine ist von meiner Frau. Die Handschrift auf dem zweiten ist mir unbekannt. Ich drehe ihn um. Absender Kiel, Blankenstein. Der Vater meines Freundes Wolfgang. Ich reisse den Umschlag auf und lese. Worte des Schmerzes, des Stolzes und der Dankbarkeit füllen die Seiten. Ein alter Vater umreisst das Bild seines gefallenen Sohnes. Da steht er wieder vor mir, der Oberleutnant Wolfgang Kiel, wie er beim Angriff über den Rhein- Marne-Kanal in die Stellungen der Franzosen einbrach, wie er später vom Cap Gris Nez nach England schaute. Ich sehe noch, wie er vor Korosten die Bunkerlinie durchstiess. Immer war er vorn zu finden, bis ein Kopfschuss seinem Leben damals bei Serafimowitsch ein Ende setzte. Es war das erste Mal, dass Wolfgang vor einer Aufgabe zurückgezuckt war. Noch am Abend vor dem Angriff war er zu mir gekommen und hatte mir offen gesagt, wie ungern er in dieses Unternehmen hineinginge. Als ob er etwas geahnt hätte. Wenn das der Vater wüsste, wäre das Herzeleid noch grösser. Und wenn er wüsste, dass praktisch die ganze Kompanie in dieser Ecke tot liegen geb lieben ist, wäre dann immer noch der Stolz da?

Oder wäre das Entsetzen grösser? Nun ist Kiel wirklich durch Kopfschuss gefallen, ich brauchte damals nichts zu erfinden. Aber wie oft schreibt man von Kopf- und Herzschüssen und vom Gleich-tot-Sein, bloss um die Angehörigen zu trösten? Nein, in dieser Hinsicht kann Vater Kiel beruhigt sein, sein Sohn war sofort tot. Gefallen für ein paar Quadratmeter Buschgelände am Don.

Sie sind immer weniger geworden, die, mit denen ich einst auszog. Neue Männer füllen ihre Stellen aus, schlecht und recht. Rembold und Fetzer sind aus demselben Holz, aus dem Kiel geschnitzt war. Hoffentlich erwischt es sie nicht so bald. Einmal kommt aber hier in Stalingrad für jeden der Augenblick, wo es für ihn kein Ausweichen mehr gibt. Heute für den einen, morgen für den anderen, übermorgen vielleicht schon für mich. Deshalb sitze ich jetzt gern allein, gehe meinen Gedanken nach und bin mit ihnen oft zu Hause. Fragen stürmen dann auf mich ein, die den ganzen Tag über hinter Befehlen, Sorgen, Angriffen und Meldungen zurücktreten. Wofür habe ich bisher gelebt? Wem hat mein Leben etwas gegeben? Mit «Hätte ich doch ...» und «Wäre ich doch ..kommt man nicht weiter. Was wirklich war und ist, das gilt nur. Ich kann nicht sagen, mein Leben ist ein Irrtum, ein schlechter Scherz, der nicht ernst zu nehmen ist. Ich muss mit ihm fertig werden und seinen Sinn erfüllen.

Aber dieser Krieg nimmt in meinem Leben einen breiten Raum ein. Und wenn der keinen Sinn hat, dann sind die zurückliegenden Jahre wertlos gewesen. Mehr noch: Dann sitze ich auf dem falschen Dampfer, und der Steuermann hat ein ungültiges, ein gefälschtes Patent in der Tasche. Und ich als Offizier helfe ihm dabei, die ganze Mannschaft absaufen zu lassen.

Mir wird ganz schwindlig, wenn ich in dieser Richtung weiterdenke.

Zwei Gentlemen mit den hohen Wintermützen der Rumänen auf dem Kopf stehen mir am nächsten Vormittag gegenüber, zwei Hauptleute, die Chefs der mir neu unterstellten Kompanien. Eine Wolke von Eau de Cologne hüllt sie ein. Trotz der Schnurrbärte sehen sie weichlich aus. In den Gesichtern ist kein Zug zu erkennen, da die gelbe Haut sich straff über runde Pausbacken spannt, die vom regelmässigen Sattsein

sprechen. Der Anzug ist gepflegt, halb Wintersport, halb Fünf-Uhr-Tee, St. Moritz und Piccadilly in einem Stück. Schafpelze liegen auf Uniformröcken, die durch tadellosen Sitz und Schnitt Hand und Nadel Bukarester Modeschneider verraten. Nach den Bildern, die ich vor Wochen gesehen habe, damals im grossen Donbogen, als die ersten rumänischen Truppen demoralisiert zurückfluteten, bin ich doch überrascht. Derartig gut genährte und angezogene Verstärkungen habe ich nicht erwartet. Zwei Kompanien sind es also, die jetzt zu mir treten. Jede hat einen Bestand von hundertzwanzig Mann. Unverständlich ist mir lediglich die Äusserung der beiden Offiziere, die Einheiten wären aus Gründen der Unterernährung und der Erschöpfung nicht einsatzbereit. Die Chefs sehen nicht danach aus, ich werde mir die Männer selbst ansehen. Zunächst ist die Unterbringung vordringlich. Ich weise ihnen Quartiere in der Schlucht zu^ die sich vom Blumentopf zu den Weissen Häusern hinzieht. Berger wird die Einweisung vornehmen. Nachdem ich meinen Besuch für heute Nachmittag angesagt und darüber hinaus versprochen habe, meinen Arzt zur Betreuung der Kranken und Verwundeten mitzubringen, ist die erste Unterredung mit den Hauptleuten beendet.

Nach dem Essen mache ich mich mit dem Doktor und Bertsch auf den Weg. Da es sich nur um eine Entfernung von einem halben Kilometer handelt, gehen wir zu Fuss. Nach wenigen Minuten klettern wir den Abhang hinunter und stehen mitten unter den Rumänen. Hohlwangige Soldaten schleichen herum, kraftlos, müde, bärtig und verdeckt. Die Feldblusen sind verschlissen, die Mäntel ebenso. Verbände an Händen, Füessen und Köpfen begegnen uns alle paar Meter, der Doktor macht schon ein verzweifertes Gesicht. Überall wird trotz der offensichtlichen Schwäche gearbeitet. Sägen und Äxte sind in Bewegung, um die Bunker wohnlich einzurichten. Andere hacken Brennholz. Es wird in Mengen benötigt, um die ausgekühlten Erdhöhlen zu erwärmen und die Eisschicht an den Wänden abzutauen. Bei unserem Erscheinen tritt Ruhe ein, neugierig werden wir gemustert. Man kann den Männern die Gedanken förmlich von der Stirn lesen. Was wollen die hier – eben sind

wir gekommen, und schon ist so ein verdammter Kerl da – die spüren uns in jedem Winkel auf – lässt uns endlich in Ruhe – wenn wir könnten, wie wir wollen, dann würdet ihr was erleben!

Als wir um die nächste Ecke biegen, glaube ich nicht richtig zu sehen. Da steht, sorgfältig eingebaut, windgeschützt, mit Bretterwänden rechts und links, die dampfende Feldküche. Und obendrauf thront, die Hemdsärmel bis über die Ellbogen aufgekrempt, der Chef des Ganzen, Hauptmann Popescu. Im Schweiß seines Angesichts rührt er mit einem Holzprügel die Suppe um. Von der Eleganz, die ich am Vormittag bewundern konnte, ist nichts mehr zu erblicken. Nur sein volles Gesicht ist geblieben. In nächster Nähe der Truppenkost ist das kein Wunder. Popescu ist in seine Tätigkeit so vertieft, dass er uns erst bemerkt, als wir direkt am Kesselrand stehen. Er springt in den Schnee, wischt sich die Hände an seiner Arbeitshose ab und erklärt uns seine Handlungsweise.

«Man muss selbst zupacken. In diesen Zeiten kann man keinen anderen an das Fressen heranlassen. Einen Augenblick bitte, ich komme sofort.»

Er ruft einen Leutnant heran, übergibt ihm sein Zepter und komplimentiert uns in seinen Bunker. Zuerst wird der Doktor zur Arbeit geschickt. Im Nebenküchen wird er die gesamte Kompanie untersuchen und die Verwendungsfähigkeit der einzelnen Soldaten feststellen. Nachdem er gegangen ist, bespreche ich mit Popescu den Einsatz der Kompanie. Da ich zu ihrer Kenntnis deutscher Minen kein Zutrauen habe, will ich sie zu Schanzarbeiten im Werkgelände heranziehen. Und das auch höchstens zugewiesen. Einmal gibt es darüber einen Divisionsbefehl, aus dem hervorgeht, dass man ihnen oben nicht traut. Zum ändern halte ich es für besser, wenn ein, zwei ortskundige Gruppen von uns dabei sind. Und über Zugstärke ist der Einsatz in der Stadt ein Risiko. Das Ziel wäre zu gross. Über den grössten Teil seiner Männer weiss der Kompaniechef nicht Bescheid. Aus allen möglichen Formationen ist diese Einheit zusammengestellt worden. Schützen und Kanoniere stehen neben Soldaten, die in ihrer Dienstzeit nichts anderes getan haben, als Brötchen zu backen oder Pferde zu putzen. Da kann

ich mich auf allerlei gefasst machen. Ab morgen wird die Versorgung durch mein Bataillon erfolgen, da werde ich bald besser orientiert sein.

Wir gehen nach nebenan. Durch einen vollgepfropften Vorraum, in dem ein unerträglicher Schweiss- und Fäulnisgeruch steht, quetschen wir uns. Der Doktor ist am Hantieren, Bertsch reicht ihm Binden, Spritzen, Pinzetten zu. Beiden perlt in diesem Dunst der Unsauberkeit das Wasser auf der Stirn. Ich trete etwas näher und sehe gerade, wie ein Handverband aufgewickelt wird. Der Zeigefinger muss abgenommen werden. Etwas Jod, Verband, fertig, der nächste! Fast jeder hat etwas. Durchschüsse, Knochenbrüche, Splitterverletzungen, Ruhr, Gelbsucht, Frostschäden und Vereiterungen bilden einen Reigen menschlichen Elends. Und wer davon frei geblieben ist, der ist im Allgemeinzustand so herunter, dass man von Gesundheit nicht mehr reden kann. Schlapp und gebeugt stehen die Gestalten in der Reihe. Die Rippen ragen heraus wie die Rillen eines Waschbretts, zwischen Hals und Schlüsselbein ist die Haut sackartig eingefallen, und die Oberschenkel haben die Stärke meiner Arme. Wenn ich nicht jeden Mann so dringend brauchte, würde ich auf diese Hilfe verzichten. Viel kann man von diesen Menschen nicht verlangen. Aber die Lage ist im Augenblick so, dass jeder Spatenstich, jeder Meter Stacheldraht, jedes gebuddelte Minenloch für uns eine Entlastung bedeutet. Deshalb nimmt es der Doktor mit seiner Untersuchung auch genau. Mann für Mann wird registriert – Dienstgrad, Name, Alter – und der Gesundheitszustand dahinter vermerkt. Diese Gründlichkeit kostet Zeit. Ich rechne noch mit mehreren Stunden, so dass an einen Besuch der zweiten Rumänenkompanie nicht mehr zu denken ist. Hauptmann Brateanu wird morgen verarztet werden, Popescu soll ihm Bescheid geben. Obwohl ich zum Abendessen eingeladen werde, breche ich auf. Der dicke Chef ist mir in seiner kriecherischen Höflichkeit zuwider, und dann wäre es eine Gemeinheit, den klapprigen Soldaten eine ganze Portion wegzufuttern.

Wir sitzen schon beim Abendbrot, Fiedler, Berger und ich, da kommt erst der Doktor zurück. Er sieht abgespannt aus. Das Ergebnis, das er mir bringt, entspricht seinem Gesichtsausdruck. Von den hundertzwanzig Mann sind

neunzig nicht einsatzfähig, die Hälfte davon ist für alle Zeiten dienstuntauglich. Das Ganze heisst Verstärkung.

Wir unterhalten uns noch, als die Tür aufgeht. Zwei Rumänen treten ein. Völlig zerrissene Mäntel hängen lose über Haut und Knochen. Einer hat einen frischen Kopfverband, der andere nimmt die Lammfellmütze in die Hand, so dass ihm das schwarze Haar in die blasse Stirn fällt. Sie sehen sich im Kreise um, stellen sich auf wie zwei Berliner Hinterhofsänger und stimmen ein schwermütiges Volkslied an. Unsicher und mit letzter Kraft schreien sie es in den kleinen Raum. Sehnsucht und Bitte, Glaube und Hoffnung zittern in den tiefen Tönen, und obwohl wir kein Wort verstehen, hören wir den Schmerz der Ferne heraus, die Liebe zur Heimat, den Traum vom Glück. Diese Melodie, so unbeholfen sie gesungen wird, gibt mir einen Stich. In fremden Worten klingen dieselben Gefühle, wie wir sie empfinden oder eigentlich empfinden müssten. So eigenartig es klingen mag: Ich habe Mitleid mit den armen Kerlen, die uns das Ständchen bringen. Wenige Stunden vorher habe ich ihre Kompanie gesehen und mir vor allem Gedanken über den Einsatz gemacht. Jetzt heben mich diese beiden irgendwie aus den Angeln, obwohl ich doch an den verschiedenen Fronten genug Elend gesehen habe. Vielleicht bin ich in meinen vier Wänden aufgeschlossener für menschliches Leid, vielleicht habe ich heute zuviel gesehen, um mich darüber hinwegsetzen zu können. Ich führe also zwei Leben, bin der Vorgesetzte und mache mir in den wenigen ruhigen Stunden meine eigenen Gedanken. Nur weiter komme ich damit nicht. Was die Kesselfront für die Armee ist, sind Eid, Gehorsam und die Frage nach dem Ausweg in solchen Stunden für mich. Hier stosse ich an.

Die Rumänen essen. Sie sind zu bedauern. Wer will aber behaupten, dass wir nicht in der gleichen Weise auf den Hund gekommen wären, wenn wir damals bei Kletsckaja gestanden hätten? Dass wir heute noch in alter Herrlichkeit die Stellung hielten? Kindsköpfe sind das und überhebliche Kerle. Als wären sie allmächtig und meisterten jede Lage. Sie hätten den Rumänen lieber eine moderne Panzerabwehr geben sollen und nicht die paar kümmerlichen 3,7-Zentimeter! Viel-

leicht sähe es dann heuteanders aus. Aber so ist es mit allem. Wir sind die Herren der Schöpfung, wir allein sind die guten Soldaten, wir machen alles. Die anderen, mein Gott, ja die sind auch da. Für ruhige Fronten, als Lückenbüsser, als Füllsel. Dafür sind sie gut. Und da 'kommen sie uns zupass. Statt grosser Kaliber gibt es fünf, sechs Ritterkreuze für die Kommandeure, die Fotos in die Presse, lange Berichte dazu, das zieht bestimmt. Mit allen Mitteln müssen wir's versuchen, wir brauchen Soldaten.

Hochnäsig blickt man auf sie herab, gewiss mit Unterschieden. Völlig missachtet werden die Rumänen von unseren Stäben. Wir anderen Offiziere halten nicht viel von ihnen, weil auf sie wenig Verlass ist. Unter unseren Soldaten habe ich ein gewisses Mitleid – soweit man nach drei Jahren Krieg noch von einer solchen Regung sprechen kann – festgestellt, auf jeden Fall so etwas wie ein Bedauern. Wie wird das aber auf die Rumänen wirken? Sicher haben diese Bauernjungen schon gemerkt, dass in der deutschen Wehrmacht die Meinung des einfachen Soldaten nichts gilt. So wissen sie, dass die Einstellung der Stäbe den Ausschlag gibt, dass diese Stäbe den offiziellen Standpunkt vertreten. Und der lautet: Zweitklassige Soldaten, aber wir brauchen sie.

Aus Überheblichkeit, Dummheit und Übermut stösst man einen nach dem andern vor den Kopf und macht unser Volk verhasst. Hass und Furcht sind aber keine Grundlage für eine Waffenbrüderschaft, wie sie hier draussen nötig ist. Da wundern wir uns, dass die fremden Divisionen schlecht kämpfen. Schnell fallen Worte wie «miese Soldaten», «Krämerseelen», «Makkaronibrüder» und «feiges Gesindel». Aber dass diese Soldaten überhaupt nicht wissen, wofür sie kämpfen, dass Kampfgeist und Angriffsschwung darunter leiden und dass sich deshalb eine gewisse Gleichgültigkeit breitmachen muss, daran denken nur wenige. Man braucht vielleicht diesen Völkern nur Ziele zu geben, für die es wert ist, das Leben zu opfern, dann wird man sie kämpfen sehen wie die Löwen. Aber bieten wir ihnen solche Ziele?

Die beiden Rumänen greifen tüchtig zu. Die übriggebliebenen Brotstücke der letzten Tage werden ihnen vorgesetzt, ein paar Wurstscheiben und etwas Marmelade. Butter haben wir selbst nicht, aber ein Teller Suppe ist noch da. Sie ist schon leicht säuerlich, doch den beiden

schmeckt alles. Hunger ist der beste Koch, er adelt die dünnste Brühe. Sie muss nur dasein. Sonst ist der Hunger machtlos. Dann schleicht er um Abfalleimer, beugt sich über Haufen von Kartoffelschalen und abgenagten Knochen und schnüffelt an fremden Türen, in Erdlöchern, an jedem Bunker, aus dem ein Lichtschein fällt.

Viel kann ich den Sängern nicht bieten, das ist bei den geringen Zuweisungen verständlich. Unsere Vorräte gehen ebenfalls zur Neige.

Und was es so täglich gibt, brauchen wir selber, hundert Gramm Pferdefleisch, fünfzehn Gramm Erbsen, hundertfünfzig Gramm Brot, drei Gramm Butter, zwei Gramm Röstkaffee und noch einmal hundert Gramm Pferdefleisch als Abendkost. Dazu kommen noch drei Zigaretten, zwei Rollen Drops und, wenn wir Glück haben, ab und zu mal eine Schachtel Schokakola und ein Klecks Marmelade. Kartoffeln, Gemüse, Fleischkonserven, Wurst, Käse, Mehl, Puddingpulver, Zucker, Salz, Gewürze, Alkohol sind Begriffe, die nicht mehr Gestalt annehmen, Erinnerungsstücke, die nur Gedächtnis und Magennerven belasten. Und trotzdem geht es uns im Vergleich zu den Rückwärtigen Diensten noch gut. Es gibt nämlich neuerdings zweierlei Verpflegung, die eine für Graben- und Gefechtsstärken bis zu den Bataillonsstäben einschliesslich, die andere, beginnend beim Regimentskommandeur, für alle Soldaten, die weiter hinten liegen. Da wird das Essen schon mit Milligramm berechnet und der Riemen auf Oberschenkelstärke geschnallt. Bei uns ist es im Augenblick noch erträglich, da der Koch in den vergangenen Wochen gespart hat und wir zusätzlich die Transportpferde schlachten. So gelingt es mir heute Abend, die Gäste halbwegs zu sättigen. Dankbar sehen sie mich an. Nachdem sie noch eine Zigarette bekommen haben, strahlen sie förmlich.

Ich benutze die Gelegenheit, etwas über den Dienst in ihrer Kompanie zu erfahren. Sie beklagen sich bitter.

Da höre ich, dass dieser Popescu heute nicht etwa zufällig an der Feldküche gestanden hat. Nein, Tag für Tag ist das der Fall. Er verteilt die kalte Kost, er kocht, und er gibt das Essen aus. Er hat dafür ein besonderes System. Die ersten Kochgeschirre werden für die Offiziere gefüllt, und zwar mit Fleisch und Hülsenfrüchten. Flüssigkeit ist kaum

dabei. Anschliessend kommen die Unteroffiziere an die Reihe. Sie fischen sich den Rest des dicken Satzes aus dem Kessel. Und was dann noch übrigbleibt, das warme, geschmacklose Wasser, wird an die Mannschaften ausgegeben. Das ist die Regel. Und dass sie eingehalten wird, dafür sorgt Popescu, der Gutsbesitzer aus Rumänien.

Als Ersatz für das fehlende Essen gibt es Schläge. In der rumänischen Armee ist die Prügelstrafe noch nicht abgeschafft. Selbst bei der kleinsten Verfehlung wird der Sünder über den Bock gelegt. Auch jetzt nach den harten Kämpfen und dem fluchtartigen Rückmarsch wird von der alten Methode nicht abgegangen. Ob verwundet oder krank, mit erfrorenen Gliedern oder gar amputiert, egal, in allen Fällen wird zunächst einmal eine ordentliche Tracht Prügel verabreicht. Dass die Soldaten dadurch nicht kampffreudiger werden, dass der Hass gegen die eigenen Offiziere mit jedem Schlag stärker wird, ist mir klar.

Das werde ich wenigstens für die zwei Kompanien ändern. Und zwar sofort. Wer hier seinen Kopf hinhalten muss, der soll dafür nicht noch verprügelt werden.

Ruhe haben die rumänischen Bauernjungen kaum, von früh bis abends werden sie beschäftigt. Nicht allein, dass sie Kompaniechef und Zugführer vorn und hinten bedienen müssen, dass ständig Gruppen unterwegs sind, die die Bequemlichkeit der Offiziersbunker durch Heranschaffen der unmöglichsten Gegenstände erhöhen, auch für Dinge werden ganze Züge eingesetzt, an die ein normaler Sterblicher gar nicht denkt. Popescu ist ein alter Turnierreiter. Als solcher hat er sich von seinem Springpferd Mademoiselle nicht trennen können. Mit dem Tross zieht es von Stellung zu Stellung, von Rumänien zum Don, vom Don zu uns.

Und überall, wo Aufenthalt genommen wird, muss für das edle Tier gesorgt werden, besser als für jeden Kompanieangehörigen.

Heute haben wieder vierzig Mann einen Stall, einen Einzelstall, für Hauptmanns Liebling bauen müssen. Grösser und wärmer ist er als jeder Schlafraum. Darin steht die Stute, müde und abgemagert wie jedes Lebewesen im Kessel, und wird nicht aus den Augen gelassen. Ein Pferdeburche ist Tag und Nacht anwesend und wacht darüber, dass dem Tier nichts geschieht.

Gegen Mitternacht betrete ich meinen Bunker.

Im Nebenraum sitzen Emig und Toni mit Oberfeldwebel Bertsch zusammen. Sie sprechen ebenfalls – wie könnte es anders sein – über unsere neuen Nachbarn, die Rumänen. Bertsch hat offensichtlich von der heutigen Untersuchung und von den Zuständen in der Kompanie erzählt. Toni ist erbost, und er spricht so laut, dass ich jedes Wort durch die dünne Tür verstehe.

«Mir sollte das mal passieren! Ehe ich mir den Arsch blau hauen lasse, leg' ich den Kerl um.»

«Das glaubste doch selber nicht», meint Emig. «Dazu bist viel zu langsam. An so was denken die auch gar nicht. Bei denen ist das mit der Prügel schon immer so, die sind das gewohnt.» «Was heisst hier gewohnt? Vielleicht sind sie auch noch das Erfrieren gewohnt, den Kohldampf und das Krepieren? Nee, das sind ganz arme Schweine, viel ärmere noch als wir. Und wofür tun die das eigentlich alles? Denken die etwa, sie kriegen den ‚Roten Oktober‘ oder paar andere Ecken in der Stadt? Da sind sie aber zu spät aufgestanden.»

«Reiss doch die Klappe nicht so auf! Glaubst du etwa, du kriegst 'ne Villa an der Wolga? Oder wozu bist du denn da?»

«Das ist doch was anderes. Wo uns der Iwan überfallen wollte, mussten wir doch zuhauen. Und wenn er uns nicht überfallen wollte – das behaupten ja welche –, dann ist es immer noch was anderes. Da hat eben der Adolf angefangen, und wir mussten als Deutsche genauso 'ran. Da ist gar kein Unterschied. Aber die Rumänen, denen hat man nichts getan, und die haben auch nicht angefangen. Denen muss man also was vorgeschwindelt haben.»

«Na klar, und das ist danebengegangen. Denn wenn du dir die anhörst, dann merkste, dass sie nicht wissen, wozu man sie hergeschickt hat.»

Bertsch mischt sich jetzt ein.

«Stimmt genau. Das haben mir vorhin zwei in der Schlucht gesagt. Sie haben alle die Schnauze voll, sie wollen nach Hause, und wir sollen unsern Krieg alleine machen.»

«Na also, da ist ja alles klar. Da wissen wir auch, warum die Infanterie auf diese Verstärkung verzichtet hat. Die können sie vorn nicht ge-

brauchen. Ich bin nur gespannt, was der Alte mit dem Haufen machen wird.»

Am nächsten Morgen geht der Doktor zur Kompanie Brateanu. Er soll den Chef und auch Popescu im Lauf des Vormittags zu mir schicken, ich hätte mit ihnen zu reden. Zwei Stunden später sind sie da, mit rot angelaufenen Gesichtern, schnaufend und schwitzend. Sie sehen mich erstaunt an, dass ich ihnen in die Einheiten hineinbefehle. Aber es ist nötig. Zuerst wird die Prügelstrafe verboten. Zweitens teile ich jeder Kompanie einen Feldkoch zu, der das Kochen und die Ausgabe der warmen und kalten Kost übernimmt. Weiter dürfen die Soldaten nach dem Einsatz nur noch in ganz beschränktem Mass beschäftigt werden. Ich erinnere an den Pferdestall und an das Ausstatten der Offiziersbunker. Und schliesslich beordere ich die beiden Kapitäne mit ihren einsatzfähigen Leuten zu den Weissen Häusern. Um siebzehn Uhr sollen sie dort bereitstehen, Schanzzeug ist mitzubringen. Die Einweisung werde ich selbst vornehmen.

Das Untersuchungsergebnis, das mir der Doktor gegen Mittag meldet, ist etwas günstiger als das gestrige. Brateanu verfügt über fünfzig Halbgesunde, die noch einigermaßen zupacken können. Mit den dreissig von Popescu sind es immerhin achtzig Soldaten, die eingesetzt werden können.

Sie sind um siebzehn Uhr pünktlich zur Stelle. Franz und ich werden von den beiden Chefs begrüsst. Die russische Artillerie feuert heute nur mässig auf unsere Linien und das Hintergelände. Was man hier unter mässig versteht. Und das ist gegenüber anderen Frontabschnitten ein Trommelfeuer. Die Rumänen ducken sich jedenfalls hinter jedes bisschen Deckung. Um Verluste beim Anmarsch zu vermeiden, befehle ich eine weitgehende Auflockerung. Die Unteroffiziere meines Bataillons, die ich mitgebracht habe und die die Aufsicht bei den Schanzarbeiten übernehmen werden, sollen in Abständen von fünfzig Metern gruppenweise abrücken. Ich gehe mit Franz und den beiden Kompaniechefs voraus. Es ist eine Qual, unsere Begleiter nach jedem Einschlag wieder hochzubekommen und sie schliesslich in die Nähe von Halle 5 zu bringen. Wir brauchen die doppelte Zeit wie sonst.

Dort weise ich im Beisein des Abschnittskommandeurs den beiden die Arbeit für heute Nacht zu: Bau von Maschinengewehrnestern, von Laufgräben und Unterständen. Es ist alles klar. Jetzt fehlen nur die Arbeitskräfte, die Rumänen. Die will ich noch abwarten, dann will ich Franz die Gesamtauf sicht übergeben und wieder zurückgehen. Bei der ersten Gruppe, die eintrifft, fehlen fünf Mann. Der Unteroffizier nimmt an, dass sie nach einigen gutliegenden Lagen zurückgeblieben sind und noch nachkommen. Wir warten, aber von dieser Gruppe erscheint kein Mann mehr. Bei den anderen Trupps ist es nicht besser. Unteroffizier Trautmann kommt nur mit einem Mann an. Einem einzigen Mann. Alle Gruppenführer sind jetzt eingetroffen. An Rumänen zähle ich aber erst achtundzwanzig Köpfe. Wir warten noch eine halbe Stunde, ohne dass sich die Zahl vergrößert. Von den verschwundenen Soldaten treffe ich keinen mehr. Erst westlich der Weissen Häuser überholen wir einen Trupp von vier Mann, die ein schlittenartiges Gebilde hinter sich herziehen. Bei näherem Hinsehen erkenne ich zwei zusammengenagelte Bretter, auf denen drei Gefallene liegen, zwei mit dem Kopf nach vorn, einer nach hinten. Die erstarrten Körper sind einfach auf das Holz geworfen und dort festgebunden worden. Die Gliedmassen schleifen am Boden, Füße und Arme scharren über den Schnee. Das Menschenleben gilt hier nicht viel, der Tote noch weniger. Bei den Rumänen scheint es nicht anders zu sein.

Am nächsten Tag sind alle arbeitsfähigen Soldaten zur Stelle, weil die Essenausgabe vom Einsatz abhängig gemacht worden ist. Das Verbot der Prügelstrafe und die Amtswaltung der neuen Köche tun ein übriges, so dass nach wenigen Tagen die Kompanien Einheiten sind, mit denen man rechnen kann. Nur bei Sonderzuteilungen machen sie mehr Arbeit. Den beiden Kompaniechefs können wir nicht trauen. So müssen unsere Leute das Wenige selbst verteilen. Sicher ist sicher. Nur wer vorn eingesetzt wird, erhält diese Zulage. Dafür haben wir jetzt eine tatsächliche Hilfe in den Soldaten. Sie schanzen, schleppen Drahtwalzen und springen ein, wo es fehlt. Nur noch einmal muss ich eingreifen.

Einige Tage später sehe ich auf der Fahrt nach vorn etwas am Hang

der Schlucht liegen, etwas Dunkles, Beschneites. Ich lasse halten und gehe näher. Und da stelle ich fest, dass es sich um die Bretter mit den drei Gefallenen vom ersten Einsatz der Rumänen handelt. Die vier Mann, die sich vor den Schlitten gespannt hatten, sind zu schwach gewesen, die toten Kameraden bis zur Unterkunft zu bringen oder auf den Friedhof zu transportieren. Dunkel ist es gewesen, keiner hat etwas sehen können, schnell umgekippt die Fuhre, und schon ist die ganze Last, Bretter und Leichen, den Abhang hinuntergerutscht, um dort liegenzubleiben.

Ich halte der Kompanie eine entsprechende Lektion, ohne dass ich mich dabei sonderlich wohlfühle. Die Rumänen, denen meine Worte übersetzt werden, sehen mich vorwurfsvoll an. Oder bilde ich mir das nur ein? Ich habe doch die Prügelstrafe verboten, ich habe ihnen zwei Köche geschickt, und ich habe auch dafür gesorgt, dass die Sonderbeschäftigungen aufhören. Sie haben jetzt mehr Ruhe, das müssten sie eigentlich anerkennen. Aber da ist die Drohung mit dem Essenentzug. Treibe ich sie damit nicht nach vorn, ins Werkgelände, genau ins Feuer, wo die Granaten zwischen Deutschen und Rumänen nicht unterscheiden? Was habe ich nur damit angerichtet? Und dann stelle ich mich noch hin und erzähle ihnen, wie sie ihre Toten zu behandeln haben! Da brauche ich mich über ihre Gesichter nicht zu wundern.

Auf dem Soldatenfriedhof in Gorodistsche kann ich ebenfalls das Absinken des Empfindens von Mal zu Mal feststellen. Die Gräberreihen wachsen hier über die Zäune hinaus, und mit ihnen wächst die Verrohung. Während der Divisionspfarrer früher die Beerdigung nach Vereinbarung vorgenommen hat, sind jetzt bestimmte Zeiten für diesen Akt festgesetzt. Nach ihnen hat sich jeder zu richten, der Wert darauf legt, dass die Toten mit Bibelworten ins Grab gelegt werden. Ich stehe zusammen mit Fiedler an einem Nachmittag auf diesem Platz, von dessen Grösse man die Härte der Kämpfe ablesen kann. Wir wollen einem Feldwebel und sechs Männern das letzte Geleit geben. Aber so haben wir uns den Ablauf nicht vorgestellt. Da liegen vor uns dreissig offene Gräber, die Leichen sind schon drin. Wir ha-

ben's hinter uns – wir haben jetzt Ruhe – uns schickt keiner mehr nach vorn – kein Befehl, kein Leutnant, kein General – wir hören nicht mehr das Gurgeln und Krachen, das Tacken und Pfeifen-es tut uns gut, hier zu liegen und nichts mehr zu tun zu haben mit dem Krieg, mit der bangen Frage: Komme ich gesund nach Hause, oder erwischt es mich hier draussen? – Es ist halb so schlimm – gar nicht schlimm – glücklich sind wir, befreit, erlöst – wir können sagen: Es ist vollbracht – beneiden müsstet ihr uns eigentlich, die ihr noch oben steht.

Der Pfarrer erscheint, und schon fallen die ersten Worte. Vielleicht kommt ein Fliegerangriff, er muss sich beeilen. Da rasselt es herunter, Sprüche aus dem Alten und Neuen Testament, aus dem Gesangbuch, das Lied vom guten Kameraden, eine Predigt über den Sinn des Opfertodes. Und alles für Führer, Volk und Reich! Für Führer, Volk und Reich! Immer wieder wird es betont, als ob wir schon daran zweifelten. Aber sicher hat der Pfarrer seine Schablone. Ob er will oder nicht, für ihn ist es Gewohnheit geworden. Er weiss es auswendig, heute um 14 Uhr muss er auf dem Friedhof sein. Und da ist er eben, da läuft es ab wie gestern, wie vorgestern, wie morgen, wie übermorgen, wie immer. Es ist täglich dasselbe. Nur die Zahl derer, die in den Gruben warten und nichts davon wissen, ändert sich. Mal sind es achtzig, mal hundert, manchmal nur dreissig. Und dabei bleiben draussen genauso viel liegen, wie hier beerdigt werden. Es ist einerlei. Gedenke, Mensch, dass du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst. Erde zu Erde. Amen. Amen. Und auch in diesem Augenblick fallen welche, die morgen in das kalte Loch kommen. Für Führer, Volk und Reich.

Gleich nebenan, zwanzig Schritte weiter, sind die Totengräber damit beschäftigt, neue Löcher zu graben. Es ist eine Hundearbeit, in die zwei Meter tief gefrorene Erde zu kommen. Sie spucken in die Hände, zehn Gruben sind erst fertig, sie müssen sich sputen. Bald kommt die nächste Fuhre, und wo sollen dann die Leichen hin? Löcher auf Vorrat müsste man hier haben, dabei kommt man so schon nicht nach, fünfzig Leichen liegen noch unbeerdigt drüben im Hause. Wenn es der Pfarrer nicht sieht, werden zwei und drei Tote in ein Loch gelegt. Lieber tiefer als zwei neue Löcher buddeln. Da spart

man Arbeit. Oben auf dem Birkenkreuz steht Fritz Müller. Wer darunter liegt, ist egal. Der sieht es nicht. Da gibt es keine Beschwerden. Und Angehörige aus Berlin werden nicht herkommen. Also 'rein! Drei auch ins nächste Loch. Der Pfarrer merkt das nicht. Der sieht nur darauf, dass alles schön in einer Reihe liegt, Gräber und Kreuze. Er nimmt sein Gebetbuch und schlägt die Augen nieder und betet. Dann schlägt er sie auf und spricht vom Heldentod. Auf dass Deutschland lebe, sagt er immer. Dabei wird hier nur gestorben. Von Einzelnen, von Gruppen und Kompanien, von Regimentern und Divisionen. Von Deutschland. Für wen? Du hörst es doch! Für Führer, Volk und Reich!

Schon einmal habe ich diese Worte in der gleichen Eindringlichkeit gehört. 1937 war es. Und der sie sprach, war damals der erste Soldat des Deutschen Reiches. In Reih und Glied standen wir vor dem Kurhaus in Wiesbaden, der Kommandeur und zwei Fahnenoffiziere, die ihn flankierten. Neben uns die Abordnungen des ganzen Korps. Die Sonne schien, die Stahlhelme schimmerten, und eine harte Stimme schallte über den Platz. Sie erinnerte an die Vergangenheit, an die Väter, die 1914 mit Gott für König und Vaterland ins Feld gezogen waren. Und sie mahnte uns, die Söhne, ihnen nachzueifern und ebenso mannhaft für Führer, Volk und Reich einzutreten. Der ehrenvollste Auftrag, den die Nation zu vergeben hätte, fiel uns zu: die Verteidigung der Heimat, der Schutz ihrer Grenzen.

Und dann schritt der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch, die Front der angetretenen Kommandeure ab. Jeder erhielt aus seiner Hand die Fahne. Preussens Gloria wurde gespielt, die Kesselpauke war doppelt besetzt, und ein Fahnenwald flatterte auf. Weiss, rot, schwarz, gelb und rosafarben war das Bild. Ich will es offen sagen: Für mich war diese Stunde damals ein Höhepunkt in meinem Leben als Offizier. Dazu war unsere schwarze Fahne wirklich schön. Die weisse Seidenstickerei und das Eiserne Kreuz gaben ihr in meinen Augen Würde und Kraft, unter ihr wollte ich dienen und wachen und mich niemals schonen. Nur die einge-

streuten Hakenkreuze störten mich. Sie fielen zwar nicht auf, man konnte darüber hinwegsehen, aber sie waren da. Das war Politik, mit ihr wollte ich nichts zu tun haben, deshalb war ich ja Soldat geworden.

Fünf Jahre ist das erst her. Und was ist nicht alles seit diesem Tag geschehen! Zuerst wurde der Generaloberst nach Hause geschickt, derselbe, der uns das Seidenbanner in die Hand gedrückt hatte. Dann wurde sein Nachfolger entlassen, und Hitler stellte sich selbst an die Spitze des Heeres. Seitdem verblasst das Eiserne Kreuz, während das Hakenkreuz immer stärker sichtbar wird. Selbst auf der Uniform. Das Deutsche Kreuz bezeichnen wir deshalb schon als Parteiabzeichen für Kurzsichtige. Es sieht auch so aus.

Ich bin mir untreu geworden. Ich wollte mit alledem nichts zu tun haben. Und dass ich an der Wolga die deutschen Grenzen schütze, ist wohl etwas weit hergeholt. Aber wer fragt uns schon danach? Und weil wir nicht fragen, ist die Wehrmacht zu einem Machtinstrument geworden, das mechanisch reagiert, das Jahr für Jahr von Neuem eingesetzt wird und sich langsam, aber sicher abnutzt.

Die Gräberoffiziere der Divisionen, die man ab und zu einmal trifft, können einen mit ihren Fotos und Erzählungen zum Nachdenken bringen. Ein Soldatenfriedhof am Westwall, drei in Frankreich, sechs bisher im Osten, alle von einer Division, das Ganze mal 200 oder auch 250 – das wird etwa die Zahl unserer Felddivisionen sein-, da müsste sich jeder ausrechnen können, wie lange es noch dauern wird, bis der letzte Friedhof die übriggebliebenen Soldaten aufnimmt und die Bäume aufhören, in den Himmel zu wachsen.

DIE FAHNE MIT DEM ROTEN KREUZ

Es wird weitergestorben. Einen ganzen Monat wird diese sogenannte Festung schon belagert, um die sich ein Wall von Leichen türmt. Immer höher wächst er. Ganze Regimenter liegen draussen im Schnee zur höheren Ehre deutschen Soldatentums. Dieses wirklich einmalige Massenschlachten, dieser bewusste Marsch in den Tod wirft uns hin und her. Herz und Hirn ringen mit dem Geschehen, sie können es noch nicht fassen. Mal dafür, mal dagegen, nähern sie sich der Wahrheit. Die Frage «Wozu?» ist nicht zu beantworten. Ich bin mir darüber klargeworden, dass wir auf verlorenem Posten stehen. Wir müssen zumindest damit rechnen. Aber das wäre gleich. Was ist schon das Leben? Einmal geht es sowieso zu Ende. Wenn man nur einen Sinn in diesem Opfertod sähe! Sicher baut man weiter hinten eine neue Front auf, und wir sollen so lange Wellenbrecher sein, bis sie steht. Wahrscheinlich. Aber würden wir nicht die gleichen Kräfte binden, vielleicht noch mehr, wenn sich der ganze Heerhaufen nach Westen in Bewegung setzte? Dann wäre die Rote Armee in Unkenntnis unserer genauen Absichten gezwungen, uns nicht nur starke Divisionen entgegenzuwerfen und uns mit schnellen Truppen zu verfolgen, sondern müsste auch starke Sicherungen parallel zu uns marschieren lassen, um auf jede Überraschung einer Schwenkung parieren zu können. Die Möglichkeit eines neuen Frontaufbaus wäre also auch dann gegeben. Oder glaubt man, die neue Lage so zu meistern, dass dem Russen alle Trümpfe aus der Hand geschlagen werden? Hoth kommt näher, daran ist jetzt nicht mehr zu zweifeln. Nur das Tempo ist so langsam, und Zwischenfälle kann es obendrein noch genug geben. Seydlitz soll erst jetzt wieder, vor wenigen Tagen, erklärt haben, der Kessel könne nie und nimmer entsetzt werden. Er würde noch bis Mitte Januar halten, bestenfalls bis Februar. Dann sei es mit der Herrlichkeit aus. Aber selbst angenommen, der Vormarsch aus Richtung

Rostow ginge stetig weiter: Glaubt man wirklich, dass Stalingrad sich bis dahin hält? Die Regimenter krallen sich an jedes Stückchen Erde, da kann es gar keinen Zweifel geben. Aber die Männer, die heute hinter dem Maschinengewehr liegen, sind nicht mehr dieselben, die einen Monat zuvor den Kampf geführt haben. Die sind längst zum hartgefrorenen Wall und zur Brustwehr geworden, über die die Geschosse hinweggehen. Die heute in den Gräben stehen und durch die Schiessscharten spähen, sind die einstigen Trossleute und Rückwärtigen Dienste. Eines schönen Tages sind sie auch weg. Und was dann? Müssen wegen des einen Punktes wirklich Hunderttausende ihr Leben lassen? Manchmal kommt einem der Gedanke, dass wir hier sterben sollen, dass man das will. Es ist ein ungeheuerlicher Gedanke, ich gebe es zu. Aber bei der Handhabung unserer Propaganda und ihrem Schwelgen in einmaligen Grössen kann man sich vorstellen, dass ihr der Opfertod einer ganzen Armee gar nicht unangenehm wäre, vielleicht sogar sehr gelegen käme, um die kriegsmüde Masse des Volkes aufzuputzen und einen rachelüsternen Fanatismus zu entfachen. Das würde sich in der Presse bestimmt gut ausnehmen: Eine ganze Armee opfert sich für Führer und Reich, ihr Tod sei uns Verpflichtung. In kleinerem Massstab haben wir das ja schon miterlebt, damals, als in Narvik die deutschen Zerstörer von englischen Flotteneinheiten zusammengeschossen wurden. Und wir, die wir nur noch hier stehen, weil wir uns an unseren Eid gebunden fühlen und nicht wissen, wie wir uns anders helfen sollen, wir würden dann zu den Nibelungen unserer Zeit gestempelt werden. Die altgermanische Mannentreue würde in uns Auferstehung feiern und wäre der heranwachsenden Jugend Vorbild und Ansporn. Die jungen Rekruten, die noch bei Kriegsbeginn die Schulbank drückten, würden uns in Wahn und Verblendung nacheifern und mit blinden Augen nach Osten stürmen in das grenzenlose Land. In ihren Tod. Und wir wären der Anlass. Es ist nicht auszudenken. Aber die Methode kennen wir zur Genüge. In solchen Zeiten der körperlichen und seelischen Not, wie wir sie jetzt erleben, sieht das Hirn Probleme, wo früher keine waren. Es arbeitet in jeder freien Minute. Und da kommen Erkenntnisse, er-

nüchternde, traurige Erkenntnisse. Man fasst sich manchmal an den Kopf, wenn man sich in einer ruhigen Stunde eingestehen muss, dass man auf frisch gefärbte Attrappen hereingefallen ist.

Hoth ist also im Anmarsch. Seine Stossgruppe operiert mit mehreren Panzer- und Infanteriedivisionen im Abschnitt Kotelnikowo mit dem Ziel, den Ring der Einkesselung zu sprengen. Gegen harten Widerstand kommt sie schrittweise vorwärts. Im grossen Donbogen, wo eine zweite Gruppe nach Stalingrad marschieren sollte, hat sich die Situation grundlegend geändert. Mitte Dezember sind starke russische Kräfte am mittleren Don zum Angriff übergegangen und haben die Italiener und Ungarn zurückgeworfen. Diese Operation bedroht die tiefe Flanke der vorstossenden Entsatzarmee, zwingt zum Zurücknehmen der Angriffsspitzen und zum Aufbau von Abwehrriegeln, legt der Truppenführung dadurch starke Fesseln an und nimmt ihr die Möglichkeit, mit den Reserven nach Gutdünken zu manövrieren. Der eine Arm der angesetzten Zange ist damit gelähmt. Mehr noch: Er läuft Gefahr, völlig abgeschnitten zu werden. Manstein, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don, ist durch diese Verbreiterung der russischen Angriffsfront in eine missliche Lage geraten. Uns wird nur noch die halbe Aufmerksamkeit geschenkt. Und auch nur die halbe Kraft kämpft für unseren Entsatz. Niemand kann sagen, wie lange das noch der Fall sein wird und ob nicht bald der Augenblick kommt, wo auch Hoth wegen neuer Operationen abgedreht werden muss.

Im Kessel selbst – jenseits der grossen Strömung – wird mit derselben Verbissenheit gekämpft wie zuvor. Aber das ist nicht das Verdienst der Armee. Von der Führung ist wenig zu hören und überhaupt nichts zu sehen. Generaloberst Paulus verharrt im Gehorsam. Sein Vorschlag, nach Westen auszubrechen, ist damals abgelehnt worden. Wider bessere Einsicht und Erkenntnis ist er gezwungen, mit allen seinen Truppen zu bleiben, zu halten und den Kampf mit den Russen täglich von Neuem anzunehmen. Den Absprung zum selbständigen Handeln gegen Führung und grünen Tisch hat er nicht finden können. So schweigt er. Es ist ja auch nicht viel zu sagen. Sein Stabschef macht das besser als er. Halten, halten und noch einmal halten! Halten

um jeden Preis, um den Preis ganzer Kompanien und Bataillone, um den Preis von Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden. Kampf bis zur letzten Patrone! Bis zum letzten Pferd, bis zum letzten Blutstropfen. So lautet der Befehl, und das ist das Einzige, was den Soldaten zu sagen ist. Keiner kann das besser als Er, der Chef der Armee, der Inbegriff des deutschen Generalstäblers alter Schule, der Mann, der alles kennt, voraussieht und berechnet, Herr Generalleutnant Schmidt. Er ist die graue Eminenz, der Mann hinter den Kulissen, der nie in Erscheinung tritt, dessen Willen man aber aus Befehlen herausliest, die neues Blut fordern. Hinter ihnen steht er mit aller Kälte, Rücksichtslosigkeit und Schärfe, die ihm nachgesagt wird. Er wird gefürchtet, man nennt ihn den bösen Geist der Armee. Vorn ist er nie zu sehen, da stehen die Kommandeure und die Kommandierenden Generale. Und die lächeln über die geschliffenen Anweisungen, die Herr Schmidt vom Stapel lässt. Vorn werden die nötigen Massnahmen durch die gegenüberliegenden Kräfte, durch Wetterverhältnisse und genaueste Kenntnis des Geländes, manchmal einer kleinen Mulde, eines Buschwerks oder einer doppelstöckigen Ruine, diktiert. Der zuständige Truppenführer muss hier sehen, was er aus dem Befehl machen kann.

In der Stadt wird weiter um jeden Meter gerungen. Brennpunkte des Kampfes sind die Rote Barrikade, der Rote Oktober mit der russischen Bastion Halle 4 und der Tennisschläger. Im Nordriegel stehen die Divisionen im härtesten Abwehrkampf gegen den unentwegt angreifenden Feind. Hier sind damals, als der Gedanke des Ausbrechens durch die Stäbe spukte, die alten ausgebauten Stellungen vorzeitig geräumt worden. Spartakowka und Jersowka sind in der Hand des Gegners, und die Linie verläuft auf dem Höhengelände weiter südlich. Der «Pilz», die Höhe «Erika» und – weiter westlich – die Kotlubanschlucht sehen Tag für Tag neue Angriffe, neue Gegenstöße und neue Ausfälle. Allein auf der Strasse Jersowka-Stalingrad, der sogenannten Panzerstrasse, liegen über zwanzig abgeschossene Panzer aller Typen. Im Westen ist Marinowka das Aussenfort der Festung Stalingrad. Im Halbkreis umfasst, wehren Soldaten um Major Willig die

russischen Einbruchsversuche immer wieder ab. Fortlaufend verstärkt sich der Gegner, hundertdreißig Salvengeschütze sind beim letzten Angriff auf das Dorf aufgefahren. Und trotzdem steht die Front auch hier. Im Süden werden die Stellungen ebenfalls gehalten. Bei gleichem Druck und bei gleichen Verlusten.

Unser Lebenszentrum ist nach wie vor Pitomnik. Hier auf dem Flugplatz fallen die Maschinen ein, die uns das Notwendigste bringen. Auf allerhöchsten Befehl hat jetzt Generalfeldmarschall Milch die Versorgung der 6. Armee übernommen. Die Lücken in den Munitionsbeständen, Treibstofflagern und unseren Mund-Magen-Darm-Kanälen sind aber inzwischen so gross geworden, dass sie auch ein General dass sie auch ein General mit einem an sich nahrhaften Namen nicht mehr schliessen kann. Die feindliche Luftabwehr wird zusehends stärker, schwarze Wölkchen umkränzen in einer Unzahl den Kessel. Dazu wird das Wetter schlechter, so dass die Zahl der einfliegenden Junkers-, Heinkel- und Condormaschinen weiter abnimmt. Ausserdem sehen wir öfters Flugzeuge über die Wolga ziehen, nach Osten, die nicht mehr zurückkommen. Vom Gegner angepeilt und geleitet, landen sie in dem diesigen Wetter wahrscheinlich auf seinen Flugplätzen. Für uns ist die Folge klar. Der Riemen wird noch enger geschnallt, der Kraftwagenverkehr stärker gedrosselt und das Schiessen auf den Gegner fast ganz eingestellt. Den Ärzten fehlen die Standardarzneien, Aspirin, Jod und Rizinus. Geduld und Spucke sind der Ersatz. Aber damit ist kein Erfolg zu erzielen.

Und inmitten dieser Not gibt es einen General, der auf Bequemlichkeit und persönlichen Komfort nicht verzichten will. Wie eine Oase des Friedens steht sein Wohn- und Schlafwagen getarnt in der Schlucht. Ein Aufenthaltsraum mit Tischchen, Sesseln, Gardinen und Portiere ist zu sehen, alles fein säuberlich gearbeitet und liebevoll gepflegt. Durch eine Ziehharmonikatür kommt man in den Schlafrum. Breit und einladend steht hier Herrn Generals Bett mit blütenweissen Bezügen. Und dahinter liegt, durch eine weitere Portiere getrennt, die Toilette mit Waschbecken, Spiegel, Wassergläsern und Pasten. Trotz der winterlichen Kälte ist es behaglich warm. Kein Wunder. Drau-

Ben im Freien steht ein eiserner Ofen, daneben ein Mann, der den ganzen Tag nichts anderes zu tun hat, als dafür zu sorgen, dass das Feuer nicht erlischt. Von dieser Wärmequelle führt ein Rohr durch den Wagen. Herr General können zufrieden sein. Zweifellos, die ganze Einrichtung verrät Geschmack und Geschick, hier lässt es sich aushalten. Aber wer so wohnt und so schläft, der kann die Nöte seiner Soldaten nicht verstehen. Er kann bestenfalls ein verständnisinniges Gesicht dazu machen, mehr nicht. Gute Nacht, Herr General, angenehme Ruhe! Wenn Herr General im Himmelbett von der Heimat träumen, dann bitte ich um Empfehlung an Frau Gemahlin und Fräulein Tochter. Wir halten die Stellung und sterben gern für solche Vorgesetzte. Mit dieser Überzeugung können Herr General bestimmt gut einschlafen. Ein Volltreffer in das Idyll wäre für uns allerdings auch mit keinem Verlust verbunden.

Und inmitten dieser Not gibt es weiter einen General, der sich während des Angriffs seiner Division sinnlos betrinkt, so dass er am Telefon nur noch mühsam lallen kann. Der Kommandierende trifft ihn in diesem Zustand auf seinem Divisionsgefechtsstand und enthebt ihn kurzerhand seines Kommandos. Aber einen General so einfach nach Hause schicken? Das geht doch nicht. Divisionsarzt und Ärzte der Sanitätskompanien knobeln. Schliesslich wird der ganze Zwischenfall durch ein ärztliches Gutachten gedeckt. Dergestalt, dass der General infolge einer Weltkriegsverwundung an der Hand, die ihm immer noch Schmerzen bereitet, gezwungen sei, seine Nerven durch Nikotin und Alkohol ständig zu betäuben. So können Herr General stolz und mit sauberer Weste in die Heimat fahren und sich dort als Held von Stalingrad feiern lassen. Auch Sie werden uns fehlen mit Ihrer generalsoldatischen Erscheinung, mit Ihrem von anderen wohlverdienten Ritterkreuz und dem stets gefüllten Glas. Noch sind diese beiden Generale Ausnahmen. Ihre Kameraden sind unsere Kameraden. Sie fangen an, auf das Gold und auf das Rot an ihrer Uniform zu pfeifen. Abstände der Bildung, des Ranges und der Befehlsgewalt sind in dieser Sturm- und Wettrecke Europas zusammengeschrumpft. Schulterstücke und geschliffener Verstand rangieren hinter dem Herzen.

Weihnachten steht vor der Tür. Von Festtagen wird man diesmal nicht sprechen können, dafür fehlen alle Voraussetzungen. Schon das Bäumchen kann nur schwer besorgt werden. An Tanne oder Fichte ist gar nicht zu denken. Eine kleine Kiefer erfüllt aber schliesslich denselben Zweck. Selbst ihre Beschaffung gelingt erst nach mehreren erfolglosen Versuchen. Bei der Baumlosigkeit des Steppengeländes ist das verständlich. Dazu ist der Winter kalt, und das Holz fehlt allenthalben. Was wirklich noch vorhanden war, ist längst abgesägt, verladen und verheizt worden. Wir können froh sein, dass wir überhaupt noch etwas gefunden haben. Berger übernimmt das Schmücken. Mit Messer und Schere geht er ans Werk und schneidet in mühseliger Kleinarbeit Figuren, Sterne und Lametta. Es werden traurige Tage werden, diese Weihnachtstage im Kessel. Kein Geschenk wird es geben, keine Überraschung, keine Bescherung, es sei denn durch den Russen. Die Feldpost wird uns wohl auch nichts bringen. Sie hat ihren Betrieb so gut wie eingestellt. Ab und zu gehen noch einige Sendungen mit einer Transportmaschine aus unserem Kessel, aber das ist selten, und da muss man grosses Glück haben. Eingeflogen wird kaum ein Postsack. Ich habe im vergangenen Monat einen einzigen Brief erhalten, und ich weiss, dass meine Frau täglich schreibt. Schrecklich ist das, schon bei Lebzeiten für die Aussenwelt langsam abzusterben. Hier und da noch eine Zuckung, ein kleines Erinnern, tot. Von der Weltbühne sind wir bereits abgetreten, obwohl wir noch leben, obwohl wir noch nie so sehr in ihrem Rampenlicht gestanden haben wie gerade jetzt. Die ganze Welt blickt auf uns. Sie ist gespannt, wie diese Schlacht endet, die an Härte, Dauer, Einsatz und Entscheidung ihresgleichen sucht. Und trotzdem laufen kaum noch Fäden von ihr zu uns. Auf dreierlei Art macht sie sich uns nur bemerkbar: durch den täglich intensiver werdenden Beschuss, durch den Rundfunk mit seinen Einheitssendungen und durch die nachlassende Luftversorgung. Wir können fast keinen Laut mehr von uns geben, uns fehlt alles. Für jeden Einzelnen, der in der Mausefalle sitzt, tut es einer, Paulus. Der funkt ein ums andere Mal: Hilfe! Hilfe! Das ist unser Lebenszeichen. Und dieser SOS-Ruf gibt genau das wieder, woran wir bei Tag und Nacht denken. Der Lebenswille ist noch un-

gebrochen. Angeknackst, ja, aber wir wollen nicht untergehen. Und wenn man uns immer wieder sagt, wir seien Vorbilder heroischen deutschen Soldatentums und unser Ende sei höchst ehrenvoll!

Franz kommt heute Vormittag zu ungewohnter Zeit zu mir. Er ist erregt, gänzlich aus dem Häuschen, schimpft und flucht derart durcheinander, dass ich zuerst gar nicht verstehe, was er eigentlich will. Es ist ein Brief, einer der wenigen, die uns erreichen, der sein Blut zum Wallen gebracht hat.

«Ich bin doch nicht verrückt. Dieses Theater mache ich nicht mit. Mich nach Dnepropetrowsk versetzen lassen? Sagen Sie selbst, Herr Hauptmann, ist das nicht eine unerhörte Schweinerei?» Ich frage und frage. Und Franz antwortet. Schliesslich zeigt er mir den Brief. Da steht es klipp und klar. Er ist von seiner Firma, bei der er vor der Einberufung arbeitete, für die ersten drei Jahre nach dem Krieg als Ingenieur nach Dnepropetrowsk versetzt worden. Einspruch zwecklos.

«Und das soll ich mitmachen? Dafür kämpfe ich hier? Dass ich verschickt werde wie ein moderner Sklave? Ich bin doch nicht einer von dem Kanonenfutter, das für uns arbeitet. Aber was heisst hier: für uns? Bis heute habe ich das geglaubt. Deshalb habe ich den ganzen Zirkus mitgemacht, auch wenn es mir mal aufstiess. Wir sind ja schliesslich alle die Nutzniesser, habe ich mir gesagt. Also 'rin ins Vergnügen! Aber hier, hier steht es schwarz auf weiss. Wir sind genau nur Werkzeug wie die Rumänen, Italiener, Kroaten und wie diese Hilfsvölker alle heissen. Da meldet man sich freiwillig wieder 'raus, und die Dicken sitzen hinten und verladen einen nach Russland. Hat sich was mit Heimkehr nach dem Sieg. Du packst deine Klamotten und ziehst wieder los.»

Ich versuche, ihn zu beruhigen. Das letzte Wort sei darüber noch nicht gesprochen. Wenn wir wieder daheim wären, würde sich alles regeln. «Nein, für mich hat sich das alles heute geregelt. Jetzt im Augenblick. Kreuzweise können sie mich! Alle miteinander. Dafür trägt man hier seine Knochen zu Markte, dass sie mich dann zu guter Letzt in die

Wüste schicken. Ich habe doch noch alle beieinander. Wenn ich mal zurückkomme, dann können sich verschiedene auf was gefasst machen. Ich rechne mit allen ab. Ganz oben angefangen mit den Brüdern, die uns losgeschickt haben, dieses Land zu erobern, damit sie hier ihren Weizen bauen können. Ich habe die Nase voll!»

Er lässt sich nicht beruhigen. Aufgeregt, wie er gekommen ist, geht er wieder. Der ist kuriert. Und dabei war er von der Richtigkeit seiner bisherigen Anschauungen so überzeugt. Es ist immer dasselbe. Fanatiker von seinem Schlage werden erst vernünftig, wenn es ihnen persönlich ans Leder geht. Andere lernen schneller. Die sehen das Unrecht, das ihren Kameraden zugefügt wird, und ziehen zumindest in ihrer Grundeinstellung die Konsequenzen. Aber wie dem auch sei, die Stimmung gegen Hitler und die oberen Zehntausend wächst. Gerade hier bei uns, die wir den anderen und der Heimat als Vorbilder hingestellt werden. Es ist wirklich nicht zu verstehen. Dieser Widerspruch ist doch himmelschreiend. Sollte es da keine Lösung geben? Vielleicht ist der Widerspruch überhaupt nicht lösbar, solange wir uns gedanklich in unseren längst zerfetzten Kinderschuhen bewegen. So ähnlich hat sich neulich ein Gefreiter der Pionierkolonne mir gegenüber ausgedrückt. Als ich Lück vorige Woche kontrollierte, sass dieser Gefreite mit zwei anderen Kameraden am Tisch. Sie hatten über den Kessel gesprochen und stellten mir nach meinem Eintreten Fragen, die eine Stellungnahme geradezu herausforderten. Ich versuchte die Klippen so gut wie möglich zu umschieben. Aber die drei gaben sich nicht so schnell zufrieden. Sie äusserten ganz vernünftige Ansichten, allerdings auch solche, die erkennen liessen, dass sie sich nur an Tatsachen halten und das Drumherumreden ablehnen. Und dass sie überhaupt anders denken, als es in Deutschland erlaubt ist. Ohne darauf einzugehen, bin ich damals gegangen. Früher hätte ich anders reagiert, das steht fest. Ich bin eben auch nicht mehr derselbe wie vor Jahren oder noch vor Monaten.

Am nächsten Tag, es ist der 21. Dezember, findet in der kleinen Schlucht bei uns ein Feldgottesdienst statt. Der Pfarrer spricht über

das Thema «Gott ist nahe» und stösst hinein in die Unruhe unserer Zeit und unserer Lage. Er redet von der Unrast und der Sehnsucht nach einem letzten Halt.

«Nehmen wir einen Lehrling. Nach Jahren des Lernens wird er Geselle, nach weiteren Jahren Meister. Er arbeitet, er vervollkommt sich, und die Stücke, die er auf den Markt bringt, werden immer schöner. Aber er selbst ist nicht zufrieden. Immer bleibt ein Rest des Unbefriedigtseins in ihm, auch wenn seine Kunden die Arbeit noch so loben. Er ist und bleibt eben ein Mensch, der nie das erreicht, was er erstrebt, der in sich fühlt, dass er über eine Halbheit nicht hinauskommt, und wenn sie nach aussen noch so vollkommen erscheint. Tief in seiner Brust lebt die Sehnsucht nach Vollendung, nach Geborgenheit, nach Heimat. ‚Weh dem, der keine Heimat hat‘, sagt schon Nietzsche. Er meint das gleiche Gefühl. In jedem Menschen schläft die Sehnsucht nach Erlösung. Man suchte uns einzureden, das sei ungermanisch und gewachsen auf dem Boden asiatischer Rassenseele. Dabei brauchen wir nur im eigenen Volkstum zu dessen Quellen hinabzusteigen, um dort echte Erlösungssehnsucht zu finden. Denkt bloss an die Märchen vom Schneewittchen, vom Dornröschen und vom Machandelbaum! Jene Verdreher, von denen ich eben sprach, Kameraden, haben nur insoweit recht, als diese Sehnsucht nach Erlösung, nach Gotteskindschaft überhaupt nicht auf irdischem Boden gewachsen ist, sondern auf göttlichem. Der göttliche Funke glimmt in jedem Menschen, auch in der verkommensten Seele. Aber diese letzte Ruhe und Befriedung des Herzens, ich wiederhole es, kann nicht auf irdischem Acker wachsen, wir müssen sie uns schenken lassen aus Gnade, aus göttlicher Fülle. Kameraden, was hemmt uns auf dem Wege zur Gotteskindschaft? Die Sünde. Sünde ist nicht das kleine Mädchen in Nachbars Garten oder eine andere landläufige Vorstellung. Dem Wort- und Ursinn nach heisst Sünde Trennung von Gott. Kluft. Ich erinnere an Alsen-Sund und Fehmarn-Sund, es ist dasselbe Wort. Auf zwei Hauptformen ist die Sünde in allen ihren vielgestaltigen Erscheinungsformen zurückzuführen, auf die Ichsucht und das Sich-nicht-unterordnen- Wollen unter Gottes Gebot, die Hybris. Ichverkrampfung, Überheblichkeit und Reizbarkeit sind

die eine Seite der Sünde, das Aufbäumen gegen das göttliche Gesetz die andere. Ne serviam, ist der klassische Ausdruck dafür. Aber Kameraden, wir brauchen nicht bis ins Altertum zurückzugehen, um passende Beispiele zu suchen. Sehen wir uns um, sehen wir in unser Vaterland! Da wimmelt es heutzutage von lebenden Beispielen der menschlichen Masslosigkeit und der Gotteslästerung. Auch ganz oben und da erst recht. Wir alle haben den lieben Gott einen guten Mann seinlassen und nicht mehr mit ihm gerechnet. Echte Jenseitsgedanken sind uns fremd geworden. Wohin sind wir damit gekommen? Seht euch doch selbst um: Die Welt ist ein Tollhaus. An fehlender Intelligenz kann es nicht liegen. Die Menschen zerbrechen sich den Kopf, woran es Hegen kann. Sie rufen nach Sozialismus, Kapitalismus und Nationalismus. Aber mit Gott zu rechnen ist ihnen allen fremd geworden. Kameraden, die Zeit mahnt, das Weihnachtsfest, das wir in wenigen Tagen begehen. Gott klopft mit eiserner Faust an die Tore der Zeit. Höre! Gott ist nahe. Und zwar in Christus. In ihm ist der Sünden-Sund überbrückt. Er ist der Herzenskenner und-künder. Wir brauchen ihn gerade in einer Zeit, in der der Existenzkampf allumfassend geworden ist und die berechtigten Regungen des Individuums unterdrückt werden. Christo ist kein Herz zu gering, kein Kummer zu klein. Kameraden, Gott ist nahe. Denkt an das Märchen, das da anfängt: Als der liebe Gott noch auf Erden ging... Gott geht auf Erden in Christus. In ihm finden wir die Gotteskindschaft und die Ruhe des Herzens, nach der wir uns sehnen. Und so möge als Gebet das alte Adventslied emporsteigen: ‚Macht hoch die Tür, die Tor macht weit‘..

Das Gebet ist verhallt, der Segen wird gesprochen. Dann gehen die Männer auseinander. Nach kurzen Wünschen fährt auch der Divisionspfarrer wieder ab. Damit wäre die ganze Andacht eigentlich beendet. Für mich – und sicher auch für viele andere ist sie es noch nicht. Ich sehe da einen grossen Kreis vor mir, der sich immer mehr schliesst. Ich denke zurück, Jahre, Monate, Tage und die letzten Minuten. Der Architekt aus unserer Strasse im Konzentrationslager, Romminger, Heimatstimmung, Seydlitz, Toni, Franz und jetzt der

Pfarrer, das ist ein Kreis. Und das sind Vertreter aller Schichten unseres Volkes, bei uns und zu Hause. Und alle haben etwas auszusetzen an den Zuständen. Laut wird geschimpft und gepredigt, wiederholt wird gefunkt, da wird geflüstert und gemurrt. Es gibt kaum einen, der mit allem zufrieden wäre. Ich kenne ihn jedenfalls nicht. Aber warum lassen wir uns dann diesen Zwang gefallen? So zu leben, wie wir nicht wollen? Warum führen wir gehorsam und dienstefrig alle Befehle aus, die man uns gibt? Ist es der Ausnahmezustand des Krieges, der uns dazu zwingt?

Nach langen Verhandlungen mit dem Ia – «Das geht nicht.» – «Was tun Sie, wenn in der Zwischenzeit etwas passiert?»-»Weihnachten können wir zu Hause feiern, wenn der ganze Schwindel vorbei ist.» – «Ihr Platz ist beim Bataillon und nicht hinten.» – nach diesem Wortschwall, den ich über mich ergehen lassen muss, gelingt es mir schliesslich doch, die Genehmigung zum Besuch unserer Verwundeten zu erhalten. «Also in Gottes Namen, wenn Sie durchaus wollen, dann fahren Sie schon. Fiedler übernimmt so lange die Verantwortung.» Schnell wird aufgetankt, es sind die letzten Tropfen Benzin. Wenn mir nichts mehr zugewiesen wird – und damit ist gar nicht zu rechnen –, wenn Glock nicht «zufällig etwas findet» oder wenn ich keinen Tauschhandel Minen gegen Treibstoff machen kann, dann hört die Fahrerei bald auf, dann muss ich jeden Weg zu Fuss zurücklegen. Aber für heute reicht es noch. Gleich nach dem Essen fahre ich mit dem Doktor los. Unsere Manteltaschen haben wir rechts und links mit einigen Tafeln Schokolade vollgepfropft, mit ein paar Rollen Drops, Zigaretten und Feldpostbriefen aus den letzten Tagen – zwanzig sind es für rund hundert Mann, die noch verwundet im Kessel liegen müssen. Durch die Abgänge der letzten Tage sind von der Schokolade, die als Sonderzuweisung für Nahkämpfer ausgegeben wird, regelmässig einige Portionen übriggeblieben, da die Lieferung immer nach der Gefechtsstärke von gestern erfolgt. Diese kleinen Dinge habe ich für die heutige Fahrt zurückgelegt. Sie sind Kostbarkeiten und mehr wert als ganze Bonbonnieren zu Hause.

Der Hauptverbandplatz ist unser erstes Ziel. Er liegt auf halbem Wege nach Rasgul j a jewka. Vier Fachwerkhäuser sind es, eine frühere Schule mit Nebengebäuden, hoch gelegen und weithin sichtbar. Wir können nicht bis zum Eingang fahren und müssen schon fünfzig Meter davor aussteigen. Sanka steht hinter Sanka, Lkw, Pkw und Pan jef uhrwerke dazwischen, Verwundete werden eingeliefert, Kranke und Soldaten mit Erfrierungen. Die einen humpeln noch selbst durch die Tür, andere werden gestützt, aber die Masse wird auf Tragen transportiert. Eine nach der anderen wird in die Aufnahme geschleppt, eine lange Reihe, die nicht abreißen will. Alte und Junge liegen darauf, Offiziere und Soldaten, Schwer- und Leichtverwundete. Viele sind schon auf der Fahrt gestorben. Rechts von dem grossen Bau erstreckt sich ein Schneewall, zweieinhalb Meter hoch und etwa dreissig Meter lang. Ein schmaler Durchgang ist freigelassen, und durch ihn schleppen Sanitäter Tote. Mit leeren Bahren kommen sie zurück, um die nächsten zu holen. Der Boden ist hart, die Spaten sind stumpf, Arbeitskräfte fehlen, und die wenigen, über die man verfügt, sind schlapp. Da hat man sich's einfacher gemacht. Der Schnee ist zusammengeschaufelt, Wälle sind aufgeschüttet worden. Ein nach allen Seiten abgeschlossenes Geviert ist so entstanden. Da liegen sie, steifgefroren, lang ausgestreckt oder zusammengekrümmt, ohne Bein, ohne Arm, mit Kopfverbänden, mit geschlossenen Augen, andere ins Leere starrend, mit verkrampften Fäusten und verzerrten Gesichtern, die gelben Zähne in dem offenstehenden Mund fest aufeinandergepresst. In einem gleichen sie sich alle. Die Wangen sind eingefallen, der Hunger hat ihnen die Fülle genommen. Der letzte Seufzer ist kaum ausgestossen, und schon packen drin in dem Haus vier Hände zu und zerren den Toten von seinem Lager, um Platz für neue Kameraden zu schaffen. Draussen warten sie schon. Hier in der Stille wird der Tote abgesetzt, zu den übrigen gelegt, die gehorsam in Reih und Glied liegen, zwei Schippen Schnee darüber, und dann kann der nächste kommen. Ein Mahnmal wächst hier zum Himmel, ein Mahnmal menschlichen Elends und Leids, ein Mahnmal der Erlösung von Grauen, Zwang und Verfolgung. Noch ist es durch den Schneewall

den Blicken entzogen, aber es wächst von Stunde zu Stunde, unaufhaltsam. Die heute hier stehen, liegen vielleicht schon morgen als nächste Schicht auf den andern, und der Tag wird kommen, wo es jeder sieht, der hier vorbeifährt, diesen Berg zusammengefrorener Leichen. Und diese Denk- und Warnmale wachsen an verschiedenen Stellen, an sehr vielen Stellen, überall da, wo die Fahne mit dem roten Kreuz weht. Sie, die dazu bestimmt ist, Wegweiser zu sein für Hilfe und Lebenserhaltung, ist hier ein Zeichen der Ohnmacht.

Doktor Blankmeister, der Chef der Sanitätskompanie, steht am Eingang und nimmt den Vorbeimarsch der Todgeweihten ab.

Fahl und halb geistesabwesend gibt er mir die Hand. Man sieht ihm die anstrengende Arbeit an. Er klagt mir sein Leid. Sind anfangs noch die Verwundeten abtransportiert worden, ins Feldlazarett oder mit einem Transportflugzeug gar in die Heimat, so hat dieses Abfließen jetzt ganz aufgehört. Die Räume sind doppelt und dreifach belegt. Der Gang, den wir betreten, gleicht einem Ameisenhaufen. Es wimmelt herum, Soldaten, Offiziere, Ärzte, Verwundete, Kranke, und auf dem Boden, im Halbdunkel und in zugiger Luft, liegen die Schwerverwundeten in schier endloser Reihe, ohne Zwischenraum von Trage zu Trage.

Ein Stöhnen und Jammern hängt in der verbrauchten Luft, ein Wimmern und Schluchzen, zwischendurch tobt einer, und weiter hinten, wo es ganz dunkel ist, schreien Soldaten vor Schmerz, schreien nach dem Arzt, brüllen, brüllen und fluchen. Hier betet einer zu Gott, dort brüllt einer: «Scheisse, elende Scheisse!»

Einer versucht es im Kommandoton, der nächste verlegt sich aufs Bitten und Betteln. Ganz vereinzelt liegt einer dazwischen und hat die Augen geschlossen, apathisch, völlig teilnahmslos, vielleicht bewusstlos. Und auch gestorben wird hier, beim Warten, beim Hoffen, während die Hilfe in weissen Mänteln vorbeihuscht. Dann fassen zwei Sanitäter zu und tragen den Toten hinaus, nach hinten in das schneeumschüttete Rechteck zu den andern. Ein Platz ist wieder frei. Die Tragen werden nachgerückt. Aber die Stimmen überschlagen sich weiter, in allen Stärken und in jeder Höhe, junge, mädchenhafte und

tiefe, volle Stimmen, Knabenstimmen und Bässe. In diesem Durcheinander von Rosenkranzgebeten und Gotteslästerungen, von Schreien nach Mutter und Frau und unflätigsten Redensarten glaubt man, in einem Irrenhaus zu sein. Wie dort von Zelle zu Zelle liegen hier Himmel und Hölle nebeneinander. Auf allen Gängen ist es so.

In einem länglichen, primitiven Raum ist dad aufgebaut, was man in geordneten Verhältnissen einen Operationsaal nennt.

Da stehen die Tische, zwei Klapptische mit brauner Gummiunterlage. Aus Lampen, die an einem Edison-Sammler hängen, fällt helles Licht. Auf einer Schulbank liegen Instrumente und Verbandmittel. Links in der Ecke sieht man in einem türlosen Schrank Medikamente, davor ein Waschbecken. An beiden Operationstischen wird Tag und Nacht gearbeitet. Drei Ärzte hantieren, blutbespritzt, ohne einen Blick für ihre Umgebung.

Ablösung gibt es hier nicht. Es wird geschnitten, gesägt und amputiert, bis man vor Erschöpfung umfällt. Im Monat gehen etwa fünfzehnhundert Mann durch diesen einen Raum, Da kann man sich vorstellen, welch übermenschliches Mass an Energie aufgebracht werden muss, um mit den vielen fertig zu werden. Ausserdem ist es ja nicht so, dass jeder Mann nur einen Durchschuss oder eine Verletzung hat, die mit einem einzigen Schnitt zu erledigen wäre. Die meisten sind im Nahkampf verwundet worden, und ihre Körper sind mit Handgranatensplittern übersät. Andere sind durch Fliegerbomben und Granaten so zerrissen, dass es ohne Amputation nicht abgeht. Mancher Fall verlangt von den Ärzten Stunden der Anspannung, Stunden der Aufopferung.

Der Nebenraum, auch ein früheres Klassenzimmer, ist mit Hungerkranken belegt. Erscheinungen treten hier auf, die bisher unbekannt waren, verschiedenartige Ödeme und Körpertemperaturen unter vierunddreissig Grad. Verhungerte werden jede Stunde hinausgetragen und in den Schnee gelegt. An Essen kann nur herzlich wenig geboten werden, meist heisses Wasser mit etwas Pferdefleisch. Und auch das nur einmal am Tage. Blankmeister m'uss selbst alle Einheiten und Verpflegungslager in der Nähe abgrasen, um etwas Essbares aufzutreiben zu können.

Und mancher Tag geht zur Neige, an dem das Ergebnis gleich Null ist. Brot kennt man hier kaum noch. Das reicht gerade für die im Graben und an den Sperren. Achthundert Kalorien sind es, die für diese Männer zur Verfügung stehen, eine Hungerration, die nur auf Wochen tragbar ist. Und trotzdem werden sie von den Verwundeten beneidet, die hier in diesem Elendsquartier dicht an dicht liegen.

Wir gehen durch alle Zimmer, von Lagerstatt zu Lagerstatt. Etwas weihnachtliches Grün ist an den Wänden befestigt. An mancher Pritsche sind Fotos aufgestellt, Hochzeitsbilder und Familienaufnahmen. Frauen und Kinder blicken auf den, der sich kaum rühren kann. Hindenburglichter flackern daneben. Und der Mann ist still, hat die Augen geschlossen, und der Friede steht auf seinem Gesicht. Andere haben sich die Decke über den Kopf gezogen, sie wollen nichts sehen und hören, sie flüchten vor der Wirklichkeit. Aber die lässt sie nicht los. Unter der Decke wimmert und schluchzt es, und Tränen, die keiner sieht, tropfen und rinnen, heute am Festtag der Liebe und Freude. Hinausschreien möchten sie ihren Schmerz in diese entmenschte Welt, in der es wie Hohn anmutet, wenn einer vom Frieden spricht. Mit wunden Herzen würgen sie hinunter, was sich auf die Lippen drängt. Sie wissen: Ihrem Nebenmann geht es genauso. Sie wissen: Helfen kann ihnen heute keiner. Kein Kamerad, kein Arzt, kein Gott. Der Pfarrer hat sich übrigens angemeldet. Er will gegen Abend kommen, um ihnen die Weihnachtsbotschaft zu bringen. Dankbar empfinden es die einen, man hört es aus ihren Worten heraus. Anderen ist es gleichgültig, ob einer kommt oder nicht. Und wieder andere zeigen offen ihre Ablehnung. Sie wollen in Ruhe gelassen werden, sie kennen die Worte im Voraus, die der Pfarrer sprechen wird, und sie wollen sie nicht hören. Sie wollen mit ihrem Schmerz und mit ihren Gedanken allein sein, unter ihrer Decke, mit geschlossenen Augen und tauben Ohren. Auch mancher von meinen Soldaten ist unter ihnen. In jeder Ecke taucht ein bekanntes Gesicht auf. Kurze Worte sind es, die ich spreche. Hände drücke ich, schweissige, kraftlose und grabeskalt. Nach der einen und anderen greift schon der Tod. Jeder

bekommt sein Geschenk. Manchem kann ich einen Brief geben, den Gruss der Heimat, die in Liebe an ihre Söhne denkt und um ihr Schicksal bangt. Fast aus der Hand gerissen werden mir die Feldpostsendungen, geöffnet und mit den Augen verschlungen. Männer kämpfen mit den Tränen. Und der unbekannte Soldat, der nebenan liegt, stöhnt vor Schmerzen. Er sieht nur die Schokolade, es ist etwas zu essen, er hat Hunger, und niemand kümmert sich um ihn.

Während ich mich mit einem Soldaten der dritten Kompanie unterhalte, laust sich sein Nebenmann. Er ist an nichts anderem interessiert. Bedächtig knackt er ein Tierchen, noch eins, ein drittes und viertes, ohne sich durch unsere Anwesenheit stören zu lassen. Am Kopfende hängt seine Feldbluse, Schulterstücke sind drauf. Ein Oberleutnant.

Ein Schuss fällt im Nebenraum. Da liegt unter den dreissig anderen ein Leutnant in seinem Blut, ein junges zwanzigjähriges Bürschchen. Kraftlos hängt seine rechte Hand aus dem Bett, die Pistole liegt auf dem Boden. «Ein Leichtverwundeter», erklärt uns Blankmeister, der ebenfalls herbeigeeilt ist. Nun ja, das mag sein. In dieser Stadt gibt es eben nicht nur Kugeln und Splitter, die Wunden reissen.

Hinter mir tobt einer. Ein verzogener Mund gibt Befehle im Kommandoton, schimpft und schreit. «Der Kerl soll anständig sterben, wie sich's gehört!» Das Monokel wackelt in dem kantigen Gesicht. Auf der Bettkante sitzt sein Bursche und streichelt ihm die linke Hand. Der rechte Arm fehlt, die Unterschenkel sind zertrümmert. Er schreit seine Qual in den Raum. «Bis morgen wird es mit ihm zu Ende sein», sagt Blankmeister.

Wir sind durch alle Räume gegangen. Ich kann es jetzt verstehen, dass Ärzte und Sanitätspersonal so abgespannt aussehen, müde, apathisch und bisweilen abgestumpft und gefühllos. Wer hier arbeitet, Tag und Nacht und Stunde für Stunde, der muss Nerven haben wie Drahtseile, und trotzdem wird er stumpf werden gegen Schmerz und Leid, taub gegen Jammer und Klage, blind gegen Wunden und Blut. Für ihn sind das hier keine Menschen mehr, es sind lediglich Fälle. Schwere Fälle, leichte Fälle, aber immer Fälle. Er stellt fest «Bauch-

schuss», «Lunge», «Zertrümmerung», gibt Anweisungen: «Amputieren», «Operieren», «Verbinden» und sagt bei manchem: «Hier machen wir nichts, der stirbt sowieso.» Da wird maschinenmässig registriert, maschinenmässig gearbeitet, maschinenmässig zum nächsten Fall übergegangen, und schliesslich ist der Arzt selbst zur Maschine geworden. Das kommt zwangsläufig.

Blankmeister erzählt mir beim Abschied, dass einige Männer meines Bataillons auf einem Verbandplatz jenseits des Tatarenwalls liegen. Er habe es zufällig durch einen anderen Arzt erfahren. Da ich heute möglichst alle sprechen will, die für mich erreichbar sind, machen wir uns auf den Weg dahin. Etwas Schokolade und ein paar Zigaretten haben wir übrigbehalten, so dass wir nicht mit leeren Händen kommen.

Es dauert keine Viertelstunde, da treffen wir an unserm Ziel ein. Hier sieht es schon äusserlich anders aus als bei Blankmeister. Nicht allein, dass das rote Kreuz fehlt – ausser einem kleinen Hinweisschild sowie einigen Trampelpfaden und Schneewällen ist überhaupt nichts zu sehen, was auf eine Art Lazarett schliessen lassen könnte. Der ganze Verbandplatz ist unterirdisch angelegt. Bunker liegt neben Bunker. Und davor hocken die kümmerlichen Gestalten, Gerippe mit schlaffer Haut.

Der Chef dieser Sanitätskompanie erzählt mir ebenfalls, dass er aus Platzmangel überhaupt keinen frisch Verwundeten mehr aufnehmen kann. Männer mit Erfrierungen werden schon seit einer Woche abgewiesen, da jede Heilsalbe fehlt. Auch hier werden die Toten in einem Schneekraal abgelegt. Wir sehen es, als wir dem jungen Stabsarzt in den Operationsraum folgen. Ein paar Kisten stehen nebeneinander, eine Wachstuchdecke ist darübergerbreitet. Ein Autoscheinwerfer wirft sein Licht auf einen stöhnenden Soldaten. An Instrumenten kann ich nur eine Eisensäge erkennen, die aus einem Fliegernotbesteck stammt. Zwei Chirurgen bemühen sich um den Verwundeten. Sie haben Kittel an, die an Fleischer erinnern, aber wochenlang getragen, grau, gelb und rotbraun gefleckt. Der eine nimmt eine Ampulle, anscheinend will er eine Einspritzung vornehmen. Aber die Flüssigkeit ist gefroren. Im Mund taut er sie auf. Obwohl in einem

Blechtrog Feuer brennt, ist es hier unten hundekalt. Nur dünne Bretterwände trennen den Raum von der gefrorenen Erde. Die Spritze ist gegeben. Die Operation beginnt. Der Stabsarzt macht mit einem kleinen Skalpell den Zirkelschnitt.

Ich habe nicht so viel Zeit, dass ich das Ende der Operation abwarten kann, und mache mich auf die Suche nach meinen Bataillonsangehörigen. Ich gehe von einem Bunker zum andern. Wie bei unserem Hauptverbandplatz sind sie notdürftig mit Kiefernzweigen geschmückt. Neugierige Gesichter empfangen uns überall. Und wo wir einen von meinen Soldaten treffen, da spricht Dankbarkeit aus den Zügen. Es ist doch eine Weihnachtsfreude, die ich verschenken kann. Für viele wird es die letzte sein, denn auch hier wird gestorben. Ärzte und Sanitätspersonal sind so überlastet, dass Tote oft erst nach Stunden bemerkt werden.

Auf unserem Rundgang kommen wir in einen Bunker, der anscheinend nur mit Leichtverletzten belegt ist. Während ein Teil im Bett liegt, gehen die anderen auf und ab, taumeln hin und her, stolpern und greifen in die Luft, aber wohl nur aus Hunger und allgemeiner Schwäche. Auf meinen Gruss erhalte ich keine Antwort, auch auf verschiedene Fragen bleiben die Männer stumm. Ein Sanitätsfeldweibel zieht uns plötzlich rückwärts heraus.

«Herr Hauptmann, das sind alles Leute mit Kopfschüssen. Den armen Teufeln kann keiner mehr helfen. Ein steriler Verband, das ist alles, was wir bei den augenblicklichen Verhältnissen für sie tun können. Das ist hier der Sterbebunker. Aber oft leben sie noch zwei bis drei Tage. Dann stehen sie unvermutet auf und geistern im Raum umher. Alles ohne Bewusstsein, ohne dass sie anzusprechen sind.»

Zum Schluss will ich dem Stabsarzt noch meine besten Wünsche zur Weihnacht sagen und ihm meine Männer besonders ans Herz legen. Ein Blinder steht mitten in seinem Bunker, er soll verbunden werden. Die Kameraden, die ihn gebracht haben, sind heimlich und leise verschwunden. Wie ein Findelkind wirkt der Unglückliche, suchend, tastend und hilflos. Obendrein stellt sich heraus, dass sie ihm alles ge-

stohlen haben, was er hatte. Vor Verzweiflung jammert er und weint. Weint über die Treue und Kameradschaft, an die er geglaubt hat, über sein Schicksal und die Welt. Es lohnt sich nicht, überhaupt gelebt zu haben. Diese Erkenntnis gerade heute, am Weihnachtsabend, ist bitter.

Auf der Rückfahrt gehen mir die letzten Stunden durch den Kopf: Unsere Verwundeten können wir abschreiben, nicht nur unser Bataillon, sondern die ganze Armee. Wenn wir Ersatz in grösserem Massstab haben wollten, dann könnten das nur Genesene aus unseren Lazaretten sein. Das ist vorbei. Was ist aber mit einem Kessel los, in dem man sozusagen den Ast wegschneidet, auf dem man sitzt? Wenn wir die Verwundeten abschreiben, sind wir selbst abgeschrieen.

In meinem Bunker erwarten mich mehrere Überraschungen. Zwei junge Offiziere melden sich als zu mir versetzt. Leutnant Tusch und Leutnant Hürtgen. Beide sind Einflieger. So nennt man jetzt alle Soldaten, die in den Kessel eingeflogen werden. Sie sind erst gestern, von der Führereserve Don kommend, in Pitomnik eingetroffen. Sie berichten von dem Durcheinander in der Gegend Millerowo und Woronesh, sind aber bester Hoffnung. Hoth verfüge nach allem, was ihnen bekannt sei, über genügend Kräfte, um bis zu uns durchstossen zu können. Es könne sich nur noch um Tage handeln. Sie wollen beide die «kleinen Unbequemlichkeiten» gern in Kauf nehmen in dieser Gewissheit und in dem stolzen Bewusstsein, mit dabeizusein. Tusch ist vor einer Woche noch in Berlin gewesen und kann das Neueste von der Heimat berichten. Die weiss noch nichts von der Katastrophe, die sich hier anbahnt. Die Winteroffensive der Roten Armee ist bekannt. Ja, darüber spricht man wohl, geringschätzig natürlich, aber von ihrem Ausmass, von den Ereignissen am Don, von unserer Einkesselung hat man keine Ahnung. Auch Tusch und Hürtgen sind erst in Rostow genauer über die Lage orientiert worden. Vom Kessel haben sie allerdings Vorstellungen, wie sie eben nur einer haben kann, der noch keinen Blick hineingeworfen hat. Nach ihrer Meinung ist unsere Abwehrfront stabil, der Munitionsbestand gross und die

Verpflegung ausreichend, wohl etwas knapp, das mag sein, aber im Grossen und Ganzen doch ausreichend. Der lange Hürtgen spricht in diesem Zusammenhang den klaren Satz: «Pferdefleisch werde ich nie essen.»

Ich überlasse die beiden Berger zur näheren Aufklärung, der wird ihnen den Star stechen, und wende mich der nächsten Weihnachtsüberraschung zu. Ein älterer Oberleutnant, klein, mollig, rote Nase, von einem Baubataillon, das bisher im Nordriegel gearbeitet hat, stellt sich vor. Lüneburg oder so ähnlich, ich verstehe den Namen nicht. Er kommt im Auftrag seines Kommandeurs und meldet mir, dass alle drei Kompanien morgen am Blumentopf eintreffen und zu meiner Verfügung stehen. Er bittet um Quartieranweisung. Meine Truppe wächst sich ja langsam zu einer kleinen Division aus. Die Reste meines Bataillons, die Bäckereikompanie, der Schlächtereizug, die beiden Rumänenkompanien und jetzt die drei Baueinheiten, wenn das so weitergeht, dann reichen die Schluchten in der Nähe bald nicht mehr aus, die vielen Männer in ihren kleinen Bunkern zu fassen. Diesmal geht es noch. Das Baubataillon wird im Anschluss an die Rumänen untergebracht. Emig macht sich fertig, er wird dem Oberleutnant die Quartiere zeigen.

In meinem kleinen Raum erwartet mich die dritte Überraschung. Der Tisch ist grün geschmückt. In der Mitte liegen mehrere Reihen Malzbonbons. Daneben eine Glückwunschadresse, von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften unterschrieben. Weihnachten ist es, in grösster Not stecken wir, jeder hat mit sich selbst zu tun, ist von früh bis abends beschäftigt und meistens noch die halbe Nacht dazu, jeder hat diese seelische Beklemmung, und doch, daran haben sie gedacht. Das haben sie sich nicht nehmen lassen. Ich freue mich in diesem Augenblick mehr, als wenn ich im Frieden ein Weltreisebillett geschenkt bekommen hätte.

Berger erzählt mir, wie sie zu den Malzbonbons gekommen sind. Neben Halle 7, im freien Gelände nur notdürftig überdacht, steht ein Bottich, der mit einer sirupartigen Schmiermasse gefüllt ist. Obwohl dieser Punkt vom Gegner eingesehen werden kann und MG-Garben regelmässig in diesen Geländeteil prasseln, sind die Soldaten immer

wieder mit Kanistern hingelaufen und haben das schwarze Zeug abgefüllt. Ausfälle hat es gegeben, bei der Infanterie allein bisher drei Tote, bei uns nur einen Beinschuss. Dann hat man hinten im Bunker versucht, etwas daraus zu machen. Mit doppelter Menge Wasser gekocht, abgekühlt, den Ölfilm und das Wasser abgegossen, das Ganze noch einmal, den Rest auf ein Blech gegossen, gebrannt und viereckig geschnitten. Das Produkt dieser Arbeit sind die Malzbonbons. Ich versuche einen. Etwas Ölgeschmack ist noch da, aber süß sind sie und vor allem eine Bereicherung der Kost.

Zur Feier des Tages gibt es heute doppelte Portionen. Jeder Mann des Bataillons erhält zwei grosse Buletten und das Kochgeschirr voll Suppe. Es ist das einzige, was wir bieten können. Abend wird es, Weihnachtsabend. Einer nach dem anderen findet sich bei mir ein, von jeder alten Kompanie ein Offizier, aus Pitomnik die Beamten. Wir sitzen gemeinsam an dem kleinen Tisch. Das Bäumchen, brennende Kerzen, Weihnachtslieder aus dem Rundfunkapparat und das Grün, das alles zusammen lässt eine Art Feierstimmung aufkommen. Die Unterhaltung will aber nicht recht in Gang kommen. Wohl werden Erinnerungen ausgetauscht, von den Kriegsweihnachten an der Saar, an der Marne und am Donez gesprochen, wohl wird an die Feiern im engsten Familienkreis erinnert, damals vor vier Jahren und noch früher, im Frieden, aber immer wieder stockt der Redefluss. Man schaut in das Kerzenlicht, man atmet den Kieferngeruch. Man lehnt sich zurück in das Halbdunkel der Wände, in den Schatten des Nebenmannes und schickt die Gedanken spazieren. Sie sind daheim. Es ist jetzt zwanzig Uhr. Da sitzen die Angehörigen zusammen und blicken ins Licht wie wir. Mein Bild wird von Hand zu Hand gehen, man wird an mich denken. Aber wie? Ob der alte Stolz noch da ist? Ob sie glauben, wir stehen siegreich am Wolgauer und schwingen die Fahne? Möglich ist das schon. Ich sehe immer noch die Freude meiner Mutter, als ich das erste Mal im Offiziersrock vor sie hintrat. Aber seitdem hat sich viel geändert, und wir befinden uns im vierten Kriegsjahr. Ob da nicht gerade heute am Weihnachtsabend die andere Note stärker hervortritt, die weiche, der begreifliche

Wunsch, das Fest des Friedens wirklich im Frieden zu begehen? Zusammen mit dem Jungen, auf den man alle Liebe gehäuft hat? Ich kann mir das vorstellen. Wie Mutter heute vielleicht vergeblich auf einen Brief von mir gewartet hat. Wie ihre Augen feucht werden. Dann wird sie bei meiner Frau Trost suchen. Und die wird ihr helfen, über diese Stunden hinwegzukommen. Sie wird stärker tun, als sie ist, ich kenne sie. Eigentlich haben sie heute in der Heimat keinen Grund, mit besonderer Traurigkeit an uns zu denken. Von einem Kessel weiss niemand etwas, das hat mir ja Tusch erst vorhin bestätigt. Noch viel weniger von den Zuständen, die hier herrschen, von Hunger, Müdigkeit, ständigem Nahkampf, Massengräbern und Leichen hinter Schneewällen. Das wird das deutsche Volk erst später erfahren, wenn alles vorbei ist. Aber auch ohne das Wissen um diese Dinge wird die Wehmut leise in manches Zimmer treten, in dem der Tannenbaum brennt, und mit der Hand auf uns weisen. Dann wird man sich Trost- worte sagen, und die Hoffnung wird wach werden auf ein Wiedersehen. Und dann sieht man noch einmal auf das Bild: Wir wollen nicht zweifeln. Es ist klar, der kommt zurück. Dem ist bis jetzt nichts passiert, der hat Glück, da brauchen wir keine Angst zu haben.

Aber er, der Hauptmann in Stalingrad, hat keine Zeit, seinen Gedanken länger nachzuhängen. Es ist einundzwanzig Uhr, und Goebbels hat eben mit seiner Weihnachtsansprache begonnen. Es wird noch stiller, als es ohnehin schon war.

Man merkt es dem Sprecher an, wie sehr er es bedauert, dass er der lauschenden Heimat keine Freudenbotschaft, nicht einmal die kleinste, verkünden kann. Er sagt es ganz offen: «Wenn es mir auch sonst nicht an Worten fehlt, heute bin ich darum verlegen.»

So begnügt er sich damit, seinen ganzen Wortschatz aufzubieten, um die Augen der Mütter und Frauen mit neuen Tränen zu füllen, die Seelen wachzurütteln, das Vertrauen in die Führung des Reiches zu stärken und alle zu beschwören, bloss nicht nachzudenken, denn «die Tapferkeit des Herzens ist im Krieg höher zu werten als der klügelnde Intellekt». Wie zum Hohn auf unsere Lage zitiert er schliesslich mit

salbungsvoller Stimme Hölderlin: «Und Siegesboten kommen: Die Schlacht ist unser! Lebe droben, o Vaterland. Und zähle nicht die Toten! Dir ist, Liebes, nicht einer zuviel gefallen.»

Mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge hören wir uns diese inhaltsarme Rede an. Goebbels, der es in den letzten Jahren immer verstanden hat, Fehlschläge auf dem Papier zu Erfolgen zu machen und die Enttäuschten mit schönen Worten zu beschwichtigen, hat uns heute nichts zu sagen. Ein einziger Satz erscheint aktuell: «Wir wissen, dass wir an einer Wende der Zeit stehen und dass es jetzt darauf ankommt, das zu begreifen und danach zu handeln, dass das Schicksal uns lange prüft, ob wir zur Führung berufen sind ..

Das ist zweifellos richtig, seit den letzten Augusttagen ist das Schicksal bei dieser Prüfung. Und seine Zwischenensuren liegen im Hauptquartier bereits vor. Sie wurden noch nicht bekanntgegeben. Auch Goebbels tut es heute nicht.

«Die Zeit, die ich zu euch sprechen wollte, ist vorbei.»

Jawohl, die ist vorbei, für uns auch. Vor mir steht der rumänische Hauptmann Popescu und meldet fassungslos weinend einen Vorfall. Sein Turnierpferd ist tot, dasselbe, für das immer ein Sonderstall gebaut wurde und bei dem der Bursche schlief. Vor einer halben Stunde hat er diesen Mann gefesselt auf der Streu gefunden, und daneben hat Mademoiselles Kopf gelegen, ein paar Schritte weiter die abgehackten Hufe. Ich kann ihm nicht helfen, zumal der Bursche keinen erkannt hat, sondern seine Aussage sich darauf beschränkt, es seien Deutsche gewesen.

Wir sind noch mitten im Gespräch, da werde ich an den Fernsprecher gerufen. Alarm! Einbruch bei Halle 2, alle Kräfte dorthin! Und dann rollt es ab wie sonst. Anmarsch der Einheiten, Aufklärung, Bereitstellung, Gegenstoss. Mit der letzten Munition kommen wir in die alten Löcher.

In den ersten Stunden des neuen Tages bin ich wieder in meinem Bunker. Die Infanterie ist in Stellung gegangen. Franz ist mit fünfzig Mann als Verstärkung vorn geblieben. Die andern sind auf dem Rückmarsch. Zwei Tote haben wir. Emig ist verwundet, aber nur leicht. Streifschuss am Arm. Das ist nun Weihnachten. Es ist nur gut,

dass es geklappt hat. Hoffentlich haben wir jetzt ein paar Tage Ruhe. Darum geht es uns doch, wenn wir angreifen, darum und um den Bunker, um das Dach über dem Kopf. Der niedrigste Kellergang ist ein wunderbarer Platz, wenn man die Wahl zwischen ihm und einem Schneeloch hat. Bei zwanzig bis dreissig Grad Kälte lohnt es sich schon, für solche Ziele zu schiessen und zu springen. Alles andere ist dann uninteressant.

Mir reicht es wieder einmal. Die andern sollen jetzt machen, was sie wollen. Ich setze mich jedenfalls heute nicht mehr mit ihnen zusammen. Die ewigen Fragen: «Weisst du noch ..und «Kannst du dich noch erinnern..mehr kommt doch nicht dabei heraus. Ich will mit mir allein Weihnachten feiern, allein sein mit meinen Gedanken.

Der russische Einbruch gibt mir am nächsten Morgen erneut zu denken. Es wäre doch besser, das Baubataillon näher an die vordere Linie heranzulegen, um für unvorhergesehene Zwischenfälle jederzeit eine Eingreifreserve zur Hand zu haben. Ich denke an die Gegend der Weissen Häuser, einige Keller müssten als Unterkunft noch aufzutreiben sein. Dort kann man sich einigermaßen ungesehen bewegen, und wer in diesem Raum griffe bereit liegt, ist in wenigen Minuten vorn in der ersten Linie, wenn er gebraucht wird. Ein paar hundert Meter sind es nur bis dahin.

Ich gehe selbst auf Quartiersuche, Berger begleitet mich. Wir grasen die ganze Gegend ab, laufen von Haus zu Haus, von Ruine zu Ruine, von Einstieg zu Einstieg. Treppauf und treppab geht es. Berger hat einen Meldeblock in der Hand und zeichnet jeden leeren Keller ein. Manche sind völlig verdreht, einige halb eingefallen, aber herzurichten sind sie alle. Wir können nicht lange suchen und wählen, ein ganzes Bataillon soll hier untergebracht werden, da braucht man jedes freie Loch. Wir zählen zusammen, es reicht immer noch nicht. Also dann noch das nächste Haus. Wieder geht es treppab. Die Tür wird geöffnet, da schlägt uns eine faulige Luft entgegen. Sollte der Keller belegt sein? Meine Taschenlampe funktioniert nicht. Berger steckt ein Streichholz an. Heiliger Himmel, das ist ja ein Riesenraum und

gedrängt voll Soldaten. So weit man sieht, nur Soldaten, Soldaten, Rumänen, Deutsche, noch einmal Deutsche, Kroaten und wieder Deutsche. Lang ausgestreckt liegen sie auf dem Boden, an den Wänden hocken sie, dicht gedrängt, fast übereinander. Keiner rührt sich. Sie sehen uns an, aber keiner macht den Mund auf, keiner reagiert auf uns. Noch ein Streichholz. Ich frage den ersten besten, einen Deutschen: «Zu welcher Einheit gehört ihr?»

Er gähnt mich an, blickt an uns vorbei und denkt gar nicht daran zu antworten. Noch ein Streichholz.

«Wollen Sie gefälligst antworten? Zu welcher Einheit gehören Sie?» Und da kommt die Antwort.

«Lass uns in Frieden, mach, dass du hier 'rauskommst. Wir haben keinen gerufen, und wir wollen auch keinen sehen.»

«Was fällt Ihnen ein? Vielleicht wollen Sie mir endlich auf meine Frage antworten!»

«Wenn du's durchaus wissen willst, wir haben die ganze Scheisse satt. Bis hierhin steht sie uns. Wir haben keine Lust, uns die Knochen kaputtschiessen zu lassen. Für nischt und wieder nischt. Lieber verrecken wir hier unten, aber in Ruhe. Jetzt weisst du Bescheid, und nun mach, dass du 'rauskommst!»

Ith tobe los, merke aber bald, dass ich gegen die Wand rede. Niemand macht sich etwas aus mir. Aber das ist doch Desertion, Fahnenflucht, Verrat an den andern, die draussen liegen. Berger zündet wohl schon das zwanzigste Streichholz an.

Ich will nur noch feststellen, wieviel ungefähr hier unten liegen, und gehe weiter in den Raum hinein. Berger hinter mir her. Wir treten auf Arme, stolpern über Beine, tasten mit Händen und Füßen. Ein Schimpfen und Fluchen hebt an, Worte wie «Schwein» und «Schinder» werden uns entgegengeschleudert. Es lärmt, als ob die ganze Meute über uns herfallen wollte. Dabei sind es nur wenige, die laut geworden sind. Die Masse sitzt und liegt teilnahmslos da und bewegt sich überhaupt nicht. Berger zündet wieder ein Streichholz an. Da kommt ihm einer von der Seite entgegen und pustet es aus. Stockdunkel ist es. Und schon steckt in jeder Tasche meines Mantels eine Hand. Eine fremde Hand.

Blitzschnell ist es gegangen. «Herr Hauptmann, helfen Sie mir, die reissen mir die Sachen vom Leib», schreit mein Adjutant hinter mir. Da geht es los, ohne Rücksicht auf das, was ich trete, was ich treffe. Ich schüttele mich, drehe mich, gebe Fusstritte, schlage nach hinten aus und boxe nach vorn. Ich bin schnell frei. Aber neben mir wird noch gekeucht. Auch da helfe ich. Ein paar Schläge in das Knäuel ringender Menschen mit den Fäusten von oben, mit den Stiefeln auf die Schienbeine, dann ist auch Berger frei.

Ganz hinten wird eine Kerze angezündet. Und jetzt sehen wir erst, wie gross dieser unterirdische Raum ist. Hier stecken mindestens hundert Mann drin. Am Ende, wo das Licht brennt, spielt sich eine furchtbare Szene ab. Ohne auf den Krach um uns zu achten, schlagen drei Soldaten auf einen vierten ein. Ein dicker Knüppel ist zu erkennen. Dann stürzen sich die drei auf den Zusammengebrochenen und ziehen ihn aus-. Alles wird ihm vom Körper gerissen, bis aufs Hemd. Beutegierige Augen glänzen in dem matten Schein bis zu uns. Für den Geschlagenen erhebt sich keine Hand. Die andern liegen weiter herum, als ob sie das alles nichts anginge. Eine einzige Apathie umgibt das Wimmern dahinten. Wir springen quer durch das Dunkel über Füsse, Arme, Leiber und Köpfe. Mit dem Knüppel werden wir empfangen. Bergers Brille geht entzwei, aber wir geben nicht nach, und nach zwei Minuten haben wir das Stück Holz. Und dann setzt es Hiebe. Ich schwinge den Prügel immer wieder. Mit dem Knüppel bahnen wir uns schliesslich den Weg. Es geht besser, als ich dachte, nur ein paar Arme wollen uns halten. Die Masse sitzt und liegt wie vorher auf dem Boden und rührt sich nicht.

Das ist ein lebendiges Grab. Das sind die Soldaten, die vor Jahr und Tag auszogen, die in Polen, in Norwegen, in Frankreich, auf dem Balkan und zu Anfang auch hier noch siegten. Sie glauben nicht mehr daran, dass wir herausgehauen werden, sie haben Schluss gemacht mit dem Leben, Männer zwischen zwanzig und vierzig, auf die zu Hause Familien warten. Ich hatte sie an ihre Kameraden erinnern wollen. Aber dann musste ich an den Verbandplatz denken, und da habe ich aufgehört zu brüllen. Hier wie dort liegen sie herum, hung-

rig, heruntergekommen und hoffnungslos. Hier wie dort sind sie abgeschrieben, nur dass die Registratur am Tatarenwall noch klappt. Sonst könnte dieser Keller durchaus eine Abteilung der Sanitätskompanie sein, kein Verbandplatz, auf dem Chirurgen und Internisten arbeiten, sondern die dazugehörige Station für Nervenranke. Und dieser Keller wird nicht der einzige sein, der solche Menschen beherbergt. Denn nicht nur unsere Division ist angeknackt, die ganze 6. Armee ist es. Wie wird das weitergehen? Und wer ist dafür verantwortlich? Die Führung? Ja, sicherlich, sie hat immer nur gefordert, befohlen, angetrieben, sie hat hungern lassen und dabei von Tagen gesprochen, sie hat verschwiegen, was sie wusste oder sich zumindest ausrechnen konnte. Und wir, die anderen Offiziere? Haben wir den Soldaten etwas von unseren Zweifeln gesagt?

«PARLAMENTÄRE SIND ABZUWEISEN!»

1943. Das neue Jahr hat begonnen, und die Hoffnung, der Glaube, bald aus der tödlichen Umklammerung befreit zu werden, ist am Ende. Die Aktion Hoth ist eine Episode mit tragischem Ausblick für unsere Zukunft geblieben. Kurz vor Weihnachten waren die Entsatztruppen mit ihren Angriffsspitzen bis auf etwa 40 Kilometer heran und hatten den Myschkowa-Abschnitt erreicht. Die Soldaten an der Südfront sahen über die baumlose Schneestepe hinweg in der Ferne die Stukas stürzen. In der Nacht war das Aufblitzen der Mündungsfeuer jenseits des russischen Korridors für ein scharfes Auge zu erkennen. Der Kommandeur, der den Auftrag hatte, der näherkommenden Armee mit motorisierten und Panzerverbänden entgegenzustossen, und der nur darauf wartete, dass der erreichte Bachabschnitt in breiter Front überschritten wurde, sass bereits in seinem Gefechtsstand an der Strasse Dîmitrijewka-Pitomnik über dem Angriffsbefehl-zwischen der 3. und der 29. motorisierten Division sollte der Stoss angesetzt werden –, da baute Hoth in der Frühe des 28. Dezember ab.

Am mittleren Don war die Front der 8. italienischen Armee durchbrochen worden. Um die Nordflanke der Heeresgruppe abzuschirmen, hatte Manstein daraufhin die Abgabe der 6. Panzerdivision an die 3. rumänische Armee verfügt. Durch diese Abzweigung entscheidend geschwächt, war Hoth dem Ansturm der operativen Reserve des Gegners nicht mehr gewachsen. So ging er unter schweren Verlusten an Menschen und Material kämpfend zurück, und die Rückwärtsbewegung ist bis jetzt noch nicht zum Stehen gekommen. Damit ist unser Schicksal besiegelt.

Gerüchte und Funksprüche können uns nicht mehr helfen, auch wenn Hitler am 1. Januar noch einmal beteuert hat, er werde uns nicht im Stich lassen. Mit bitterem Spott ziehen die Soldaten über die Sprüchemacher her. Von Manstein heisst es jetzt: Kann auch nicht entset-

zen, muss selbst entwetzen. Von Fiebig, dem Kommandierenden des VIII. Fliegerkorps, sagt die Luftwaffe: Fluchtrichtung beliebig, gezeichnet Fiebig. Es ist jedenfalls aus, das erkennt bis auf die unverbesserlichen Optimisten jeder. Nur wann es soweit sein wird, dass wir verhungern und mit leerem Magazin den Gnadenstoss bekommen, das steht nicht fest. Es ist also lediglich eine Frage der Zeit. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende, ist unser Wunsch. Ein Zeitgewinn ist für uns kein Gewinn.

Wir alle wissen, was wir hier im Kessel von der Zeit und von der Uhr zu halten haben. Zeit ist Qual. Sollen wir alle Stunden auf den Wecker sehen, um festzustellen: Wieder etwas näher am Tod? Das Tackern im Uhrgehäuse macht einen nervös. Langsam kriecht da die Zeit, lässt es Morgen werden, Mittag, Abend, Nacht und wieder Morgen – und wieder Morgen – und wieder Morgen. Es ist, als ob sie nicht schneller ginge, nur um uns zu martern, zu peinigen, zu zerfasern. Wenn wir Hunger haben und auf die blanken Zeiger sehen, dann geht sie langsam, und die Stunde, in der die Wassersuppe dampfend vor uns steht, will nicht näherkommen. Aber wenn es gilt, eine Bereitstellung zu beziehen, einen Gegenstoss zu führen, dann hetzt sie durch die Gegend, dann rast sie wie ein Sprinter auf der Aschenbahn, damit wir ja nicht fertig werden mit unseren Überlegungen, Befehlen und Aktionen. Damit uns Fehler unterlaufen und wir nachher sagen: Daran habe ich nicht gedacht. So ist sie, unberechenbar und grausam, schnell für die einen und gleichzeitig tödlich langsam für die, die warten. Der Mann, der die Uhr erfunden hat, war ein Sadist. Er tyrannisiert uns noch heute, indem er uns hier an der Wolga zwingt, hundertmal am Tage einen Blick auf das Zifferblatt zu werfen und festzustellen: Es ist noch nicht soweit, deine Stunde ist noch nicht gekommen. Du musst warten, wie lange, das sage ich dir nicht, aber warten musst du, warten und noch einmal warten.

Einmal, in der Silvesternacht, hat es so ausgesehen, als ob unser letztes Stündlein schlagen wollte. Ein Trommelfeuer aus tausend Rohren ist da zwei Stunden vor Mitternacht auf die 30 Kilometer lange Stadtfront niedergegangen. Kanonen, Haubitzen und Salvengeschütze, da-

zwischen Granatwerfer, haben geschossen, dass uns Hören und Sehen verging und wir alle an den längst erwarteten Generalangriff glaubten. Aber er kam nicht. Es ist anscheinend nichts anderes gewesen als das Einschiessen des neuen Jahres. Russische Lautsprecher hatten das Feuerwerk vorher an verschiedenen Stellen der Front angekündigt. Die Soldaten sollten in die Bunker gehen. Aber Feuerwerk? Ich danke schön. Wie soll es dann erst aussehen, wenn der Russe wirklich antritt?

Dieser Silvesterschreck ist uns anständig in die Knochen gefahren. Er hat uns wieder gezeigt, dass wir von einer Übermacht nicht nur an Menschen, sondern auch an Material umringt sind.

Ich erinnere mich in diesen Tagen eines Buches, das ich lange vor dem Krieg gelesen habe. Ein gewisser General von Dönnowitz, ein Theoretiker des Blitzkrieges, hatte es geschrieben. In der Abhandlung wurde der Nachweis erbracht, dass Deutschland nur kurze Feldzüge gewinnen kann. Die Franzosen hätten 1914 besiegt werden können, auch noch 1915 oder 1916. Im dritten und vierten Kriegsjahr aber, als ihnen die unerschöpflichen Kraftquellen der Engländer und Amerikaner zur Verfügung standen, wäre es zu spät gewesen. Und wenn ich mich richtig erinnere, schloss der Verfasser folgerichtig: «Kommt die Reihe an die Ermattungsstrategie, muss Deutschland früher zusammenbrechen als seine Gegner.»

Diese Worte scheinen auch für unseren Krieg Gültigkeit zu haben. Schon gegenüber England hat es die erste Panne gegeben, und hier im Osten ist es mit der Blitzkriegsstrategie endgültig aus. Wir sind bereits in das Stadium der Ermattung getreten. Und da geht es bei dem geringeren Rüstungspotential mit Deutschlands Kriegsglück zwangsläufig bergab. Wir sehen es bei uns in Stalingrad. Wenn uns tausend Rohre Tag und Nacht beschiessen, wenn so viel Munition zur Verfügung steht, dass eine Neujahrskanonade über die Wolga donnert, wenn zu einem einzigen Angriff auf Marinowka hundertdreißig Salvengeschütze auffahren, dann zeigt das eben eine Materialüberlegenheit, gegen die wir mehr oder weniger machtlos sind. Nach dem, was wir hier erleben, steht es fest: Unserer Methode

der Schwerpunktbildung, des Durchstossens, der Zangenbewegungen und des pausenlosen Weiterrollens ist in den Mauern dieser Stadt ein eisernes Halt geboten worden.

Neuerdings munkelt man – besonders die Einflieger – von Schnellfeuer- und Wunderwaffen, von überschweren Panzern, die den Krieg entscheiden sollen. Das neue Maschinengewehr ist das Einzige, was wir bisher davon zu sehen bekommen haben, bei der Infanterie ist jetzt eine beschränkte Anzahl verteilt worden. Es wird den Krieg nicht entscheiden, das kann man ruhig behaupten. Und was ist sonst an Neuerungen in waffen- und kampftechnischer Hinsicht herausgebracht worden? In den zwanzig Jahren zwischen den Kriegen ist viel und geheimnisvoll von umwälzenden Erfindungen geflüstert worden. Die einen haben von den Todesstrahlen, die anderen von elektrischen Spannungen gesprochen. In Wirklichkeit ist ausser der Fallschirmtruppe nichts grundlegend Neues gekommen. Bei den Waffen unseres Krieges handelt es sich nur um Weiterentwicklungen, Verbesserungen und Abarten bereits vorhandener Kampfmittel. Das wird sich in den wenigen Tagen, die wir noch vor uns haben, nicht mehr ändern. Goebbels erreicht mit seiner Stimmungsmache offensichtlich nicht mehr das, was er will. Das zeigt sich auch auf anderem Gebiet. Schau-rige Märchen wurden über die Russen erzählt und geschrieben. Das finsterste Mittelalter hat in diesen Berichten Auferstehung gefeiert mit Zuständen der Inquisition und des Dreissigjährigen Krieges, mit Grausamkeit, Blutrünstigkeit und brutaler Unterdrückung. Russland ist dadurch für viele ein Land lähmender Furcht geworden und der Russe zum Schreckgespenst, das in seinem Hass keine Gefangenen macht, sondern jeden unter den furchtbarsten Qualen zu Tode martert. Der Grund für diese Propaganda wird mir jetzt klar. Man hat damit erreichen wollen, dass niemand auf den Gedanken kam überzulaufen. Das ist weitgehend gelungen. Aber was für den Blitzkrieg zweckmässig war, das schlägt jetzt ins Gegenteil um. Greift der Russe an und erkennt der Soldat, dass der Gegner überlegen ist, dann steht die Front nicht mehr, dann schießt jeder nach hinten und setzt sich

rechtzeitig ab, um auf keinen Fall in Kriegsgefangenschaft zu geraten. Das geht so weit, dass Soldaten, die in unübersichtlichen Mauerresten stehen, vorzeitig Stellungen preisgeben, die später unter neuen Blutopfern wieder zurückgeholt werden müssen. Trotz des Fehlens von ausgebildeten Kämpfern ist man dadurch gezwungen, Punkte nie mit einem Mann allein zu besetzen. Der deutsche Soldat braucht Tuchfühlung. So ist der ganze Russenschreck ein Fehlschlag geworden, weil man nicht mit der Möglichkeit gerechnet hatte, der Russe könnte sich fangen oder gar zum Gegenangriff übergehen.

Auch die Generalität fällt auseinander wie alles, was in diesem Hexenkessel steckt.

Da steht Paulus mit seiner These, die erste Pflicht des Soldaten sei der Gehorsam. Wenn man die Wehrmachtberichte gehört hat, kann man sich vorstellen, was in seinem Kopf vorgegangen ist. Rechts und links von seiner Armee war die Front durchbrochen. Nicht nur wir hatten uns des russischen Angriffs zu erwehren, tief in der Ukraine tobte eine gewaltige Winterschlacht. Die sowjetischen Panzerspitzen rückten täglich weiter nach Westen und nach Süden vor, so dass die ganze Kaukasusarmee bedroht war. In dieser Situation glaubte Paulus vielleicht, mit dem Stehenbleiben an der Wolga eine grössere Anzahl russischer Divisionen zu binden und dadurch den Druck zwischen Don und Donez zu mindern.. Wahrscheinlich waren das die Beweggründe seines Handelns. Aber wo es um unser Leben geht, können wir weit hergeholt strategische Schlussfolgerungen nicht anerkennen, selbst wenn sie richtig sein sollten. Paulus ist in erster Linie Oberbefehlshaber der 6. Armee. Für uns ist er verantwortlich und nicht für andere Frontabschnitte.

Da steht Seydlitz-Kurzbach, der Kommandierende des LI. Korps, der bereits am 24. November für den sofortigen Ausbruch der Armee plädiert Katte, der eine Denkschrift an die Heeresgruppe verfasst hat, der auch später und selbst jetzt noch vom Armeeführer den Entschluss zur Durchbruchsschlacht nach Südwesten fordert. Gegen den Befehl Hitlers, nur dem deutschen Volk verantwortlich. Wieweit eine solche Entscheidung das Signal zum allgemeinen Ungehorsam gegen Hitler werden soll, bleibt das Geheimnis dieses Generals und wird auch in

Zukunft nicht geklärt werden können. Und Seydlitz steht nicht allein. Eine ganze Reihe von Generalen schliesst sich seinen Gedankengängen an.

Und da stehen die übrigen, die das Denken den anderen überlassen. Befehl ist für sie Befehl. Führer befiehlt, wir folgen. Der Mann ist für sie eine einmalige Erscheinung: Mit dem einfachen Mittel der Gewalt, mit dem Recht des Stärkeren reißt er eine Welt ein und baut eine neue auf. Die wird deutsch sein, und wir als seine treuen Paladine werden uns im Licht des Ruhmes sonnen. Wir haben schliesslich die Schlachten gewonnen, wir sind dafür auf der Stufenleiter gestiegen, noch und noch, Generale sind wir geworden, deutsche Generale, im Frieden hätte es kaum zum Wehrbezirkskommandeur gereicht. Da müssen wir dankbar sein. Sein Dank wird folgen. Nur weiterkämpfen müssen wir, er befiehlt es, er muss wissen, warum. Meine Herren, überlegen Sie doch in aller Ruhe: Wenn wirklich einer aufbegehrt gegen Befehle, die ihm sinnlos erscheinen, was ist die Folge? Er verschwindet, für ihn ist bestimmt ein Platz im Flugzeug vorhanden. Und dann? Kriegsgericht, Festung, vielleicht noch mehr. Sie kennen die starke Hand dort hinten. Wenn wir uns nicht selbst zugrunde richten wollen, gibt es nur einen Weg: gehorchen, gehorchen, immer wieder gehorchen.

Eine Parade von Händen legt sich gehorsam an die Mütze mit der Goldkordel, ein Chor von Stimmen sagt «Jawohl», und eine Serie von deutschen Generalen geht sporenklirrend an die Arbeit.

Am 7. Januar werde ich in aller Herrgottsfrühe an den Apparat gerufen. Der Ia ist am andern Ende der Leitung.

«Kommen Sie bitte sofort zu mir, die übrigen Kommandeure sind bereits unterwegs.»

Betretene Gesichter sind es, die mich in Rasguljajewka empfangen. Oberst Eichler ist da, Major Schuchardt, Artillerie-, Aufklärungs-, Panzerjäger- und Nachrichtenkommandeur. Ich bin der siebente. Ein Regiment besteht nicht mehr. Es ist aufgeteilt, und Oberstleutnant Wolf ist krank in die Heimat transportiert worden. Nach mir kommen

noch Ib und Nachschubführer, dann sind wir vollzählig. Der Ia holt den General.

Schwerin ist ernst und sieht krank aus. Er nickt uns kurz zu und nimmt ohne weitere Umstände an der Stirnseite des Tisches Platz.

«Meine Herren, der Anlass dieser Kommandeurbesprechung ist ein trauriger. Unsere Infanteriedivision wird aufgelöst. Und zwar sofort. Wenn wir nachher auseinandergehen, muss jede Kleinigkeit geklärt sein, da ich heute noch zum OB befohlen bin und bereits morgen auf höheren Befehl ausfliegen muss. Wie schwer mir das fällt, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen.»

Das sitzt! Eine Bombe hätte nicht plötzlicher einschlagen können. Aufgelöst also, aufgelöst und in alle Winde zerstreut wird die Division, mit der wir in ganz Europa gekämpft haben, aufgelöst, weit von den Garnisonen entfernt. Durch ein Wort, durch einen Federstrich wird ein Band zerrissen, das uns bisher zusammenhielt. In jeder Einheit gibt es auch heute noch Männer, die seit den ersten Kriegstagen mit uns marschieren, nur wenige sind es noch, aber deswegen hängt man umso fester an ihnen. Und die soll man jetzt hergeben. Zweieinhalb Jahre war ich in meinem Bataillon Kompaniechef, ein Dreivierteljahr Kommandeur. Ich kenne nicht nur ihre Namen, ich kenne sie selbst. Ich bin der sechste Kommandeur des Bataillons und auch sein letzter. Das ist bitter. Das ist doppelt bitter, wenn ich daran denke, dass gerade unter meinem Kommando die grössten Verluste zu beklagen waren. Am Don und hier in Stalingrad. Eine zweistellige Zahl ist von siebenhundertdreissig Mann übriggeblieben. Zerbröckelt ist mir diese Kraft unter der Hand. Und jetzt ist es ganz aus. Kommandeur nenne ich mich, Major bin ich eben noch geworden und bin doch ein ganz, ganz kleines Körnchen. Darüber täuscht keine Auszeichnung hinweg. Es ist nicht der Federstrich unter dem Befehl, der uns auflöst. Er geht nur von dem aus, was Monate in Stalingrad zuwege gebracht haben: Auch ohne Befehl gab es schon keine Division mehr.

Der General spricht. Ein Regiment bleibt bestehen, es tritt zur 305. Division. In ihm werden die Reste unserer Einheiten gesammelt, Gre-

nadiere, Pioniere, Aufklärer und Nachrichten- leute. Das Artillerieregiment und die Nachschubkolonnen treten geschlossen zur Nachbardivision. Die Panzerjägerabteilung ist am übelsten dran. Sie löst sich völlig auf, fast geschützweise wird sie zerrissen. Die Offiziere und Mannschaften des Divisionsstabes fliegen mit dem General an der Spitze aus. Der Kommandeur der Nachrichtenabteilung ist mit von der Partie. Bis auf die Einheiten, die geschlossen bestehenbleiben, treten alle Offiziere zum Regiment Eichler und werden ohne Rücksicht auf ihre Spezialausbildung dem Bedarf entsprechend eingegliedert.

«Und für Sie», wendet sich der General an mich, «habe ich eine Sonderüberraschung. Sie sind von Paulus zum Kommandeur des Panzerpionierbataillons bei der sechzehnten Panzerdivision ernannt worden. Ihr Vorgänger ist gefallen. Wickeln Sie erst in Ruhe ab, und dann melden Sie sich beim Oberbefehlshaber. In vierzehn Tagen etwa, denke ich.»

Ich bleibe also im Kessel. Schön, damit habe ich gerechnet. Aber ein wildfremder Truppenteil wird mir in die Hand gedrückt. Wie stark er noch ist, wird mir niemand sagen können. Bei den augenblicklichen Zuständen zu völlig unbekanntem Pionieren versetzt, zu einem vollmotorisierten Bataillon, wo weit und breit kein Tropfen Sprit mehr aufzutreiben ist, meine alten Kameraden, die ich dort gebrauchen könnte, nummernmässig auf Grenadierkompanien aufgeteilt – das ist eine Lösung, die mir ganz und gar nicht passt.

«Und heute Abend bitte ich Sie alle zu einer kleinen Abschiedsfeier.» Nach Rücksprache mit Eichler bestimme ich, zum Blumentopf zurückgekehrt, Folgendes: Fiedler wird Kompaniechef bei der Infanterie, und Franz bekommt den Regimentspionierzug – den Rest meines Bataillons. Rembold, Tusch und Hürtgen treten als Zugführer zu Eichler, ebenfalls Aderjahn und von der Heydt, während der Doktor eine sogenannte Versorgungskompanie übernimmt, die aus etwa zweihundert Leichtverwundeten besteht. Berger bleibt bei mir. Ihn sowie Glock, Lenz, Toni und Beissmann will ich später zu meinem

neuen Bataillon mitnehmen. Das habe ich durchsetzen können. Lange Gesichter gibt es, das war nicht anders zu erwarten. Besonders Paul, der neugebackene Hauptmann, und die beiden anderen, Franz und Rembold, die eben Oberleutnant und Leutnant geworden sind, können sich nur schwer mit dem Gedanken abfinden, dass unser Bataillon aufgehört hat zu existieren. Und selbst Hürtgen, der sich schnell akklimatisiert hat, kann seine Enttäuschung nicht verbergen. «Das ist wirklich bedauerlich», sagt er, «nun sehen wir uns erst in Koblenz, im Himmel oder in Sibirien wieder.»

Nach einigen Stunden im Generalsbunker, wo alte Erinnerungen ausgetauscht werden, ein guter Wunsch den anderen jagt und Schwerin immer wieder beteuert, er bliebe viel lieber bei uns im Kessel – was ihm doch keiner glaubt –, nach einem rührenden Abschiednehmen, bei dem es der General sogar zu feuchten Augen bringt, und nach einer schlaflosen Nacht, in der ich

dem Stück Heimat nachtrauere, meinem Bataillon, das ich jetzt verliere, fahre ich am nächsten Morgen nach Pitomnik, um den dortigen Trossteilen die neuen Befehle selbst zu überbringen.

Ausserdem will ich an Ort und Stelle festlegen, was mit dem Gerät zu geschehen hat. Als ich die Eisenbahnlinie in Gumrak hinter mir habe, sehe ich, wie gerade eine lange Autokolonne die letzten Häuser des Dorfes ebenfalls in Richtung Pitomnik verlässt. Ich erkenne das Lothringerkreuz an den Wagen, unser Divisionszeichen. Der vorderste Pkw führt den schwarz-weiss-roten Stander, da besteht kein Zweifel, hier geht der Divisionsstab auf grosse Fahrt. Ich hänge mich an, um zu sehen, wer und was auf dem Weg durch die Luft mitgenommen werden soll.

Auf dem Flugplatz geht es rasend schnell. Die Kolonne fährt vor, es wird ausgestiegen, die Flugzeuge stehen bereit. Unbefugte werden durch eine Postenkette ferngehalten. Während sich über uns Luftkämpfe abspielen und eine Messerschmitt durch geschicktes Kurbeln versucht, über zwei russische Jäger zu steigen, öffnen sich die Kabinentüren, und schon sitzen die ersten Offiziere in den grauweissen Maschinen. Die Mannschaften können das Tempo nicht halten. Mit Kisten, Koffern und Wäschebeuteln bepackt, hasten sie hinterher. Zwei Motorräder werden durch den Schnee geschoben. Während

mühsam verladen wird, Stück für Stück – und das ist nicht einfach, denn die Kräder haben ein anständiges Gewicht –, spreche ich noch kurz mit einem Schreiber, dem die Freude über die unverhoffte Rettung aus den Augen leuchtet. Er ist so aufgeschlossen, dass er auf alle Fragen bereitwillig Auskunft gibt. Ja, die Kräder gehen mit. Der General will auf dem Landeplatz – man spricht von Nowotscherkassk – sofort beweglich sein, behelfsmässig, versteht sich, Wagen gehen leider nicht in solch ein kleines Flugzeug hinein. Aufgetankt sind beide bis oben hin. Auch das ist richtig. Was brauchen wir noch Benzin, wir sind abgeschrieben, Hauptsache, der Herr mit dem alten Soldatennamen hat ein Fahrzeug, und wenn es noch so klein ist. Gerade das macht einen guten Eindruck: General auf Krad, richtig feldmässig, da sieht man gleich, wo er herkommt, dass er im Pulverdampf ergraut ist. Das riecht förmlich nach Stalingrader Heldentum. Zwei Kriegsgefangene fliegen auch mit. Das muss sein, so unverständlich es im ersten Moment erscheint. Zwei Motorenschlosser sind nötig, das kann niemand bestreiten. Hals über Kopf ist die ganze Abreise auch gekommen, wo soll man da die Zeit hernehmen, etwa aus dem Pionierbataillon zwei Mann auszusuchen und sie mitzunehmen? Auf die zwei kommt es doch nicht an. Die beiden Pfarrer sehe ich nicht. Dem einen wollte ich einen Brief mitgeben. Ein paar Zeilen, die ich eben in aller Eile auf einen Zettel gekritzelt habe. Pfarrer, Pfarrer? Der Schreiber besinnt sich, das stimmt, die bleiben hier. Sie sind doch schon über siebzig Mann, der Platz in den Flugzeugen reicht kaum für das Nötigste. Das hat dem General besonders leid getan, der ist doch so für die Kirche. Hin und her muss er überlegt haben, Pfarrer, Kräder, Motorenschlosser, was ist wichtiger? Hier entscheidet nun einmal der Krieg und das, was man für ihn braucht. Ohne Pfarrer kann man auskommen. Das muss jeder einsehen, sogar die Seelsorger, wenn es auch schwerfällt. Was in den Kisten drin ist? Nun, die Verpflegung. Sie müssen ja dafür sorgen. Der Flug dauert zwei Stunden, da kommt man notfalls ohne Essen aus. Aber niemand weiss, wie es hinten aussieht, was man antrifft. Da muss man auf Nummer Sicher gehen. Gestern sind für jeden Mann noch zehn Büchsen Konserven ausgegeben wor-

den und auch Brot, da haben sie sich endlich mal wieder den Magen vollschlagen können. Der Rest geht natürlich mit. Was hätten sie sonst mit dem Zeug machen sollen? Etwa der Truppe geben? Oder den Verwundeten? Das lohnt doch nicht, das hätte doch vorn und hinten nicht gereicht, und viele hätten sich wieder benachteiligt gefühlt. Nein, der Divisionsstab ist schon in Ordnung, der sorgt für seine Leute. Das stimmt. Jeder sorgt da für sich, und eine Hand wäscht die andere. Der Beamte von der Intendantur sorgt für gutes Essen und dafür, dass die Hunderterkisten mit Zigarren für den General reserviert bleiben, dafür fliegt er aus. Der Abteilungsleiter Dienstefrig macht alles selbst und belästigt den General möglichst wenig mit Kleinigkeiten, dafür fliegt er aus. Der General befiehlt Sonderzuteilung an Schokolade für die Kopfarbeiter in seinem Stab, dafür hat er weniger Arbeit und Zeit genug, sich mit der Frage zu beschäftigen: Kann ein Mensch Offizier werden, wenn sein Vater Bauer ist?

Wolkenbänke schieben sich heran. Der Himmel hat ein Einsehen. Er entzieht die eben gestarteten Flugzeuge der Sicht des Gegners. Die kostbare Ladung wird irgendwo hinten, wo die Gefahr nicht mehr so akut ist, wohlbehalten herausklettern. Allen voran der Truppenführer aus der schlimmsten Ecke von Stalingrad, aus dem «Roten Oktober». Wie grosse Maulwurfshügel, die in sich zusammengefallen sind, wie getarnte Postenstände, die eine Panzerwelle plattgewalzt hat, wölben sich noch immer die flachen Kuppeln der Unterstände, von Neuem Schnee überweht, auf dem weiten Platz. Auf der obersten Stufe der Treppen, die steil nach unten führen, steht die Ungeduld und späht in Gestalt halberfrorener Soldaten in den trüben Winterhimmel, aus dem die Hilfe in unerträglich langen Abständen einschwebt. Ein Not-schrei ist es, der lautlos aus dem festgeschlossenen Mund dieser matten Wächter bricht. Wie Brüder sehen sie aus, die Vater Krieg gemeinsam grossgezogen und denen er Mann für Mann die gleiche Tracht Prügel verabreicht hat. Sie ähneln einander zum Verwechseln. Jede Eigenart ist verwischt. Leid und Entbehrung haben die bärtigen Gesichter geformt, tiefe Falten in die gelbe Haut gegraben und die

Backenknochen spitz heraustreten lassen. In ihren Vermummungen der Decken und Tücher und mit ihren schwarz gewordenen Verbänden sind sie eine einzige Familie, die nach Rettung zittert. Wie eine Schneeflocke vom Wind zur andern getrieben wird, so begegnet mein Blick zufällig einem Menschen, der aus einem der unterirdischen Verliese austritt. Dr. Hünemann ist das doch, mein Freund Karl Hünemann. Auch er hat mich erkannt und trabt jetzt mit kurzen Schritten auf meinen Wagen zu, wo wir uns die kalten Hände schütteln.

«Du machst so ein erstauntes Gesicht? Du brauchst keine Angst zu haben, ich gehöre nicht zu den Luftspähern dort hinten.» «Was machst du dann hier auf dem Flugplatz?»

«Ich bin heute erst eingeflogen und warte auf einen Befehl über meine Verwendung. Über Weihnachten war ich zu Hause in Koblenz. Dort wusste man noch nichts von dem Zerfall der Armee. Auf der Rückreise habe ich meinen Bruder in Berlin besucht, den General – ich habe dir schon früher von ihm erzählt. Der hat mir klaren Wein eingeschickt. Wir sind hier endgültig abgeschrieben. Uns kann keiner mehr helfen.»

«Ja, warum bist du dann heute noch eingeflogen? Sind wir nicht genug Todeskandidaten hier drin?»

«Du denkst wohl, freiwillig? Irrtum, ich habe mich nicht danach gedrängt, das kannst du mir glauben. Aber gestern kam der Befehl: Es fehlen Ärzte, ich muss sofort nach Pitomnik fliegen.»

«Und wo willst du jetzt hin?»

«Das weiss der liebe Gott. Vorläufig warte ich hier. Wer hätte das gedacht, dass wir auf diese Art zugrunde gehen? Ich habe mir jedenfalls vorgenommen, die letzte Kugel für mich aufzuheben. Ich falle den Russen nicht in die Hände.»

Während der wenigen Worte ist eine neue Maschine gelandet, und eine Sperrkette ist nicht mehr da. Wie damals im Dezember wiederholt sich das Herausquellen aus den Schlupflöchern, der Wettlauf ums Leben, das Schlagen um den Einstieg, nur die Ausmasse sind gewachsen. Heute sind es mehrere Hundert, die strahlenförmig zusammenströmen. Man sieht keine Gepäckstücke mehr. Das nackte Leben ist es, was man retten will. Alles andere kann bleiben, wo es

ist. An den Flugzeugen wird regelrecht gerungen und gekämpft. Seitengewehre und Messer blitzen auf und stechen zu. Verwundete brechen mit einem Fluch auf den verkrusteten Lippen zusammen. Der Pilot, der die strikte Weisung hat, nur solche Soldaten mitzunehmen, die eine Bescheinigung mit der Unterschrift des Armeearztes haben, kann sich gegen die unzurechnungsfähige und gewalttätige Masse nicht durchsetzen. Er taumelt in das Innere der Kabine zurück, und die breite Menge der nach Eiter und Schweiss riechenden Leiber quetscht sich durch den engen Trichter der Tür in die Maschine, 'rein, 'rein, nichts als 'rein, wer drin ist, der lebt, wer bleibt, stirbt. Hinter den Metallwänden tobt der junge Flugzeugführer. So kann er nicht starten, der Laderaum ist überfüllt, überlastet. Aber jeder ist froh, dass er es geschafft hat, keiner will weichen. Keine Bitte, keine Drohung hilft da. Mit roher Gewalt müssen die Besessenen herausgeworfen werden. Aber so schwach diese hungrigen Gerippe sind, hier wachsen die Kräfte. Die Hände krallen sich fest. Mit Stöcken trommelt man auf die Finger, bis sie blutüberströmt loslassen, aber gleich verkrampfen sie sich in den nächsten Griff, an der nächsten Leiste. Über die doppelschichtig liegenden Reihen hinweg purzelt schliesslich der erste Mann aus der Maschine und schlägt mit dem Kopf auf den eishart gefrorenen Boden auf. Minutenlang dauert dieser Kampf. Nach Bescheinigungen fragt schon niemand mehr, das hat doch keinen Zweck, nur die Kopfbildung der Mitfliegenden ist es noch, die hier interessiert, die herabgedrückt werden muss, um überhaupt starten zu können. Der Motor heult auf, der letzte fliegt hinaus, die Maschine rollt an. Aber noch steht die Kabinentür offen, und sechs, acht Hände fassen im selben Augenblick zu, um sich den Weg der Rettung zu erzwingen. Sie wollen sich hochschwingen, es geht nicht, die Kräfte versagen, die Beine schleifen über die Rollbahn. Aber losgelassen wird nicht, auch Stockschläge auf die Knöchel helfen nicht mehr. Die Verzweiflung hängt unten am Rumpf. Schüsse knallen schliesslich, und jetzt lösen sich die Finger. In den Schnee rollen die Männer, die sich eben noch ausfliegen sahen. Erschöpft und halbtot bleiben sie liegen, und Sanitäter aus den grossen Zelten hasten

auf sie zu. Die Maschine schwebt bereits, fliegt eine Schleife und nimmt Kurs nach Südwest, da fällt noch etwas herunter. Ein Soldat, der versucht hat mitzufliegen. Man hört den schweren Fall. Es ist ein Fall in die Hoffnungslosigkeit, in den Kessel, in den Tod.

Anschliessend fahre ich zu meinem Tross. Die Männer sind schon unterrichtet. Ein Offizier vom Nachschubführer hat die Nachricht von der Auflösung der Division bereits gestern Abend gebracht. Ich gebe die Richtlinien für die Abwicklung. Die Masse der Geräte soll zum Armeepionierpark geschafft werden. Die Kraftfahrzeuge – bis auf drei – sind an Ort und Stelle der 305. Division zu übergeben. Danach werden sich die Pioniere auf die restlichen Wagen setzen und zum Blumentopf rollen, wo sie den letzten Befehl von mir erhalten werden.

Der heutige 8. Januar ist kein Tag wie jeder andere. Er verlangt von der Führung eine wichtige Entscheidung, die wichtigste, die sie im Augenblick zu treffen hat. Wie sie ausfallen wird, weiss keiner von uns. Nur dass innerhalb vierundzwanzig Stunden das entscheidende Wort gesprochen werden muss, wissen wir. Jeder erfährt es, der zur 6. Armee gehört. Dafür sorgen Hunderttausende von Flugblättern, die von langsam kreisenden Maschinen im Laufe des Tages abgeworfen werden. Ein Regen von dünnen Blättern ergiesst sich über uns. Packweise und einzeln, im Winde hin- und herschaukelnd, kommen sie zu Boden. Rot, grün, blau, gelb und weiss, in allen Farben liegen sie auf Schneeflächen und Strassen, in Dörfern und Stellungen. Jeder sieht das Blatt, jeder liest es, jeder steckt es ein, und jeder macht sich seine Gedanken. Ultimatum. Kapitulation. Gefangenschaft. Verpflegung. Heimkehr. Diese Vorstellungen jagen durch die Köpfe, sie erhitzen sie, und in kleinsten Kreisen wird lebhaft debattiert. Auch bei mir im Bunker liegt solch ein mattblaues Stück Papier auf dem Tisch. Berger hat zwar der Vorschrift entsprechend «Feindpropaganda» quer darübergeschrieben, mit Rotstift und unterstrichen, doppelt sogar, aber das ist kein Blatt wie die vielen, die uns bisher begegnet sind. Es hängt viel davon ab, man kann sagen: alles. Da steht es klipp und klar:

An den
Befehlshaber der bei Stalingrad
eingekesselten 6. deutschen Armee
Generaloberst Paulus oder an seinen Stellvertreter

Die 6. deutsche Armee, die Einheiten der 4. Panzerarmee und die ihnen als Verstärkung beigegebenen Truppenteile sind seit dem 23. November 1942 vollständig eingekesselt. Die Truppen der Roten Armee haben um diese deutsche Armeegruppe einen stählernen Ring gezogen. Alle Hoffnungen auf Rettung Ihrer Truppen durch einen von Süden und Südwesten her geführten deutschen Angriff wurden zunichte gemacht. Die zu ihrem Entsatz herbeigeeilten deutschen Truppen wurden durch die Rote Armee zerschlagen. Die Reste dieser Truppen ziehen sich auf Rostow zurück. Die deutschen Transportflugzeuge, die die eingeschlossenen deutschen Truppen auf dem Luftwege mit Hungerrationen an Lebensmitteln, Munition und Treibstoff versorgen, sind durch den erfolgreichen und stürmischen Vormarsch der Roten Armee gezwungen, ihre Flughäfen ständig zu wechseln und bis zum Kessel weite Strecken zurückzulegen. Zudem werden der deutschen Luftwaffe durch die russischen Flieger grosse Verluste an Transportflugzeugen und Besatzung zugefügt. Die Hilfe der Transportflugzeuge für die eingekesselten deutschen Truppen erweist sich als unwirksam.

Die Lage Ihrer eingekesselten Truppen ist schwer; sie leiden unter Hunger, Krankheiten und Kälte, obwohl der rauhe russische Winter erst begonnen hat. Die grimmigen Fröste, die eisigen Steppenwinde und Schneestürme stehen noch bevor.

Ihren Soldaten fehlt es an Winterausrüstung; sie leiden unter unhygienischen, ihre Gesundheit zerstörenden Verhältnissen.

Sie als Befehlshaber, ebenso die Offiziere der eingekesselten Truppen, wissen sehr wohl, dass es keine realen Möglichkeiten mehr gibt, den Einschliessungsring zu durchbrechen. Ihre Lage ist hoffnungslos und jeder weitere Widerstand sinnlos.

Angesichts der für die deutschen Truppen aussichtslosen Lage schlagen wir Ihnen zur Vermeidung unnützen Blutvergiessens vor, folgende Kapitulationsbedingungen anzunehmen:

- 1) *Alle eingekesselten deutschen Truppen mit Ihnen und Ihrem Stab an der Spitze haben den Widerstand einzustellen,*
- 2) *Alle Wehrmachtsangehörigen haben sich organisiert zu ergeben. Alle Waffen, die gesamte technische Ausrüstung und das Heeresgut sind in unbeschädigtem Zustand zu übergeben.*

Wir garantieren allen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, die den Widerstand aufgeben, Leben und Sicherheit sowie bei Kriegsende die Rückkehr nach Deutschland oder auf Wunsch der Kriegsgefangenen in ein beliebiges anderes Land. Alle Wehrmachtsangehörigen der sich ergebenden Truppen behalten ihre Uniform, ihre Rangabzeichen und Orden, die persönlichen Gebrauchs- und Wertgegenstände. Den höheren Offizieren wird die blanke Waffe belassen.

Den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, die sich gefangen geben, wird sofort normale Verpflegung verabreicht. Allen Verwundeten, Kranken und Frostbeschädigten wird ärztliche Hilfe zuteil.

Wir erwarten Ihre schriftliche Antwort am 9. Januar 1943 um 10 Uhr 00 Minuten *Moskauer Zeit* durch einen von Ihnen persönlich bevollmächtigten Vertreter, der in einem Personenkraftwagen mit weisser Flagge auf der Strasse nach der Ausweichstelle Konnij, Station Kotluban, zu fahren hat.

Ihr Vertreter wird am 9. Januar um 10 Uhr 00 Minuten von bevollmächtigten russischen Offizieren im Rayon «B», 0,5 km südöstlich der Ausweichstelle 564, erwartet.

Sollte unsere Aufforderung zur Kapitulation von Ihnen abgelehnt werden, so künden wir an, dass die Truppen der Roten Armee und der Roten Luftwaffe gezwungen sein werden, zur Vernichtung der eingekesselten deutschen Truppen zu schreiten. Die Verantwortung für deren Vernichtung tragen Sie.

Das Oberkommando der Roten Armee
Der Vertreter des Hauptquartiers:
WORONOW
Generaloberst der Artillerie
Der Oberbefehlshaber der Donfront:
ROKOSSOWSKI
Generalleutnant

Soweit ist es also. Nüchtern sind hier die Tatsachen zusammengefasst und keineswegs übertrieben. Dass wir uns in einem eisernen Ring befinden, wissen wir alle. Dass wir nicht mehr entsetzt werden können, steht nach dem Scheitern der Hothschen Offensive ebenfalls fest. Ein neuer Versuch, uns zu retten, könnte erst nach gründlicher Vorbereitung angesetzt werden, und so lange können wir uns nicht halten. Die täglich eingeflogene Hungerration ist zu knapp. Die Transportverbände der Luftwaffe sind beim besten Willen nicht in der Lage, mehr herbeizuschaffen. Mehrere hundert Maschinen liegen bereits abgeschossen und zerschellt am Boden. Unerschöpflich ist unsere Reserve auch nicht. Nein, es wäre naiv, an die Möglichkeit zu glauben, man könnte hier stehenbleiben und warten, bis etwa im Frühjahr eine neue Operation für uns gestartet würde. Auch die zweite Möglichkeit, mit konzentrierter Kraft die Umklammerung aufzubrechen und nach Westen zu marschieren, besteht nicht mehr. Die Zeit ist vertan. Jetzt ist es zu spät. Die ganze Armee leidet an Atemnot, bewegt sich im Schneckengang und kauert kraftlos im Schnee. Man kann sich drehen und wenden, wie man will, man kommt immer zu dem gleichen Schluss: Die Tage der auf engem Raum zusammengedrängten deutschen Verbände sind gezählt, nennenswerte Kräfte werden durch die absterbende Armee nicht unbedingt gebunden, eine andere Aufgabe können wir nicht mehr haben, also ist es sinnlos, das Blutvergiessen fortzusetzen. Kapitulation ist das Gebot der Vernunft und das Gebot der Kameradschaft, der Rücksichtnahme auf die grosse Zahl der Kämpfer, die verwundet und grösstenteils unversorgt in den Kellern liegen. Eine rechtzeitige Kapitulation bewahrt die Würde des deutschen Soldatentums. Geschlossene Einheiten würden in eine ehrenvolle Gefangenschaft marschieren. Wir haben getan, was in unserer Macht stand. Mehr als das. Kein Mensch, kein Soldat der Welt wird uns Vorwürfe machen. Auch Blücher hat bei Ratkau kapituliert, weil er kein Pulver und kein Brot mehr hatte, grollend zwar, aber er hat kapituliert, und keinem Geschichtsschreiber ist es bisher eingefallen, ihm deswegen etwa unsoldatische Haltung vorzuwerfen. Die Jahrhunderte haben vieles

gesehen. Siege sind erstanden und Niederlagen, in endloser Reihe pilgern sie um die Erde. Aber stolze Namen liest man auf beiden Seiten.

Die Zweckpropaganda, die Russen machten keine Gefangenen, verfährt auch nicht mehr bei uns. Aussagen und Flugblätter mit Bildern deutscher Soldaten sprechen eindeutig dagegen. Es besteht also keine Veranlassung, den Kampf um jeden Preis fortzusetzen, weil andernfalls unser nacktes Leben bedroht wäre. Im Gegenteil, es wird uns laut Kapitulationsangebot garantiert.

Nur eine Stimme ist dagegen. Der Befehl Hitlers, zu stehen und zu kämpfen, wenn notwendig, bis zur letzten Patrone. Paulus wird jetzt ebensowenig Handlungsfreiheit erhalten wie damals, als es sich um den Durchbruch handelte. Davon bin ich überzeugt. Das erste Mal hat der OB gehorcht. Aber da war Hoth noch im Kommen. Was wird er heute tun? Heute ist die Lage anders. Heute muss sich Paulus entscheiden, entweder aussichtslos weiterzukämpfen und die Reste seiner Armee zu opfern oder zu kapitulieren und dadurch zu retten, was überhaupt noch zu retten ist. Bei der Grösse der Verantwortung sollte es ihm nicht schwerfallen, sich gegen Hitler und Eid für das Leben seiner Soldaten zu entscheiden. Gewiss, es ist Pflicht und eine Haupttugend des guten Soldaten, immer und überall zu gehorchen, auch wenn er den Sinn des erhaltenen Befehls nicht erfasst. Aber hier bei uns sprechen die Tatsachen eine gebieterische Sprache. Rund hunderttausend Mann sollen allein in den letzten sechs Wochen gefallen sein. Wer in einer solchen Lage noch darauf bedacht ist, um den Preis von weiteren zweihunderttausend Menschenleben keinen Schritt vom Weg des blinden und starren Gehorsams abzuweichen, der ist weder Soldat noch Mensch, der ist eine gut funktionierende Maschine, mehr nicht. Die Pflicht gegenüber dem Volk, das später nach seinen Söhnen fragen wird, ist grösser als die Pflicht des formalen Gehorsams. Das weiss auch Paulus. Er wird danach handeln. Allerdings nur dann, wenn er selbst entscheidet und nicht auf andere Einflüsterungen hört. Das ist jedenfalls unsere Meinung. Wir wissen nicht, dass General Hube eben aus dem Führerhauptquartier zurückgekehrt ist und den

strikten Befehl mitgebracht hat zu halten, bis ein SS-Panzerkorps Ende Februar die Armee freikämpfe. Die «Leibstandarte Adolf Hitler» und die Division «Das Reich» seien für diese Aktion ausersehen und würden schon bereitgestellt.

Wie in der antiken Arena des römischen Kolosseums der besiegte Gladiator, zur kaiserlichen Loge aufblickte und um sein verwundetes Leben flehte, so hält heute die ganze 6. Armee den Atem an und wartet auf die Entscheidung ihres Oberbefehlshabers. Sie hofft, dass die Faust mit dem abgespreizten Daumen nach oben gedreht wird.

Anderntags kommt ein Befehl, in dem es wörtlich heisst: «Parlamentäre sind in Zukunft durch Feuer abzuweisen!»

Die Würfel sind gefallen.

Der 10. Januar dämmt gerade herauf, die Morgennebel liegen noch dick auf den weiten Schneeflächen, da setzt ein Artilleriefuer ein, wie wir es selbst hier noch nie erlebt haben. Abschuss auf Abschuss, Einschlag auf Einschlag – und was getroffen wird, wirbelt durch den winterlichen Dunst, Holz, Splitter, Eisklumpen, Waffenteile, Uniformstücke. Bruchteile von Sekunden sind es, die zwischen den Schlägen liegen. Das Ohr ist nicht mehr in der Lage, einzelne Schüsse zu unterscheiden. Die Salven verschmelzen ineinander, eine höllenartige Feuerwalze rollt über die Stellungen, und in der Luft liegt ein einziges Dröhnen und Brüllen. Die ganze Atmosphäre schwingt und zittert derartig, dass sich draussen niemand aufrecht halten kann und dass selbst in den tiefsten Bunkern die Wassergläser auf den Tischen tanzen. Die Minuten schleichen, man wartet, halbe Stunden gehen vorbei, und kein Nachlassen, kein Abebben der stählernen Flutwelle ist festzustellen. Immer neue Batterien scheinen einzugreifen in Nord und Süd, in Ost und West. Von allen Seiten werden Tod und Verderben in den Kessel gespien, und nirgends ist ein toter Winkel, ein Schutz, eine vorübergehende Sicherheit, denn unangreifbare Entlegenheiten gibt es nicht mehr. Ein ständiges Anschwellen schiebt sich vorwärts, bald ist jedes vorstellbare Mass überschritten, und die Sinne können nicht mehr fassen, was vor sich geht. Nur ein Schauer

läuft durchs Gebein, während sich der Untergang unserer begrenzten Welt ankündigt und ihre Achse zu schwanken beginnt.

Da huscht und schleicht es heran, in Tarnanzügen, kaum zu erkennen, blitzschnell, mit rot gefrorenen Gesichtern, die Maschinenpistole im Arm. Wenn der Dunst nicht wäre, könnte man weitersehen, denn einzelne Abschnitte der Westfront sind bei klarem Wetter gut zu überblicken. Nur mit grösster Anstrengung hat man in dem hartgefrorenen Boden Stellungen schaffen können. In den meisten Fällen muss sich der Soldat mit notdürftig aufgeschütteten Schneewällen begnügen. Sie lehnen sich an die wenigen Geländepunkte an, die vereinzelt und wie Kamelhöcker den tafelglatten Flächen aufgestülpt sind. Von den Mulden und Erdspalten, die die Steppe durchziehen, sieht man in dieser Jahreszeit kaum etwas, da die weisse Farbe des Schnees eine anscheinend ununterbrochene Ebene vorgaukelt. Über dieses Gelände wälzt sich jetzt der Sturm, Schneegestalten tauchen auf und verlieren sich wieder, zum Gefecht entwickelte Gruppen, die durch die Mulden gehen, gross und wieder kleiner werden. Wie eine Meereswoge, die auf- und abgeht, uns aber mit tödlicher Sicherheit treffen muss. Und wo die Nebelschwaden den Blick freigeben, sieht man gekalkte Ungetüme heranrollen, und aus ihren Rohren brechen Schüsse. Der gepanzerte Tod ist das, die Walze der Vernichtung. «Panzer von vorn, Alarm! Alarm!» Hinter den Schneewällen wird es lebendig. Schon liegen die Verteidiger in den Gräben und starren nach vorn in den Nebel. Sie erwarten den Angriff und tasten noch einmal über ihre Waffen. Die ersten Gewehrschüsse knallen. Pak greift ein. Aber wo bleibt der Nebenmann? Wo bleiben die Besatzungen weiter links? Eine Lücke klafft dort. Der Gegner kommt unbehelligt vorwärts. Ein Einbruch droht, ein Durchbrechen der Verteidigungslinie, aber noch immer regt sich kein Nachbar, er leistet keinen Widerstand. Unverständlich erscheint das. Dort, wo vor dem grossen Feuerschlag noch Leben war, gähnen jetzt Riesentrichter. Über die zerwühlten Stellungen hinweg walzen die Raupenfahrzeuge, und die Infanterie stapft hinterher, Die ganze russische Front ist heute zum

Angriff angetreten. Während wir in der Stadt massierte Stöße abwehren und kleinere Einbrüche wieder bereinigen können, während auch die Nordfront mit ihrem rechten Flügel hält, durchbrechen Panzerkeile des Gegners die nur perlenartig besetzte Verteidigungslinie im Westen und Süden. Marinowka fällt trotz härtester Gegenwehr. Nach dem Verlust dieser Ortschaft bricht die Front zusammen. Unaufhaltsam dringen die russischen Angriffswellen weiter vor. Einzelne Widerstandszentren werden blockiert, und durch die Lücken stossen frische Sturmkompanien in den schwach befestigten Raum. Hier findet der deutsche Soldat, der aus der mühsam gebauten Stellung geworfen worden ist, nichts vor. Der Schlafplatz, den er mit seinen Kameraden abwechselnd ausnutzte, ist weg. Weg ist der letzte Wetterschutz, weg der Tornister und die letzte Decke. Das Trommelfeuer hat alles zerschlagen und vernichtet. Buchstäblich mit leeren Händen steht er mitten im verschneiten Gelände und buddelt sich wie ein Schneehase ein, buddelt und bleibt, bis der Russe ihn weiter zurückwirft. Am Abend steht er an neuer Stelle vor denselben Schwierigkeiten. Er wird nicht mehr mit ihnen fertig, er ist zu schwach. Und drüben sieht er den Gegner anrollen, einen Gegner, der solche Winter gewöhnt und der mit Watte- und Pelzbekleidung ausgestattet ist. Dieser Gegner ist nicht zu halten. Was ihm am ersten Tag nicht gelingt, wird am zweiten erzwungen, und so treffen Schlag auf Schlag und Tag für Tag neue Hiobsbotschaften von der Westfront des Kessels bei uns ein, die von der Führung nur mangelhaft verschleiert werden. Die russischen Verbände befinden sich in fast gleichmässiger Bewegung von Westen nach Osten. Zwar kommt es durch den Kampf um Brennpunkte der Abwehr hier und dort zu zeitweiligem Zurückbleiben einzelner Abschnitte, oder es kommt zu schnelleren Vorstössen, um wichtige Verbindungen abzuschneiden, oder zur Isolierung einzelner Widerstandsherde. Im Allgemeinen gesehen ist die Vorwärtsbewegung des Russen jedoch ziemlich gleichmässig und seine Angriffsfrent trotz beträchtlicher Ausdehnung geschlossen und einheitlich. Systematisch zieht sich der Einschliessungsring enger. Über die

peripheren Stellungen hinweg dringt der Gegner in den Innenhof der sogenannten Festung. Unsere Front wird täglich dünner und an Stellen sogar zusammenhanglos und damit verwundbarer. Aber die Führung hat keine Reserven. Diese Schwäche ist der beste Schrittmacher der russischen Planung. Aufzuhalten ist der Ablauf an sich sowieso nicht mehr. Der Schrumpfungsprozess verläuft im schnellsten Tempo. Fast ist der Tag und der Augenblick zu berechnen, wann der letzte Schuss den Lauf verlassen wird und der Untergang unserer Armee vollzogen ist. Es ist ein Untergang mit Uhr und Kilometerzähler, ein Untergang der mathematischen Präzision. Das Grauen auswegloser Verzweiflung erfasst uns in den feurigen Nächten. Jedes Aufbäumen gegen das zudiktierte Schicksal ist nutzlos. Alles ist erwogen, es gibt keinen Ausweg. Entweder fällt man da, wo man steht, oder man wird morgen in einer neuen Kampflinie von der nachfolgenden Walze zermalmt. Es ist schon einerlei. Jeder, der seine Stellung ohne Befehl verlässt, wird hinten vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Hier wie dort wartet der Tod. Nur noch ein Wunder könnte die Rettung bringen. Im Gegensatz zu den kühlen Rechnern glauben noch viele der abgehetzten und so müden Soldaten an dieses Wunder. «Der Führer wird's schon machen!» Mit diesen Worten auf den Lippen kämpfen sie, fallen sie, mit diesen Worten gehen sie in das kümmerliche Schützenloch, um nie mehr herauszuklettern. Die letzten Kräfte versickern, das Blut wird vergeudet. Durch den täglichen Aderlass blutarm und bleich geworden und nicht mehr in der Lage, jemals wieder stärker zu werden, schleppt sich der Soldat durch die grauen Januartage. Die Kraft ist am Versiegen, einer Kerze ähnlich, die vor dem endgültigen Verlöschen regellos flackert. Der letzte Akt einer noch nie dagewesenen Tragödie rollt über die Bühne der Kriegsgeschichte.

Dass jetzt noch gekämpft werden kann, dass unser Puls noch schlägt, wenn auch leise, langsam und unregelmässig, verdanken wir dem Flugplatz Pitomnik, dem einzig leistungsfähigen, über den die Armee verfügt. Er ist unser Lebenszentrum: Kornkammer, Munitionsanstalt, Erdölgebiet und Apotheke in einem.

Wohl ist die Zahl der Einflüge auf ein Minimum gesunken, und die eingeflogenen Güter reichen bei Weitem nicht aus, zweiundzwanzig Divisionen zu versorgen, aber die paar Kisten Patronen und die wenigen Zentner Brot haben uns bisher die Möglichkeit des Widerstandes gegeben. Die Gefahr, dass diese Quelle ganz versiegt und uns damit das Letzte genommen wird, was wir zum Leben brauchen, wächst von Stunde zu Stunde. Erst sechs Tage sind seit dem Beginn der grossen russischen Offensive vergangen, aber schon stehen die Angriffsspitzen vor dem Dorf. Und sie stehen nicht nur dort, sondern stürmen immer weiter vor. Sie wissen es genau: Mit der Wegnahme des Flugplatzes fällt Stalingrad schneller.

In der Bunkerstadt denkt man noch nicht so weit. Da verläuft der 15. Januar wie die Tage zuvor. Am Nachmittag treffen noch achthundert Verwundete an den grossen Zelten ein. Sie sind von ihren Ärzten hierhergeschickt worden, weil diese kein Verbandmaterial mehr haben und weil hier die Aussicht des Ausfliegens besteht. Viele haben sich aus eigenem Entschluss auf den Weg gemacht. Aber die Zelte sind überfüllt. Mensch liegt neben Mensch, Zerschossene neben Kranken, Verhungerten und Erfrorenen. An Versorgung ist nicht zu denken. In langen Reihen drücken sich die Neuankömmlinge am Eingang herum, andere kriechen in Bunker oder Schneelöcher, dorthin, wo noch ein kleines Plätzchen aufzutreiben ist. Alle haben nur den einen Gedanken: 'raus!

In den späten Abendstunden belebt sich das Gelände. Gruppen von Soldaten tauchen auf, Offiziere geben Befehle. Maschinengewehre gehen in Stellung, die Läufe zeigen nach Westen. Stäbe, Ärzte und die vielen Schirrmeister, die mit ihren Fahrzeugen hier liegen, erfahren, was das bedeutet. Die HKL wird wieder einmal zurückgenommen und verläuft ab morgen früh quer durch den Ort. Wie ein gestörter Ameisenhaufen rennt alles durcheinander. Packen heisst die Parole. Wo ist mein Koffer, der Pkw soll vorfahren, verflucht, der ist ja kaputt, dann der grosse Diesel, aber sofort, und den letzten Sprit in den Tank. Wohin nur? Wer weiss eigentlich Bescheid? Kennt keiner einen anständigen Schlupfwinkel? Sicher wird in der Stadt alles über-

füllt sein. Mein Gott, ja, das lässt sich denken, aber wir werden schon was finden, erst mal weg von hier, das ist die Hauptsache! Gefreiter Träg, stehen Sie nicht so untätig da, bewegen Sie sich, kümmern Sie sich darum, dass alles verpackt wird, und wenn es soweit ist, wünsche ich Meldung. Wie mich die anderen alle boshaft anblicken, ich glaube, die gönnen mir persönlich diese Aufregung. Aber euch geht es genauso. Wir fliehen zusammen. Was sage ich! Flucht? Unsinn, Verlegung ist das, plötzliche Verlegung, ein deutscher Schirmmeister mit zehn Dienstjahren flieht nicht, das weiss jedes kleine Kind. Jetzt aber dalli, ich muss mich noch umziehen! Der Wäschebeutel wird ausgekramt. Dann wird das alte Zeug ausgezogen, schnell geht das wie bei einem Rekruten, gelernt ist gelernt, man ist ja nicht umsonst so lange beim Kommiss. Ebenso hastig werden die neuen Stücke übergestreift. Man kann nicht wissen, ob später noch Gelegenheit zum Umziehen besteht. Und man kann auch nicht wissen, ob man seine Segeltuchtasche immer bei sich behält. Das sind jetzt verrückte Zeiten. So, noch einen Blick in den Spiegel! Ja, ich bin's, der deutsche Soldat, der von Sieg zu Sieg geeilt ist, nur ein wenig verändert, das scheint die Aufregung zu sein. Oder der erste Zweifel.

In allen Bunkern spielen sich ähnliche Szenen ab. In den Zelten machen sich die Ärzte und das Sanitätspersonal fluchtbereit, bis auf die Betreuung, die zurückbleibt. Die Leichtverwundeten werden in Marsch gesetzt. Wohin? Das ist egal, das können wir auch nicht sagen. Seht zu, wo ihr unterkommt. Und seid froh, dass ihr überhaupt noch laufen könnt. Die Schwerverwundeten sind nur zum Teil abtransportiert, das wiss[^] ihr, die Masse muss hierbleiben, die armen Teufel sind hilflos[^]. Wir können nichts tun. Die Sanitätswagen sind entzwei, Benzin ist nur wenig vorhanden, und das bisschen brauchen die Wagen mit dem Verbandzeug und den Instrumenten.

An den Kraftfahrzeugen wird fieberhaft gearbeitet. Alle, die sich vorher kaum bewegen konnten, helfen mit, den Weg freizuschaukeln und die Zwei- und Dreitonner anzuschieben. Ein Tritt auf den Anlasser – umsonst. Kleine Feuer flackern auf, den Motor zu erwärmen. Zehn

Minuten wird gewartet. Noch ein Versuch, aber der Motor springt immer noch nicht an. Was haben die Soldaten eigentlich vor? Es ist wenig. Weg wollen sie, weg, sonst nichts. Ja, aber denkt denn niemand an die Vernichtung des zurückbleibenden Materials? Denkt niemand an die Sprengladungen, die dafür bereitliegen? Wird der Befehl der Armee nicht befolgt, dass dem Gegner nichts unzerstört in die Hände fallen darf? Kein Finger rührt sich dafür. Es ist auch keiner frei, denn alle packen zu, das rettende Fahrzeug flottzumachen. In der Ferne hört man MG-Feuer, da muss man sich sputen. Die Feuer flackern immer noch, es sind mehr geworden. Und plötzlich haut es in das Gewimmel, ganze Salven grosser Kaliber müssen es sein. Macht die Feuer aus, wir ziehen die Artillerie auf uns! Aber wer soll denn löschen? Sie und der andere da drüben, ihr zwei allein? Die übrigen sind auseinandergestoben, sie rennen, man hört noch die Schritte. Die kommen nicht mehr zurück. Und die, die unter den Wagen liegen? Sehen Sie mal genauer hin! Die helfen Ihnen auch nicht mehr. Die wimmern mit Splittern im Leib. Oder sie sind tot. Da kommt es schon wieder durch die Lüfte, das Pfeifen und Sausen! ^ruchchch! Bruchchchchchchh! Sie? Bruchchchchchh! Sie, hören Sie, Sie, wo sind Sie denn? Wollen Sie keinen vernünftigen Rat annehmen? Hallo?

Drüben an den Zelten läuft er schon, der letzte, der Platz ist leer.

Ein furchtbares Durcheinander entsteht auf den Wegen. Fahrzeuge und hastende Gruppen drängen nach Osten. Die Angst jagt nach Stalingrad. Nur eine Strasse steht zur Verfügung und nur eine Spur, eine einzige Spur. Es ist kaum etwas zu sehen, keine ausgefahrene Rinne, keine Vertiefung, denn der Wind heult heute besonders stark über die weiten Flächen. Kein Baum, kein Strauch steht hier, die Bahnlinie nach Gumrak ist die einzige Bodenerhebung. Und was ist schon ein kleiner Bahndamm? Durch nichts gehemmt, treibt der steife Nord den Schnee vor sich her, häuft Wächten und Dellen auf und nimmt keine Rücksicht auf Strasse und Spur. Kraftwagen auf Kraftwagen rollen langsam vorwärts, meterweise, tastend, unendlich langsam. Einer bleibt stehen, der Motor streikt. Fahrer und Schirmmeister springen ab

und suchen nach Schäden, schnell, fieberhaft schnell, denn hinter ihnen kommen die anderen auf. Die alten Kraftfahrer halten, steigen aus, fluchen und gehen nach vorn, um nachzusehen, was los ist. Die jungen, die es eilig haben und über wenig Erfahrung verfügen, verlassen die Spur, biegen aus und versuchen zu überholen. Im tiefen Schnee stecken sie nach wenigen Metern fest, können nicht vor, nicht zurück. Die Räder wühlen sich ein, immer tiefer, bis die Achse aufsitzt. Es dauert nicht lange, da stehen vier Lkw nebeneinander, eine Sperre für alle, die folgen. Dann gibt es einen Ruck, das erste Fahrzeug rollt an, es quält sich weiter. Die ganze Kolonne setzt sich wieder in Bewegung. Aber nicht lange, da gibt es den nächsten Stopp. Diesmal ist es der dritte Wagen, der stehengeblieben ist. Er hat keinen Sprit. Man kippt ihn kurzerhand um, und wieder geht es weiter. Während das Dröhnen der Einschläge dumpf durch die eiskalte Luft dringt und ein dichtes Schneetreiben einsetzt, das die Sicht noch mehr erschwert, zieht die Karawane mit dem letzten Tropfen Benzin im Tank und immer wieder haltend, etappenweise nach Osten. Hinter ihr her trotten müde Soldaten. Ihr Ziel sind die Keller in der Stadt. Dort haben sie endlich wieder mal vier Wände, Wetterschutz, Ruhe und hoffentlich auch Essen. Aber der Weg ist lang, sehr, sehr lang, und die Nacht ist so entsetzlich kalt.

An einzelnen Fahrzeugen, die sich hartnäckig weigern anzuspringen, wird in Pitomnik noch gearbeitet. Hunderte von Wagen sind zurückgeblieben, dazu die Verpflegung, die erst vor wenigen Stunden eingeflogen wurde und nicht mehr verteilt werden konnte, Kisten mit Akten, Gepäckstücke und die Zeltbewohner, ausserdem natürlich die Infanterie, die vorzeitig eingetroffen ist.

Früher, als die Führung wollte, ist Pitomnik Kampffeld geworden. Der Druck war zu stark. Mitternacht wird es sein, vielleicht etwas später, aber an Nachtruhe ist nicht zu denken. Der Gegner schießt sich bereits auf die neuen Stellungen ein. Aber was heisst hier: Stellungen? Armselige Schneelöcher sind es wie überall. Und die schweren Kaliber zerschlagen systematisch, was an Menschen und Material herumsteht.

Drei Stunden sind jetzt vergangen, seitdem die ersten Leichtverwundeten abgerückt sind. Das Bild hat sich geändert. Das heulende Elend wälzt sich auf der Strasse am Bahndamm vorwärts. Ein kleiner Teil des Weges ist erst geschafft, aber zu Dutzenden sind die Verwundeten und Erschöpften bereits zusammengebrochen. Gleich hinter Pitomnik hat es angefangen. Zuerst hat man sie hochgerissen, hochgehalten, gestützt. Man schleppt sie mit, das ist klar, das ist kameradschaftliche Pflicht. Und wenn man selbst kaum kriechen kann, mit müssen sie, man kennt sich von früher, man hat denselben Dreck hier draussen miterlebt, das bindet, und erst recht in der Not. Untergehakt werden die Zusammengeklappten mitgeschleift, anders kann man es nicht nennen. Aber es werden immer mehr, und die helfenden Arme werden immer knapper. Minutenlang steht man da, als wieder einer zusammenbricht und keine Möglichkeit mehr besteht, ihm zu helfen. Der Wind heult, die Kälte dringt durch die armseligen Uniformen, und man steht immer noch auf demselben Fleck. Was tun? Den anderen hier liegenlassen? Das bedeutet den Tod. Aber es gibt keine Hilfe. Und stehenbleiben kann man auch nicht, damit ist keinem geholfen. Man holt sich dabei höchstens selbst den Tod. Mit schwerem Herzen geht man weiter, und der Zurückbleibende lässt sich in die Spur fallen, hofft, hofft und wartet auf irgendeinen, der da kommen muss, wartet auf das Mitleid in Gestalt eines Fahrzeuges. Müde wird er, die Augen fallen ihm zu. Noch einmal richtet er sich auf und blickt zurück. Aber niemand kommt, kein Mensch, nichts, gar nichts. Da erlischt die Hoffnung und er mit. Er sinkt um und schläft ein. Und der Wind singt ihm das letzte Lied, bewirft ihn mit weichem Schnee, immer höher, bis er völlig zugedeckt ist und nur noch eine hilfessuchende Hand herausragt. Aber er bleibt nicht allein. Zuerst alle hundert Meter, dann in ständig kürzeren Abständen liegen die Todgeweihten. Sie hoffen alle auf das grosse Wunder. Mit brennenden Wunden und steifgefrorenen Gliedern krümmen sie sich auf der Strasse. Und wenn wieder so ein Häuflein schlapper Soldaten vorbeischiebt, die selbst dem Umsinken nahe sind, dann jammern sie, fluchen und fluchen. Das «Hilf mir doch, Kamerad» wird gebettelt, bis

die Schritte verhallt sind und die Einsamkeit wieder zusammenschlägt. Gott wird angerufen, Versprechungen werden gemacht, die Hände falten sich, und das Vaterunser wird gewimmert. In einem Lallen klingt es aus, in einem sterbenden Hauch. Dann fällt der Kopf zur Seite. Mund und Augen bleiben geöffnet und schleudern noch im Tod die Klage in die Nacht.

Wo der Bahndamm die grosse Krümmung macht, stehen drei Güterwagen auf den Schienen. Da ist es windgeschützt, und dahin haben sich noch Einzelne kurz vor dem ohnmächtigen Hinstürzen schleppen können. Ihre Zahl wächst ständig, dreissig sind es bereits. Mit fiebrigen Augen hocken sie an den Wandungen und reiben sich die Hände, während die Füsse schon steif sind. Auch ihre letzte Hoffnung ist ein Fahrzeug, das sie mitnimmt. Direkt an der Strasse liegen zwei von ihnen fest an eine Schneewehe gepresst und lauern hinaus in das melancholische Licht der gemilderten Finsternis.

In der Spur ziehen aber unentwegt die Scharen der Kräftigsten. Mit den wunden und steifen Kameraden am Hals wanken sie vorwärts, setzen Fuss vor Fuss, sie tun es mit Aufbietung der letzten Kraft. Es ist schon mehr Krampf. Vor ihnen liegt die Rettung, das wissen sie, Stalingrad, und der grosse Schutthaufen wird in ihren Gedanken zum Paradies. Muskelschwund haben sie alle, der Magen ist leer, aber die Energie ist es, der Wille, der die Knie hochreisst und den nächsten Schritt befiehlt. Viele pumpen sich aus, verschenken ihr letztes bisschen Stärke an die verwundeten Kameraden und werden dadurch selbst ein Opfer dieser Schreckensnacht. Am Strassenrand bleiben sie mit ihrem Schützling liegen.

Hinten in Pitomnik ist wieder ein Lkw flott geworden. Das taktische Zeichen des Pionierbataillons ist vorn zu erkennen. Oberwerkmeister Glock sitzt am Lenkrad, er fährt als letzter Wagen. Die beiden anderen sind schon unterwegs, sie wollen zum Blumentopf, wo der Kommandeur den Schlusstrich in seinem Kriegstagebuch zieht. Beladen ist das Fahrzeug bis oben hin mit Soldaten und Verwundeten, zwischendrin steckt der Zahlmeister. Die Fuhre ächzt, tastet sich durch

das Schneetreiben, ab und zu leuchtet der Scheinwerfer auf, kurz nur, einen Herzschlag lang, aber es genügt, um die Spur zu erkennen. Überwehte Häufchen liegen auf dem Weg. Der Wagen ruckt und stöhnt. Der erste Gang wird eingeschaltet. Gas, Vollgas! Die Räder fassen, sie zermahlen die Brocken. Man hört ein Knirschen und Knacken, es klingt wie das Brechen hölzerner Stuhlbeine, kleinere Stücke werden flachgewalzt und kleben am Gummi. Sie drehen sich im Kreise, frieren fest und fallen in der nächsten Kurve wieder ab. Vorn, hinter der Windschutzscheibe, sitzt Glock. Er sieht davon nichts und steuert den Dreitonner unbeirrt weiter. Die Männer, die dicht gedrängt auf der Ladefläche stehen und liegen, fühlen auch nur das Rucken, sie glauben an Eisstücke und Steine und Holz. Ihr Leben stirbt in dieser Kälte fast ab. Jeder leise Pulsschlag ist ein Klang der Totenglocke, die über Stalingrad läutet.

Ein Grüppchen von drei Soldaten wird von Glock überholt. Der in der Mitte sitzt auf einem Gewehr, das die beiden anderen krampfhaft halten. Das können die zwei nicht lange aushalten, dann brechen alle drei zusammen und liegen hilflos im Schnee. Der Oberwerkmeister hält, und obwohl alle dagegen sind-und es ist wirklich kein Platz mehr frei –, setzt er seinen Willen durch. Der Verwundete wird aufgeladen und hockt sich mit seinem zerschmetterten Unterschenkel hinten zwischen die andern. Damit ist aber die letzte Möglichkeit der Hilfe erschöpft.

An der Stelle, wo die Güterwagen stehen, oben auf dem Bahndamm, die nach Schutz aussehen und doch keiner sind, kriecht und humpelt es heran, umringt das Fahrzeug, eine Schar von lebenden Toten, die mit ihren hohlliegenden Augen und dürren Fangarmen direkt aus dem Grab zu kommen scheinen. Vor der Stosstange tauchen sie auf, so dass der Fahrer plötzlich bremsen und auch gleich halten muss. «Nehmt uns mit, wir können nicht mehr, wir sind am Ende!» Die Knochenfinger klammern sich fest. Verkrampft hängen die Gerippe am Aufbau und an den Kotflügeln, und vorn auf den Trittbrettern blickt der Tod rechts und links mit sechs, sieben Gesichtern durch die Scheiben. Dahinter drängt sein Gefolge, eine gestaltlose Masse steifer Gebilde, schattiger Wesen, die alle Menschen waren und es wie-

der werden wollen. Festgekeilt, angepresst, vererzt steht der Klumpen um das haltende Fahrzeug. Beängstigend wirkt dieser Ansturm der Verzweiflung, nach Kraft und Drohung sieht er aus. Aber die letzten Reihen wanken, schwanken, taumeln und stürzen, und Glock erkennt die Ohnmacht vom Tod gezeichneter Soldaten. Eine Schattengewalt hebt hier drohend die Hand, Nebelgespenster in Uniform, die von den Schneeweiten ausgespien werden und wieder ins Nichts versinken, wenn sich keiner erbarmt. Aber Glock kann nicht helfen, er hat keinen Platz mehr frei. Er öffnet die Tür und spricht sie an. Er zeigt nach hinten, wo die Ladefläche zum Bersten vollgepfropft ist, wo die Männer aus Pitomnik schon übereinander liegen, schüttelt den Kopf und spricht ein hartes «Nein». Doch keiner weicht, die Bitte, die Drohung und der ausgestreckte Arm verstehen das nicht, sie wollen es nicht verstehen, sie wollen sich um jeden Preis der Hand entziehen, die sie schon im Genick spüren. Das Drängen wird stärker, die Masse da draussen wächst, und die Drohung schwillt an. Und plötzlich blitzt ein Seitengewehr auf, der Stahl trifft den Oberschenkel. Da ist es aus. Glock schlägt mit der Faust zurück, knallt die Wagentür zu, gibt Gas, und die Räder setzen sich in Bewegung. Auf der Stirn des Oberwerkmeisters perlt der Schweiß. Die Zwiesprache mit dem Tod im Ohr, steuert er den Lkw weiter nach Osten.

Auch Pitomnik fällt. Das Herz der Armee ist tot. Aber das Hirn will diese Tatsache nicht anerkennen, will keine Konsequenzen ziehen. Weiterkämpfen, weiterkämpfen, das sind die einzigen Worte, die man von der Führung hört. Bis zur letzten Patrone also. Nun ja, der Zeitpunkt ist bald da. Die Westfront verläuft schon hart westlich Gumrak in der Linie Pestschanka-Bolschaja Rossoschka. Das Gebiet des Kessels hat sich um die Hälfte verkleinert. Maschinengewehre sind in vielen Divisionen eine Seltenheit geworden, von grösseren Kalibern ganz zu schweigen. Die schweren Waffen sind dem Gegner zum grossen Teil in den aufgegebenen Kampflinien in die Hände gefallen.

An verschiedenen Stellen strecken die Reste von Kompanien und Ba-

taillonen die Waffen. Die Soldaten erkennen die Sinnlosigkeit des weiteren Widerstandes und wollen sich nicht Mann für Mann zur Schlachtbank führen lassen. Sie wollen ein Ende, und da die Führung die Augen vor den Tatsachen verschliesst und sich in eng soldatischem Gehorsam an den einmal gegebenen Befehl hält, auf keinen Fall zu kapitulieren, handelt die Truppe selbständig. Die Armee antwortet mit der Einführung von Standgerichten. Jeder Soldat, der den Kampf auf eigene Faust einstellt, wird genauso füsiliert wie derjenige, der sich nach hinten entfernt, und jener, der abgeworfene Lebensmittel für sich behält. Mit dieser drakonischen Massnahme hofft das Armeekommando der Auflösung einen Riegel vorzuschieben. Die Gewehrsalven, die über die Hinterhöfe der zerstörten Stadt hallen, und die Opfer, die durchlöchert in den schmutzigen Schnee sinken, zeigen, dass dem Armeestab jedes Mittel recht ist, die Truppe zum Durchhalten zu zwingen, während sie physisch bereits in den letzten Zuckungen liegt.

Bei Gumrak ist jetzt ein neuer Feldflugplatz eingerichtet worden. Vom OKH fliegt in diesen Tagen ein Major ein. Er hat den Auftrag, sich im Kessel umzusehen und dann im Hauptquartier über die Lage zu berichten. Sein Aufenthalt dauert ganze zehn Minuten. Während der Begrüssung auf dem Rollfeld schiesst die russische Artillerie Störungsfeuer, die Einschläge liegen in unmittelbarer Nähe. Das genügt ihm, um in ein eben startendes Flugzeug zu springen und den Rückflug anzutreten. Sein Koffer bleibt im Kessel.

Die deutschen Transporter kreisen nach wie vor pflichtgemäss über Stalingrad. Von draussen, von Absprunghäfen, die Hunderte von Kilometern entfernt sind, bringen sie Verpflegung, Munition und Sanitätsmittel. Sie kreisen pflichtgemäss, denn zum Landen zeigen nur wenige Neigung. Es hat auf dem Flugplatz Gumrak schon zuviel Bruch gegeben. Da auch Abwurfkreuze selten ausgelegt werden, fallen die Versorgungsbomben mit ihrem teils kostbaren, teils unnützen Inhalt wie das grosse Los meist in falsche Hände.

Ich stehe mit Berger vor meinem Bunker, da sehen wir eine Ju 52 aus den Wolken kommen. Und hinterher, etwas höher, stürzen drei russi-

sche Jäger. Sie fliegen die langsame Maschine, die sich kaum wehren kann, wiederholt an. Eine Rauchfahne zeigt uns die Wirkung. Ein Wackeln folgt, ein unsicheres Pendeln in der Luft, und schon kippt das Flugzeug über die rechte Tragfläche ab. Brennend schlägt es auf, und eine Explosion schliesst das Schauspiel ab. Bei unserem Eintreffen ist nicht mehr viel zu sehen: eine flache Mulde im Schnee, im weiten Umkreis Metallstücke, mehrere Dutzend Konserven, die Berger gleich sicherstellt, und die halbe Luftschraube. Und noch etwas finden wir, was bei uns selten geworden ist' und in letzter Zeit vollkommen fehlte: einen Postsack! Er ist aufgeplatzt, die Briefe und Karten sind verkohlt, halb verbrannt. Wir greifen in die Bündel, vielleicht ist etwas für uns dabei. Dünne Handschriften von Frauen und eckige, ungelente von Kindern werden sichtbar.

Wir blättern, unbekannte Namen sind es, die wir lesen. Wie soll man die alle finden? Vielleicht liegen sie längst unter dem Schnee. So wie der Unteroffizier Lehmann, der schon Weihnachten gefallen ist und dem sein Töchterchen noch eine Woche später geschrieben hat: «Lieber Vati, wir wünschen Dir alles Gute!»

Die Fäden zur Heimat sind zerrissen. Wir sind unerreichbar geworden für sie, unerreichbar für den letzten Gruss. Nur der Tod findet den Weg zu uns und natürlich die Befehle, die ihm bei seiner Arbeit helfen. Der Befehl zu kämpfen und der Befehl zu sterben. Selbst das Zeremoniell für unsere letzte Minute ist durch Armeebefehl vom 12. Dezember geregelt. In ihm heisst es, lebend in Gefangenschaft zu gehen sei unehrenhaft. Wenn die Truppe überrollt sei, habe der Offizier die Pflicht, sich zu erschiessen.

«VORZEITIGE LEICHENREDEN UNERWÜNSCHT»

Der Abschiedsbefehl ist geschrieben. Er ruft den gemeinsamen Weg über die Schlachtfelder Europas in Erinnerung. Er spricht von Erfolgen, und er spricht von toten Kameraden. Der Dank für Treue und Vertrauen und die Mahnung, stark zu bleiben, schliessen ihn ab. Die Unterschrift ist meine letzte Amtshandlung als Kommandeur des Bataillons. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften sind bereits an anderer Stelle eingesetzt, Gerät und Bekleidung abgegeben, die Abrechnung mit dem Intendanten erledigt. Wir schreiben den 20. Januar. Nach der Übergabe der letzten Minenpläne bin ich frei. Beissmann fährt den Wagen vor. Glock, Lenz und Toni sollen mich auf meiner Fahrt zur Armee begleiten. Sie steigen hinten ein. Berger bleibt zurück. Ihn werde ich abholen, sobald ich erfahren habe, wo mein neues Bataillon zu erreichen ist.

Düster, kalt und voll schweren Schnees schiebt sich eine schwarzgefleckte Wolkendecke in Kirchturmhöhe langsam nach Südwesten. Dünne Nebelschleier, die aus den grauen Ballungen heraushängen, schleifen über das weisse Land und lassen Himmel und Erde in eins verschwimmen. Nur unmittelbar vor dem Wagen, der sich mühsam durch den pulvrigen Neuschnee quält, ist die verwehte Spur zu erkennen. Obwohl es in dieser winterlichen Wüste keine Ausweichmöglichkeiten zu geben scheint, drücken sich Fahrzeuge an uns vorbei, Kraftwagen, Schlitten und Geschütze, ganze Kolonnen, die ohne Ausnahme die Richtung zu den Weissen Häusern einschlagen. Die Verstärkung wird von den Männern in der Stadt begrüsst werden, kein Zweifel, sie kommt nur reichlich spät. Was diese Soldaten bis heute getan und wo sie gesteckt haben, im Nordriegel oder in der zurückflutenden Westfront, ob sie gar eine unbekannte Reserve sind, diese Fragen tauchen alle auf. Aber sie fordern keine Antwort mehr. Das Interesse an der Umwelt hat nachgelassen, fast gänzlich aufgehört. Das Auge hat in den letzten Wochen so viel gesehen, das Ohr

so viel gehört, es ist so viel kombiniert und prophezeit worden, und der Verlauf der grossen Schlacht ist ungeachtet aller Voraussagen und aller Versprechungen bis heute so überaus niederschmetternd für uns, dass sich der Mensch schliesslich eingekapselt hat, nur noch das tut, was ihn selbst angeht, und nur noch dann nachdenkt, wenn er durch Dienst und Auftrag dazu gezwungen wird. Das ist die Regel. Hinzu tritt die Gewissheit des nahen Endes, die sich lähmend auf die letzten Kämpfer legt und sie gleichgültig macht. Man sieht Panzer und besetzte Schützenlöcher: Sie können das Verhängnis nicht aufhalten. Man hört Abschüsse und Feuerstösse, man hört den Rundfunk: Aber alles ist belanglos, unwichtig, nichtssagend. Das bittere Ende ist nicht abzuwenden, in vierzehn Tagen gehören wir der Vergangenheit an. Und warum soll man sich da noch lange herumquälen mit Eindrücken, die nur ablenken und täuschen, mit Fragen, die doch niemand beantworten kann? Warum soll man sich schliesslich überhaupt noch hinwerfen, wenn es schiesst? Das ist unsinnig. Fällt man heute, dann fällt man heute. Fällt man morgen, dann fällt man morgen. Einmal ist man doch an der Reihe. Niemand hat etwas davon, wenn er sein Leben um wenige Tage verlängert. Deshalb nimmt man nur noch äusserst selten Deckung. Im stärksten Feuer bleiben die Soldaten stehen und gehen gemächlich hin und her. Um Fliegerangriffe kümmert sich kaum noch einer. Der Selbsterhaltungstrieb ist eingeschlafen. Ein Zuschauer würde den Kopf schütteln, er würde uns entweder in unserer Feuerfestigkeit bewundern oder wegen unnormalen Verhaltens für irre erklären. Wahrscheinlich das letztere. Bestimmt dann, wenn er Gelegenheit bekäme, aus der Nähe einen Blick in die vom Schicksal gezeichneten Gesichter zu werfen.

Der Tatarenwall liegt vor uns. Die Durchfahrt, noch im Herbst zehn Meter breit, ist mit Barrieren, die aus übereinandergeschichteten Eisstücken bestehen, so versetzt, dass sich die Fahrzeuge in zwei engen Kurven hindurchzwängen müssen. Dadurch ist den russischen Beobachtungsstellen auf den Höhen am Tennisschläger jeder Einblick in die Tiefe des Kessels versperrt. Irgendetwas scheint hier passiert zu

sein. Kraftwagen stehen rechts und links an dem etwa drei Meter hohen Wall, die Insassen kleben an den Hängen. Einer hebt den Kopf, deutet mit der rechten Hand auf ein Ziel und spricht seinen Nebenmann an. Auch auf der Strasse stehen dichtgedrängt einzelne Gruppen beisammen, besonders dicht direkt an der Durchfahrt. Ein Hauptmann winkt mir das Haltezeichen zu und kommt mir entgegen.

«Vorsicht, russische Panzer! Hier kann keiner durchfahren.» «Wo? Wo sind russische Panzer? Hier am Tatarenwall?» «Herr Major können sich selbst überzeugen.»

Ich klettere auf den Wall. Und während mir der Wind Fahnen weissen Staubes ins Gesicht jagt, sehe ich durch die Nebelschwaden hindurch, wie sich vor mir auf der freien Fläche, keine fünfzig Meter weit, etwas bewegt, etwas Weisses, Grosses. Donnerwetter, ja, Panzer, ein russischer Panzer, ein T 34. Weiter rechts sind noch mehr zu erkennen. Langsam tasten sie sich durch das verschleierte Gelände, halten, fahren weiter und suchen offensichtlich nach deutschen Truppen. Aber die sind weg. Kein Stahlhelm wird sichtbar, keine Hand mit geballter oder Hafthohlladung hebt sich. Wie ausgestorben liegt das weite Feld vor den Sehschlitzen. Trotzdem begnügt er sich nicht mit dieser Feststellung. Er fährt weiter kreuz und quer und weicht nicht. Sicher ist die russische Infanterie bereits im Anrücken, und die Panzer wollen ihr das menschenleere Terrain übergeben.

Neben mir baut ein blutjunger Artillerieleutnant sein Funkgerät auf und gibt dem einzigen Mann, den er bei sich hat, Anweisung über das Aufstellen der Antenne. «Los, los, los, wir müssen schiessen, sonst kümmert sich ja kein Schwanz um diese verfluchten Biester!» Und der Mann springt, während der Leutnant bereits an den Stellschrauben dreht.

Links von mir liegt ein weisshaariger Flakmajor. Unendlich traurig und mit einem bitteren Zug um die welken Lippen blickt er auf die rollende Kraft im Panzerkleid. Er schreit nicht mehr wie der Artillerist, er ist ruhig und müde, gequält müde. Er weiss genau: Das ist das Ende. Aber einem muss er sein Leid klagen, das ihn innerlich zerfrisst. Und da ich es zufällig bin, der neben ihm steht, spricht er zu mir. Ein Schmerz liegt in der Stimme, wie ich ihn selten gehört habe.

«Warum muss ich alter Mann das noch einmal mitmachen? War es nicht neunzehnhundertachtzehn genug? Dass ich das erleben muss!» Und wirklich, er weint. Als die erste Träne rollt, ist es mit der Ruhe aus. Hemmungslos rinnen ihm die Tränen über die stoppligen Wangen, der Mantelärmel fährt darüber, ein Zittern geht durch den alten Körper, und seine brüchige Stimme kleidet die Bitternis zweier Niederlagen in Worte hilfloser Klage.

«Sechzehnhundert», höre ich wieder den Leutnant von rechts. Ein Abschuss hinten. Aber was heisst hier hinten? Morgen ist die Feuerstellung vielleicht schon Hauptkampflinie. Dann ist der Kessel so weit verengt, dass die Rohre nur noch zu direktem Beschuss eingesetzt werden können. Vor uns kracht es jetzt. Einschlag. Aber zu kurz. «Achtzehnhundert.» Und wieder Abschuss. Und wieder Einschlag. Zu weit. «Ganze Batterie!» schreit jetzt das junge Kerlchen in das Mikrophon und gibt den Feuerbefehl mit der korrigierten Entfernung. Aber alle Mühe ist umsonst. Die T 34 kurven unbeirrt im Gelände, und wenn die Lage einschlägt, sind sie längst woanders. Als Antwort auf die Granaten unserer Batterie werden die flachen Türme gedreht und die Rohre geschwenkt. Und dann pfeift es über unsere Köpfe, Schuss auf Schuss. Manchmal hat man das Gefühl, dass die Dinger keine Handbreit über uns weggehen. Ein Teil schlägt vor uns in den Wall, dass die Brocken auf uns fallen und der Schnee uns von oben bis unten bestäubt.

Viele in meiner Umgebung setzen sich in Marsch. Am Tatarenwall entlang, immer schön einer nach dem anderen, ziehen sie nach Süden, dorthin, wo die Fliegerkaserne steht und die ersten Fassaden von Stalingrad-Mitte zu sehen sind. Mit schleppendem Schritt wie müde Wanderburschen, mit hängenden Köpfen wie geprügelte Hunde. An sich ziellos, irren sie in die zerschlagene Stadt, bloss weil es dort Keller gibt und Wärme, denn ab und zu sind bei klarem Wetter Rauchfahnen gesichtet worden, vielleicht bekommt man sogar einen ordentlichen Schlag warmes Essen. Das sind die Beweggründe, die die Marschrichtung bestimmen, sonst nichts, kein Befehl, weder ein Auftrag noch so etwas wie Pflichtbewusstsein oder gar der Wille zu kämpfen.

Ich kann auch nicht ewig auf diesem Fleck stehenbleiben, ich muss zur Armee. Aber den Weg längs des Walles kenne ich nicht, und auf der Hauptstrasse fahren die russischen Panzer spazieren. Ich gebe mir einen Ruck. «Einsteigen, Richtung Hauptstrasse, Gas!» Und schon ^windet sich der Kübel durch die Eisbarrieren und rollt in schneller Fahrt vorwärts. Gas, Gas, Gas und noch einmal Gas, ehe die Tankisten sich klarwerden, wer wir sind und was wir wollen! Vielleicht halten sie uns inmitten der Nebelstreifen für ein eigenes Fahrzeug. Zwischen zwei haltenden T 34 jagen wir durch, die Fahrbahn ist glatt, das Tachometer zeigt achtzig Stundenkilometer, Beissmann schwitzt schon, seine grossen Hände halten das Steuer krampfhaft fest, nach Süden, nach Süden, bloss nicht in den hohen Schnee abrutschen! Während die anderen abwechselnd nach rechts und links spähen, bleibt die Gefahrenzone mehr und mehr hinter uns. Bevor wir in eine Senke fahren, die uns endgültig allen Blicken entzieht, schlägt noch eine Granate rechts von uns ein – russische oder deutsche, ist nicht klar –, dann haben wir es geschafft. Vorbei an kleinen Behausungen und schneeüberwehten Schluchten erreichen wir den Stadtrand. Aufgerissenes Pflaster, umgestürzte Masten, zerbeulte Strassenbahnwagen, Trichter, Steine, in Haufen und einzeln, grosse und kleine, niedergebrannte Grundmauern und schräg gebrochene Fassaden vereinigen sich zunächst zu einem Bild ausnahmsloser Zerstörung. Eine Wirrnis von Kellern und allen möglichen Schlupfwinkeln ist von dem Stadtkern übriggeblieben. Hier soll das Armeeoberkommando irgendwo untergezogen sein. Von Punkt zu Punkt fragen wir uns durch. Posten der Feldgendarmerie, einzelne Offiziere und Trupps von Verwundeten weisen uns den Weg. Erstmals nach Wochen sehen wir auf dieser Fahrt auch Gebäude, die noch einigermaßen erhalten sind. Es wird schon dunkel, als wir das Zarizatal erreichen. Auf vereister Strasse geht es steil bergab, ein Bach wird überquert, und dann führt uns der Wagen wieder nach oben. Jetzt sind wir bereits in Stalingrad-Süd. Auf der Karte steht das Wort Minina. In diesem Stadtteil hat der Krieg am wenigsten gewütet. Unbeschädigte Häuschen und Lattenzäune säumen die Strassen ein. Eine halbe Stun-

de vergeht noch, bis wir endlich an Ort und Stelle sind. Ein Riesenbau erhebt sich vor uns, es ist das sogenannte Sanatorium. In den Keller-räumen hat die Armee ihre Geschäftszimmer eingerichtet.

Paulus ist nicht zu erreichen. Der Ila, Oberst Adam, empfängt mich. Auf meine Meldung erklärt er mir: «Das Pionierbataillon bei der sechzehnten Panzerdivision ist aufgelöst, Sie kommen zu spät.»

Aber zurückfahren lässt er mich auch nicht.

«Nein, Sie bleiben hier und übernehmen morgen oder übermorgen eine Kampfgruppe im Süden. Gesunde Offiziere sind knapp geworden. Ihre Sachen wollen Sie holen? Am Blumentopf? Da kommen Sie wahrscheinlich gar nicht mehr durch. Und zurück erst recht nicht. Also das schlagen Sie sich aus dem Kopf! Wenn Sie wollen, dann schicken Sie doch Ihren Wagen zurück. Der kann ja mitbringen, was Sie unbedingt brauchen. Sie persönlich halten sich ab sofort ständig zur Verfügung des OB. Sie können jeden Augenblick gebraucht werden. Unterziehen können Sie bei der Qu.Abteilung, da ist noch Platz. Das sind die Räume direkt über uns. Sie entschuldigen mich jetzt, ich muss zum Chef. Gute Nacht!»

Ab geht er. Und ich stehe da. Ohne Waschzeug und Rasierapparat, ohne Pelz und warme Unterwäsche, ohne Essgeschirr, ohne mein Kartenmaterial. Morgen früh mit Hellwerden muss Beissmann sofort zum Blumentopf zurückfahren und Berger mit dem ganzen Zeug holen. Es ist die einzige Lösung. Ich steige die Kellertreppe wieder hoch und suche in dem zugigen Korridor gemeinsam mit meinen vier Begleitern die zugewiesenen Zimmer. «Ist hier die Qu.Abteilung?» – «Jawohl.» Dicker Zigarettenrauch hängt schichtweise unter der hellen Lampe, und warm ist es hier, heiss kann man schon sagen. Zwei Schirrmeister sitzen am Tisch, haben Schnapsgläser vor sich stehen und qualmen wie Fabrikschlote.. Eine von den sechs Holzpritschen ist belegt, ein Soldat liegt lang und schläft. «Ja, Sie können hier wohnen. Das Zimmer wird heute frei, wir gehen in einer halben Stunde weg.» Ob sie nicht eine Zigarette für uns hätten? «Selbstverständlich, Herr Major, hier eine Hunderterpackung für Sie.» Und er drückt mir

ein rotes Paket in die Hand. «Sport», Austria-Zigaretten sind es. Hastig reisse ich die Packung auf. Jeder bekommt eine, Beissmann gibt Feuer, und dann setzen wir uns und geniessen den Tabak in tiefen Zügen. Eine Woche wird es her sein, dass wir die letzte Zigarette geraucht haben. Die Truppe hat ihre letzten Bestände verbraucht. Wir müssen erst zu den höchsten Stäben fahren, um eine geschenkt zu bekommen, das heisst: hundert Stück auf einen Schlag. Hier braucht man anscheinend noch nicht zu geizen. Die schlechte Stimmung ist jetzt verflogen. Tabak ist für uns Morphinum, ist Ruhe. Keiner denkt mehr daran, wie er einer Fetzen Kippe, einem letzten Zug nachgelaufen ist. Tabak bedeutet in den Einheiten alles. Das haben wir gerade in den letzten Tagen gemerkt. Tabak ist Stimmung. Tabak ist Angriffsgeist und Widerstandswille. Aber Tabak ist noch mehr. Ein paar Gramm werden aufgewogen gegen Brot, Schokolade und warmes Essen. Und auch Erleichterungen im Dienst bringt der Besitz einer einzigen Schachtel, Wachablösung, Druckposten und Platz am warmen Ofen.

Der eine Schirrmeister geht in den Nebenraum und kommt mit zwei Packungen Zigaretten zurück, die er Glock und Lenz gibt. Auch einen Schnaps erhält jeder von uns. Wir sind zufrieden. Die Mäntel werden ausgezogen, die Pritschen verteilt, und dann legen wir uns rauchend nieder, während die drei alten Stubenbewohner ihre Sachen zusammenpacken und zum Aufbruch rüsten. Ausbrechen wollen sie, das hören wir jetzt aus der halblaut geführten Debatte. Sie haben die Karte auf den Tisch gelegt und zeichnen den genauen Fluchtweg ein. «Hier an diesem Punkt müssen wir vorbei, da weiss ich einen versteckten Unterstand, wo wir paar Tage bleiben können. Holz zum Heizen ist ganz in der Nähe. Und hier in Bol..., Bol... – wie heisst das Nest? Ich kann den Namen nicht aussprechen –, hier kenne ich eine Hütte, die bestimmt leersteht. Hühner und Gänse gibt's dort in Massen. Wenn wir Glück haben, läuft uns auch ein Schwein in die Finger. Da können wir unsere Vorräte wieder auffüllen. Was meinst du dazu, Wilhelm?» Wilhelm hält den Vorschlag für gut. Der dritte schliesst sich an. Fast bis Millerowo werden die Tagesmärsche festgelegt.

Dann werden die Ruck-säcke auf den Rücken geschnallt, prallvoll sind sie, Flaschen zeichnen sich durch das Segeltuch ab, der letzte Knopf an den weissen Tarnanzügen wird geschlossen, die Pelzmütze aufgesetzt, die Schibretter mit den Haselnussstöcken in die Hand genommen. «Auf Wiedersehen, Herr Major, halten Sie den Daumen, wir können's gebrauchen.» Die Tür schliesst sich, wir sind allein.

Glock ist in den Nebenraum gegangen, Toni hinterher. Die beiden haben eine gute Nase. Überall, wo sie hinkommen, wird herumspioniert, und etwas wird immer gefunden. Besonders mein Oberwerkmeister ist ein «grand filou» der Versorgung und des Besorgens, ein Organisator grossen Formats in kleinen Dingen. War einmal der Treibstoff ausgegangen und lagen alle Wagen der Division fest, dann öffnete er die Schleuse, und die Tanks unserer Kraftfahrzeuge flossen aus unbekannter Reserve wieder voll. Wenn schon die Hälfte aller Motoren aussetzte und die Wagenparks bei den Werkstattkompanien wuchsen, dann hatte er immer noch die Schraube, die gerade fehlte. Entweder griff er nur in den Kasten und hielt das gesuchte Stück in der Hand, oder er wies es am nächsten Tag vor. Wo diese Kostbarkeiten herstammten, die manchmal nicht mit Gold aufzuwiegen waren, weiss ich nicht. Ob zugewiesen, erhandelt, getauscht oder gefunden, interessierte mich nicht. Das nötige Stück war zur Stelle – nur das war für mich wichtig –, und die Motoren liefen. Er hat eben eine Witterung für das, was die Stunde fordert. Er besorgt alles.

«Meine Herren! So habe ich mir das ungefähr vorgestellt. Herr Major, kommen Sie doch bitte mal her! Es lohnt sich.»

Es lohnt sich tatsächlich. Die beiden Spürnasen stehen im Nebenzimmer, und um sie herum gruppieren sich die Kostbarkeiten einer vergangenen Zeit. Fleisch- und Gemüsekonserven sind hier gelagert. Aus zwei halbgeöffneten Säcken schimmert das matte Weissblech der Büchsen. Aus einem dritten ragen die gelben Packungen belgischer Schokolade zu fünfzig und hundert Gramm, holländische Tafeln in blauem Papier und die runden Schachteln mit dem braunen Aufdruck «Schokakola». Zwei weitere Säcke sind mit Zigaretten gefüllt, «Atti-

ka», «Nil», englische Marken, jedenfalls nur beste Sorten sind es, die hier Einlass gefunden haben. Daneben liegt Knäckebrot, ordnungsgemäss übereinandergeschichtet, die Stapel echt preussisch in Linie aufmarschiert, dass sich hundert Mann satt essen könnten. In der äussersten Ecke ist hell- und dunkelglasig eine ganze Batterie schlanker und bauchiger Flaschen aufgefahren, und alle sind voll. Kognak, Benediktiner, Allasch, Eierlikör, jede Geschmacksrichtung ist vertreten.

Dieses Verpflegungs lager, das an eine Delikatessenhandlung erinnert, spricht für sich. Die Armee gibt Befehle heraus, dass die Truppe sparen soll, wo sie kann, an Munition, Benzin und vor allem an Verpflegung. Sie schafft mehrere Kategorien. Graben, Bataillonskommandeur, Regimentsstab und «weiter hinten» sind die Bezeichnungen, die dabei eine Rolle spielen. Für den Fall der Übertretung und des Ungehorsams wird mit Kriegsgericht und Erschiessen gedroht. Und nicht nur gedroht. Männer, die in ihrem Selbsterhaltungstrieb nach einem abgeworfenen Brot greifen, werden von der Feldgendarmerie kurzerhand an die Wand gestellt. Aber beim Armeestab, bei dem wirklich kein Zweifel aufkommen kann, dass er in die Verpflegungsgruppe «weiter hinten» gehört, von dem man erwartet, dass er die einmal gegebenen Befehle bis zum Tezett befolgt, dass in seinen, eigenen Reihen die Überwachung am strengsten durchgeführt wird, ausgerechnet hier liegt stapelweise herum, was für die Front nur noch Erinnerung ist und was dem einzelnen Mann, der Tag für Tag und stündlich seinen Kopf hinhält, wenn überhaupt, dann grammweise zugewogen wird. Die Herren von der Versorgung, die nichts weiter zu tun haben, als ins Telefon zu sagen: «Tut uns leid, haben wir nicht mehr», diese Herren denken nicht daran, sich in ihrer Lebensweise einzuschränken. Da wird gefressen, gesoffen und geraucht, als ob es keinen Kessel und kein Menschensterben gäbe. Hier wird keiner vom reich gedeckten Tisch gezerrt, und da prasseln auch keine Gewehrsalven. Vielleicht hält sich die Feldgendarmerie an dieselben Vorräte, ich weiss es nicht, aber sie gehört ja zu demselben Haufen, eine Hand wäscht die andere, wir kennen das. Ich bin davon überzeugt, dass hier nur selten Kontrollen stattgefunden haben, dass es in anderen Abtei-

lungen ähnlich zugegangen ist und noch zugeht. Vollzähliges Erscheinen an der Frühstückstafel und das Nagen hungriger Zähne, die täglich weniger werden, am letzten Pferdeknochen, das sind die Gegensätze, das ist die Kluft, die sich ständig verbreitert und unüberbrückbar erscheint. Hoher Stab und Front. Regelmässiger Schlaf im warmen Bett und minutenlanges Vor-sich-hin-Dösen im Schneeloch. Alkohol und Schneewasser. Lange Hose mit Bügelfalte und blutige Fetzen vom Knie bis zum Kragen. Dreissig Grad Wärme und dreissig Grad Frost. Sanatorium und Halle 4. Leben und Tod.

Zehn Minuten später knistert es im Ofen. In den Töpfen schmort das Fleisch, Toni deckt den Tisch. Und nach einer halben Stunde sitzen fünf hungrige, Mäuler vor erlesenen Leckerbissen, stopfen sich voll und trinken hastig aus vollen Flaschen, bis die trostlose Welt versinkt.

Ein russischer Luftangriff bringt am frühen Morgen Teile des Sanatoriums zum Einsturz. Auch unser Zimmer wird in Mitleidenschaft gezogen. Die Fenster stürzen ein, Splitter brummen durch den Raum. Während meine vier Begleiter neben den Pritschen langliegen, werde ich am Kopf verwundet. Ein paar Tropfen Blut rinnen mir über die Schläfe. Etwas benommen bin ich, ein leichtes Schwindelgefühl, dann ist es vorbei. Ein Pflasterchen wird aufgelegt, Lenz hat Jod, Leukoplast und Binden für alle Fälle immer bei sich. Soweit wäre also alles in Ordnung. Nur das kleine Stück Eisen bleibt in meinem Schädel drin.

Aus Beissmanns Fahrt zum Blumentopf wird nichts. Unser Kübel hat einen Volltreffer abbekommen, das Wrack liegt vor der Tür. So macht sich Toni auf den Weg, um das Notwendigste zu holen.

Stunden und Tage schleichen dahin. Jeder Zeitsinn geht in dem gleichförmigen Lärm der pausenlosen Luftangriffe, der Bombendetonationen, des Klapperns auf den Treppen und der groben Stimmen einzelner Feldgendarmen verloren. Dazu sind die Kellerfenster und auch die im Erdgeschoss mit Holzbrettern vernagelt und mit Sandsäcken zugesetzt, so dass man fast ständig bei Kerzenlicht sitzt.

Wiederholt bin ich im Raum des Armeenachrichtenführers. Oberst van Hooven versteht es, seine Gäste zu unterhalten. Zwischendurch meint er: «Als ich noch Kompaniechef war, mussten die Gefreiten, um Unteroffizier zu werden, kleine taktische Aufgaben lösen. Wenn einer den Fall Stalingrad so zu Papier gebracht hätte, wie wir ihn hier exerziert haben, dann wäre er nie Unteroffizier geworden.»

«Ist er ja auch nicht!» tönt es aus der dunklen Ecke links von mir.

Die Verurteilung der Führung ist allgemein. Man sitzt abgeschrieben auf diesem Fleck, gewissermassen lebend in seinem Grab, und lässt die Welt, wie man sie erlebt hat, in Erinnerung, Worten und herber Kritik noch einmal abrollen. Mit scharfen Ausdrücken wird nicht gespart.

Jeder weiss: Wir können dem Schicksal nicht entinnen, es greift schon nach uns. Aber was sollen wir machen? Gefangenschaft? Selbstmord? Ausbrechen? Oder tatsächlich kämpfend untergehen, wie man es von uns verlangt? Aber wofür, wofür? Das weiss keiner. Und doch wird von jedem eine Entscheidung gefordert. Es gibt kein Entrinnen. Auf diese Frage muss jeder seine Antwort geben und danach handeln. Das grosse Fragezeichen hängt in jedem Raum und ist nicht zu übersehen. Weder beim Essen noch in Gesprächen.

Toni ist zurückgekommen, leider mit leeren Händen. Ein Angriffskeil des Russen hat in der Zwischenzeit über Tatarenwall und Blumentopf hinweg den Stadtrand erreicht und damit die Reste der 6. Armee gespalten. Hoffentlich hat sich Berger an den Doktor gehalten, der mit seiner Kompanie in der Nähe lag. So war es für alle Fälle abgesprochen. Es gibt jetzt also zwei Kessel. Im Norden kommandiert Strecker und zieht sich etappenweise auf das Traktorenwerk zurück. In einem Sonderbefehl schenkt er den Soldaten reinen Wein ein. «Gott befohlen, meine Männer!» endet er. Diese Worte sind das Eingeständnis, dass die Kraft der Waffen endgültig gebrochen ist. Der deutsche Adler, erschlaft und flüchtig, schlägt im letzten Krampf mit seinen Schwingen und wartet auf den Fangschuss.

Am 24. wird das Sanatorium geräumt. Neue Durchbrüche des Geg-

ners im Süden und das Auftauchen der ersten russischen Stahlhelme am Rand von Minina zwingen das AOK zur Verlegung nach Stalingrad-Mitte. Hals über Kopf rollt der gesamte Stab nach Norden. Wir mit. Ein Wagen des Nachrichtenregiments steht zu meiner Verfügung. Brot, Konserven, Schokolade und Zigaretten haben wir im Kofferraum verstaut. Am Roten Platz stoppt die Kolonne. Ein grosser Bau, das sogenannte Kaufhaus, wo der Regimentsstab 194 mit dem Oberst Roske an der Spitze untergebracht ist, nimmt die Führungsstaffel der Armee auf. Eine flache Rampe geht es abwärts, dann stehen wir in einem elektrisch matt erleuchteten Korridor. Tür liegt neben Tür, Zimmer an Zimmer. Roske weist allen sofort ihre Unterkunft zu. Während die Räume des Regiments vorn links unangetastet bleiben, wo Bataillonskommandeure, Zahlmeisterei und Ärzte liegen, wird rechts die Funkstelle eingerichtet. Das Nebenzimmer erhält Oberst van Hooven. Dahinter residiert der Herr des Hauses mit seinem Adjutanten. Am Ende des grossen Korridors hängt links eine zerrissene Portiere. Sie schliesst einen kleinen Gang ab, an dem mehrere Räume aufgereiht sind. Hier wird Paulus einquartiert, Chef, Ia und Ila kommen dazu. Es wird wohl die letzte Bleibe des Oberbefehlshabers sein, denn ' der Rote Platz ist der Mittelpunkt des Südkessels. Von hier gibt es keine weitere Ausweichmöglichkeit, es sei denn durch die Luft. Ich werde zum Armeenachrichtenfürher gesteckt. Ein Hindenburglicht erhellt den kahlen Raum notdürftig. In die Wände sind Regale eingebaut, drei Bretter übereinander. Sie werden verteilt und die Klamotten abgelegt. Während ich den Major Linden begrüsse, dessen Pionierbataillon ausserhalb des Kessels kämpft und der dazu verurteilt ist, dem kläglichen Ende fern der eigenen Truppe entgegenzugehen, tritt der Oberbefehlshaber in unser Zimmer. Müde sieht er aus und verbraucht. Der Oberkörper hängt nach vorn. Der Händedruck ist der eines alten Mannes. «Guten Abend» beim Kommen und «Guten Abend» beim Gehen, das sind die einzigen Worte, die er fallenlässt. Seine Haltung ist der Ausdruck der Schwäche und der militärischen Niederlage. Nach einer Nacht, die wir in den Regalen zubringen, zusammenge-

rollt und mit dem Mantel bedeckt, werde ich gemeinsam mit Linden zu Roske gerufen. Ganz Stalingrad-Süd ist aufgegeben worden, die Front verläuft seit heute entlang der Zariza. Das Kommando führt dort General Wulz. In seinem Abschnitt sollen wir eine Kampfgruppe übernehmen, wie uns Roske im Auftrag der Armee mitteilt. Der Ausdruck «Regimentsgruppe» fällt dabei. Aber das kenne ich. Irgendwelche unwahrscheinlichen Formatiönchen werden zu Verbänden mit protzig klingenden Namen zusammengestellt, grossartige Befehle werden erteilt, und dahinter versteckt sich der kraftlose Wille, die Ohnmacht. Herr Oberst, mir können Sie nichts vormachen. Da höre ich es: «Wir wollen uns darüber im Klaren sein: Stalingrad ist nicht mehr zu retten. Aber eines können wir tun, und dazu sind wir verpflichtet, wir müssen der deutschen Jugend ein Beispiel heroischen Soldatentums geben, das in der Weltgeschichte einmalig ist. In Zukunft muss das Nibelungenlied hinter unserer Leistung und unserem Opfer verblassen. Jahrhunderte und Jahrtausende werden kommen, aber der Name Stalingrad wird als unauslöschliches Fanal in alle Ewigkeit leuchten.»

Wofür, Herr Oberst? möchte ich fragen. Um die nächsten Generationen ebenfalls nach Osten zu treiben? Sehen Sie sich die Stadt an, Herr Oberst! Wo sind die Divisionen, die noch vor einem Vierteljahr an dieser Stelle standen? Und sind die vielen Soldaten wirklich nur gefallen, um ihren Kindern und Enkeln ein Beispiel zu geben?

Diese Fragen bleiben unausgesprochen, denn mit dem Oberst ist nicht darüber zu reden. Er ist hitlerhörig. Seine Offiziere haben mir erzählt, dass er jede Besprechung mit den Sätzen beginnt: «Meine Herren, Sie wissen, im Führerhauptquartier wird eine grosse Lagenkarte geführt. Auf ihr steckt ein Fähnchen direkt an der Wolga, da ist die Zahl 194 abzulesen. Unser Regiment steht täglich im Blickfeld des Führers. Daran denken Sie, das verpflichtet.. «

Mit solch einem Mann ist nicht zu reden. Ich sage «Jawohl», besteige den Beute-Jeep, der mir zugeteilt wird, und fahre in Richtung Zariza. Durch dichten Nebel jagen wir. Die zusammengestürzten Häuser an

den Strassenseiten bleiben wie ein böser Spuk rechts und links liegen. Auf Mulden und Geröllhaufen nimmt der Fahrer keine Rücksicht. Das Tachometer zeigt 60, obwohl wir kaum dreissig Meter weit sehen können. Die Einschläge der russischen Artillerie, die unregelmässig, aber in fortlaufender Serie die Trümmerfelder umwühlen, beschleunigen das Tempo noch mehr. Das Fahrzeug quietscht und klappert, es kippt und schaukelt, dass ich mich mit beiden Händen an der Windschutzscheibe festhalten muss. In den Kurven läuft es auf den Aussenrädern, dass ich schon glaube, wir stürzen, aber unbeirrbar sitzt der Gefreite hinter dem Lenkrad und bringt mich sicher an die grosse Strasse, die parallel zur Zarizaschlucht läuft. Hier empfängt uns ein derartiger Hagel von Maschinengewehrfeuer, dass ich halten lasse und mit Toni zu Fuss auf den dunklen Fleck zugehe, der jenseits des Pflasters umrisslos in dem grauen Schleier sichtbar ist. Nach einigen Schritten zeichnet sich eine Silhouette vor uns ab, die in ihrer Mächtigkeit an amerikanische Wolkenkratzer erinnert, ein breiter Brocken, an die zehn Stockwerke hoch, das Dach wird von den grauen Schwaden umspült. Von oben brechen Schüsse und Feuerstösse, hauptsächlich aus dem Flügel, der schluchtwärts liegt. Sie peitschen nach Süden und Südwesten. Anscheinend fühlt der Gegner aus der Zariza vor.

An unkenntlichen Gestalten, die in den dunklen Gängen am Boden hocken, drücke ich mich vorbei, bis ich in einer Art Turnhalle stehe. Ungedielt ist der Raum, Sägespäne, wohin man tritt, Soldaten, einzeln und in Gruppen, blicken geistesabwesend vor sich hin, dösen, schweigen sich aus, warten, warten auf Ablösung, auf Alarm, Befehl, In-Stellung-Gehen, Laden, Schiessen, Laden, Schiessen und auf das Ende. Alles ist hier düster, schwärzlich, unklar, grau in grau. Nur hinten brennen zwei Fackeln an der Wand und werfen ein flackerndes Gelb und Rot auf einen Kreis von mehreren Offizieren, die an einem eckigen Tisch lehnen. Zwei von ihnen halten ihren Stahlhelm am Kinnriemen, die anderen haben den Kopf noch bedeckt. Als ich nähertrete, erkenne ich auf dem Ledermantel des kleinen Dicken, der in der Mitte steht, die golddurchwirkten Schulterstücke eines Generals. Das muss Wulz sein, den ich suche. Ich melde ihm, dass Linden

und ich zu seiner Verfügung stehen. Und sofort werde ich eingewiesen. Es geht im Eilzugtempo. Rechter Abschnitt, höre ich nur, linke Grenze dieser Bau, rechte Grenze der Bahndamm, dort Anschluss an das Panzerkorps, fünfhundert Mann, Verpflegung wird anrollen, Gefechtsstand am besten in dem langgestreckten Haus an der Strasse, alles andere überflüssig, fertig, los. Und schon gehe ich den Weg wieder zurück, den ich gekommen bin.

Nach einigen Stunden hat sich alles eingespielt. Die Grenzen sind klar. Die Linie verläuft auf dem nach Süden abfallenden Hang und wird von Einheiten gehalten, die erst heute von anderen Abschnitten eingetroffen sind, das Gelände überhaupt nicht kennen und Soldaten in ihren Reihen haben, von denen man kaum den Namen weiss. Vom russischen Sturm Hergewehte sind dabei, aus den Kellern getriebene Kranke und Hungrige, die zur Feldküche drängen und damit nur gezwungen an die Front kommen, denn allein hier wird noch Verpflegung ausgegeben. Eine Flakbatterie, eine Baukolonne, drei Nachrichtenzüge und die Männer einer Divisionsbäckerei bilden das Gerippe der Streitmacht. Zum Aufwärmen stehen unmittelbar hinter den Stellungen, wenn man diese Bezeichnung für die Vertiefungen im gefrorenen Schnee gebrauchen will, unter den eingestürzten Häusern Keller zur Verfügung. Sie werden mit den letzten Zaunresten, Lichtmasten, Lkw-Wandungen und zerbrochenen Gewehrkolben geheizt. Unsere Behausung liegt etwa fünfzig Meter hinter dem vordersten Schützenloch, direkt an der grossen Strasse, die in ihrer Verlängerung jenseits des Bahndammes zum sogenannten GPU-Gefängnis führt. Ein elendes Quartier ist es. Praktisch nur vier Wände, durch die der Winterwind pfeift. Ein Tisch, einige Bänke und pritschenähnliche Stellagen, auf denen die Läuse kolonnenweise spazierenrennen. Zu zwanzig sitzen wir hier zusammen, Linden und ich, Toni, Glock, Lenz und Beissmann, die nachgekommen sind, und eine kleine Reserve für Gegenstösse. Telefon wird erst gelegt. Munition ist auch versprochen. Vorläufig haben wir nur den ehrenvollen Auftrag, die Stellung bis zur letzten Patrone zu halten. Was dafür benötigt wird, fehlt noch. Personell werden wir allerdings schon am ersten Tag voll-

zählig. Ein Zahlmeister meldet sich, er wird uns versorgen. Mit Tee, Suppe und hundert Gramm Brot, sagt er. Nun gut, wir werden sehen, wie lange unser Organismus das aushält. Alles hat seine Grenzen. Das meint auch der Arzt, der zu uns geschickt worden ist, ein junger Unterarzt aus Wien, der treu und brav seine Pflicht erfüllt, aber im Übrigen bereits mit dem Leben abgeschlossen hat. Als Adjutant ist Hauptmann Fricke zugeteilt worden, derselbe Fricke, den ich vom Armeepionierführer her kenne. Lange kann und wird es nicht mehr dauern. Aber bis dahin werden noch qualvolle Stunden vergehen. Sinnlose Stunden.

Das Wetter ist umgeschlagen. Als ich aufbreche, um mir unseren Abschnitt genau anzusehen, trete ich in einen klirrend kalten und glasklaren Wintertag hinaus. Dazu pfeift und orgelt es, dass man unwillkürlich den Kopf einzieht. Ununterbrochen schwingt das Rollen und Wummern der russischen Artillerie durch die polare Luft. Hinter einer kleinen Mauer Schutz suchend, haste ich mit Feldwebel Lenz nach rechts. Wir springen durch kleinere Trichter, überwinden Geröll- und eisüberzogene Schutthaufen, gleiten aus, stürzen, rafften uns wieder auf und verschnaufen erst vor der breiten Strasse, die geradezu auf das Zarizatal führt. Hinter dem Rest einer Ziegelwand, gut getarnt, steht eine Haubitze. Zwei Kanoniere liegen daneben, lugen nach Süden und warten auf Panzer.

«Wieviel Munition ist denn noch da?»

«Vier Schuss, Herr Major.»

Nur nicht nachdenken. Weiter! Ein schneller Sprung, und wir sind über die Strasse weg. An umgestürzten Zäunen rennen wir vorbei, durch stehengebliebene Tore, an einsam aufragenden Zimmerwänden entlang. Rings um uns blitzt es auf. Eisklumpen, Splitter und Erdbrocken wirbeln durch die Luft. Aber wir verhalten uns wie Rekruten. An Deckungnehmen ist nur alle hundert Meter zu denken. Sonst könnte man die Nase überhaupt nicht mehr hochnehmen, da die Serien der schweren Kaliber nicht abreißen. Als Maulwurf müsste man auf den erlösenden Volltreffer warten. Zwei Munitionsträger

kommen uns entgegen. Zerrissen und verdeckt ist ihre Kleidung, das Gesicht voll Bartstoppln, Eiszapfen hängen an Auge, Nase und Kinn. So ungefähr hat sich früher unsere kindliche Angst den Bösen ausgemalt. Ohne auf uns zu achten, laufen die beiden weiter. Befehl und Wille treiben sie vorwärts. Es ist erstaunlich, was den aus allen Wunden blutenden, verstümmelten Rumpf der 6. Armee immer noch zusammenhält. Zwischen Schwäche, Wut und Verzweiflung verendet die Armee wie ein ins Rückgrat getroffener Körper, dem die Glieder bei klarem Bewusstsein absterben.

Lenz und ich sind jetzt an einer Zaunecke angekommen und werfen uns flach auf den Boden, um kurz Luft zu holen. Vor uns liegt ein völlig deckungsloses Gelände, hundertfünfzig Meter sind im Sprung zu überwinden. Wie eine Gerümpelkammer sieht das Stückchen Schneefläche aus, wie ein ausgeschütteter Stabilbaukasten für Riesen. Panzer und zerschossene Geschütze stehen kreuz und quer. Einzelne Rohre und Lafetten liegen herum. Daneben Gewehre, Stahlhelme, Kanister, Lumpen und überall Patronen, gegurtet und einzeln, verrostet und frisch verloren. «Hier den Trampelpfad entlang, Herr Major, bis 'rüber an die gelbe Hütte», ruft mir Lenz zu. Und schon laufen wir los. Ich voraus, der andere hinter mir her. Ich stolpere und strauchle über Tote, die schon völlig zugeschnit sind. Russische Maschinengewehre beharken uns. Das ist eben so, nicht darauf achten, nur springen, springen, laufen, wir müssen hin! Ausser Atem komme ich an das gelbe Gemäuer, werfe mich hin. Sekundenbruchteile später liegt der Feldwebel neben mir. Ich schiebe den Stahlhelm aus der schweissigen Stirn. Dort vorn, wo der demolierte Lkw schief auf der Strasse steht, etwa zwanzig Schritte links davon, qualmt es aus einem kurzen Schornstein. Der Keller der Flakbatterie muss das sein. Dort will ich hin. «Wir müssen weiter, Herr Major, nur noch fünfzig Meter!» Wir springen auf den Wagen zu, über Telefongestänge, Laternenpfähle, heruntergestürzte Balkone und Blindgänger. Durch vereiste Schneewächten und aufgerissenes Strassenpflaster taumle ich. Noch ein letzter Sprung über eine freiliegende Querstrasse, und wir rutschen die ersten Stufen hinunter, eine Treppe, auf der der hereinge-

schleppte Schnee festgefroren ist und die steil, dunkel und schief getreten in die Tiefe führt. Die Zeiten sind vorbei, in denen das französische Vokabularium erweitert wurde und le château die Nebenbedeutung «das Stabsquartier», «der Gefechtsstand» und «die Unterkunft» hatte. Im Kessel liegt alles dicht an dicht und dicht auf dicht wie Ölsardinen in einer Weissblechbüchse. Abgestützte Keller und primitivste Erdlöcher beherbergen uns. Der Flakhauptmann hockt in einem geräumigen Gewölbe. Dreissig Mann sind etwa anwesend, sie wärmen sich in dem geheizten Verlies auf. Einer schneidet seinen Kameraden die Haare – das gibt es also doch noch –, und in der Ecke tönt das Radio. Zwischen Don und Manytsch gewinnen deutsche Operationen nach Nordosten Raum. «Was meinen Sie dazu, gilt das uns, ist Rettung wirklich noch möglich?» Man überschüttet mich mit Fragen. Ich kann nur die Achseln zucken. Woher soll ich das wissen? Ich halte das Ganze für eine Erweiterung des Brückenkopfes Rostow zum besseren Abfliessen der zurückgehenden Kaukasusarmee. Aber die Flakartilleristen klammern sich an diesen letzten Strohalm. Die Operation gilt uns, es kann nicht anders sein, der Führer hält sein Versprechen in letzter Minute...

Ich halte mich nicht lange auf. Der Chef macht sich rasch fertig, und dann gehen wir zu dritt die Stellungen ab. Wir beginnen ganz rechts am Bahndamm, der, etwa fünf Meter hoch, in ganz leichter Krümmung auf die Eisenkonstruktion der Zarizabücke zuführt. Ein leichtes Maschinengewehr ist gut getarnt direkt zwischen den Schienen zum Flankenschutz eingesetzt. Es hat Schussfeld bis tief in den besetzten Südtail der Stadt hinein und beherrscht auch das Gelände vor den weiter rechts eingesetzten Teilen des XIV. Panzerkorps. Nach links schliessen sich die Feuerstellungen von sechs z-cm-Geschützen an. Flache Mulden, Schneewälle und wenige Bretter, das ist die ganze Herrlichkeit. Eingestreut liegen einzelne Schützentrupps dazwischen. Es ist wenig, aber die besetzten Punkte sind gut ausgesucht. Die Männer machen auch noch einen verhältnismässig stabilen Eindruck, so dass wenigstens hier vorläufig kaum etwas passieren kann. Als wir unseren Gang beendet haben und zum Gefechtsstand zurückgehen,

sehe ich noch einmal auf die markante Linie der rechten Abschnittsgrenze hinüber. Etwa fünfzig Meter vor dem Flanken-MG ist Bewegung feindwärts zu erkennen. Zwei Gestalten, die sich vor dem hellen Hintergrund schwarz abheben, nähern sich im Schutze des Bahndammes der Brücke. Sind das welche von meinen Soldaten? Da schlägt es doch dreizehn! Das geht gegen jede Anweisung, dort vorn hat niemand etwas zu suchen. Das ist den Leuten ausdrücklich gesagt worden. Ich nehme das Glas hoch. Ganz recht, zwei Männer, mutterseelenallein, gehen in aller Gemütsruhe nebeneinander auf die russischen Linien zu. Der eine hat einen Ledermantel an, ein Offizier also, Stahlhelm auf, ein Gewehr geschultert. Klein und untersetzt ist er. Er sieht jetzt nach links, und da erkenne ich golddurchwirkte Schulterstücke. Kein Zweifel, das ist ein General. Dem geht es wohl zu gut, dass er sich da im Niemandsland herumtreibt. Oder wen sucht er dort vorn? Und kein Schutz, nur ein Mann Begleitung? Ich sehe mir diesen anderen an. Eine Pelzmütze hat er auf – auch das noch! Das Gewehr hängt ihm über die Schulter wie einem Sonntagsjäger, die Mündung zeigt abwärts, ein langer Mantel. Donnerwetter, den kenne ich doch, ist das nicht Hartmann, der Kommandeur der 71. Infanteriedivision? Natürlich! Zwei Generale zwischen den Linien, keine Benachrichtigung des Abschnittskommandeurs, überhaupt keine Begleitung, das Verhalten wie auf einem Spaziergang, das ist alles so unwahrscheinlich, dass ich es mir nicht zusammenreimen kann. Die Russen schießen jetzt wie verrückt, aber Deckung nehmen die beiden nicht. Angst haben sie jedenfalls keine, das kann man sehen. Oder glauben die, Generale seien immun? Ich bin neugierig, wo sie hinwollen, gespannt beobachte ich. Sie treten jetzt hintereinander, und dann ziehen sie weiter, immer längs des Bahndammes. Aber nur noch zwanzig, fünfundzwanzig Schritte. Dann bleiben sie stehen. Ich erkenne jetzt die Gesichter genau. Die Lippen bewegen sich, sie wechseln einige Worte, der eine greift in die Manteltasche und reicht dem andern etwas, was ich nicht genau ausmachen kann. Sicher ist es ein Ladestreifen Patronen. Denn Hartmann nimmt sein Gewehr halbhoch und lädt durch, sein Begleiter ebenso.

Und ohne sich um das wilde Geschieße zu kümmern, sprechen sie wieder miteinander. Nicht viel, dann geben sie sich die Hand und sehen sich an. Ein kurzes Schütteln, man sieht die Armbewegung, und jetzt – ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selber sähe – jetzt kraxeln sie den Hang hoch und stellen sich mitten in das Geleise. Sie stützen sich auf die Gewehre und sehen sich in aller Ruhe um. Der Wind treibt ihnen die hinteren Mantelenden in die Kniekehlen, die vorderen flattern auseinander. Das kann nicht gut gehen, wenn die noch lange dastehen. Aber dabei bleibt es nicht einmal. Hartmann zieht die Handschuhe aus und wirft sie in den Schnee. Er nimmt das Gewehr hoch, zielt stehend freihändig, schießt, setzt ab, lädt durch und schießt wieder. Auch der zweite General schießt. Und obwohl es aus einer Unzahl von Läufen knattert, stehen sie immer noch auf demselben Fleck und denken anscheinend gar nicht daran wegzugehen. Ist das nicht Selbstmord? So stellt sich doch kein vernünftiger Mensch hin, als Zielscheibe für Anfänger. Das muss Absicht sein, anders ist dieses Bild nicht zu erklären. Hartmann schiebt gerade einen neuen Streifen ins Magazin und nimmt dann das Schiesseisen wieder hoch, da sackt er zusammen, ganz plötzlich, wie eine umgesägte Eiche, und rollt über die Linke Schulter den Abhang hinunter. Der andere springt hinterher und beugt sich unten über seinen getroffenen Kameraden. Ich kann durch das Glas nicht sehen, was los ist, aber Hartmann ist bestimmt schwer verwundet, wahrscheinlich gefallen. Das konnte bei dieser Demonstration nicht ausbleiben und war sicher auch sein Wunsch. Ich beobachte noch, wie sich der zweite General bemüht. Er fasst zu, seine Hände greifen nach Hartmanns Kopf, nach Brust und Arm, dann erhebt er sich wieder. Einen Blick wirft er noch hoch auf die Stelle, wo sie beide eben gestanden haben, ganz kurz, jetzt macht er kehrt und stapft allein zurück. Sicher will er Hilfe holen. Und wahrscheinlich hat er auch genug vom Schiessen. Hartmann scheint die treibende Kraft gewesen zu sein. Ohne ihn, durch das Blut ernüchert, geht der andere den Weg zurück.

Nach allem, was ich über den General der 71. Infanteriedivision gehört habe, ist eine Erklärung für das Übungsschiessen auf dem Bahn-

damm schnell gegeben. Hartmann war gegen das Weiterführen des aussichtslosen Kampfes und damit gegen die militärische Führung sowie gegen Hitler persönlich. Er sah den Ausweg, aber der führte über Befehle, Disziplin und Oberbefehlshaber hinweg und war nach seiner Ansicht für ihn als deutschen General nicht gangbar. Rebell zu werden und das Odium des Treubruchs auf sich zu nehmen war für ihn unmöglich. Auf der anderen Seite stand der bedingungslose Gehorsam, das Befehle- Empfangen und Befehle-Durchführen, das Handeln gegen besseres Wissen und Gewissen, das sinnlose Opfern von Gut und Blut, für das er verantwortlich war. Keine Strasse zurück, vor sich die feste Mauer des russischen Widerstandes und rechts und links die beiden Wege, die zu gehen er keinen Mut hatte, wählte Hartmann die Flucht in den Tod und rannte mit dem Kopf gegen die Wand der Vernichtung.

Am Abend kommt die Bestätigung: General Hartmann ist gefallen. Am nächsten Tag überschlägt sich das Radio. Deutscher General für Führer, Volk und Reich gefallen! In vorderster Linie! Mit dem Gewehr in der Hand! Von dem Wunder der deutschen Verteidigung der Festung Stalingrad wird berichtet, wo sich der General neben dem Grenadier mit Handgranate und Spaten in der Faust in die letzten Mauerreste der einstigen Wolgaindustriezentrale krallt; Darstellungen, die dem deutschen Volk, das atemlos auf das Schicksal seiner Söhne horcht, die Augen trocken sollen. «Vorzeitige Leichenreden unerwünscht», lässt voller Grimm der Kommandierende des XI. Armeekorps ins Hauptquartier funken. Man erspare es uns, die «Vollendeten» genannt zu werden, bevor sich unser Schicksal vollendet hat.

BIS ZUR LETZTEN PATRONE

In unserem Gefechtsstand ist es hundekalt. Infolge der anhaltenden Detonationen ist das dünne Mauerwerk noch brüchiger geworden. Durch notdürftig verstopfte Ritzen und klappernde Fenster pfeift der eisige Ostwind. Meist sitzen wir fix und fertig angezogen und gegürtet um den gebrechlichen Tisch, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände tief in den Taschen. Gesprächsthema ist das übliche: Wie lange können wir uns noch halten? Ist ein Entsatz überhaupt noch möglich? Die Meinungen gehen stark auseinander. Während wir das Für und Wider abwägen, marschiert das Ungeziefer ungeniert ärmelauf und ärmelab. Es juckt überall. Seit Tagen und Wochen sind wir nicht aus den Kleidern gekommen, so dass die Läuse systematisch von uns Besitz ergriffen haben. Die ersten Fälle von Fleckfieber sind bereits im Spätherbst aufgetreten. Aber das spielt im Augenblick keine Rolle. Die Soldaten fühlen die Bisse fast gar nicht mehr. Ununterbrochen quält uns der Hunger. Bei einer Scheibe Brot und zweimal heissem Wasser am Tag streikt auf die Dauer jeder Organismus. Pferdefleisch ist eine Kostbarkeit geworden. Krepierete Tiere, die schon wochenlang draussen im Schnee liegen, werden, wenn der Wind Schädel oder Hufe freiweht, ausgebuddelt. Das hartgefrorene Fleisch wird von den Knochen geschält und wandert sofort in den Kochtopf, während das weisse Skelett vom Neuschnee zugedeckt wird. In den ersten Tagen kann ich den fünfhundert Soldaten mit den Vorräten helfen, die ich aus dem Sanatorium mitgebracht habe. Aber die sind bald erschöpft, und das Hungern beginnt von Neuem. Dabei geht es unseren Soldaten noch besser als den andern, denn sie erhalten täglich das Mehrfache der zugewiesenen Verpflegung. Das kommt daher, dass wohl Abend für Abend fünfhundert Portiönchen angeliefert werden, die Zahl der Empfänger sich aber in der Zwischenzeit auf die Hälfte, bisweilen sogar auf ein Zehntel verringert

hat. Nicht allein, dass ein Teil der Soldaten gefallen ist und ein anderer sich verwundet in unauffindbare Kellerhöhlen zurückschleppt – auch eine andere Erscheinung tritt auf: Die Zahl der Überläufer nimmt zu.

Deutsche Soldaten gehen auf die Seite des Gegners über, das ist so neu, so unglaublich, dass ich es beim ersten Mal nicht gleich fassen kann. Aber die Meldungen bestätigen es. Die Möglichkeit, diese Schlacht zu überleben und später heimzukehren, wiegt offenbar schwerer als die Tatsache des Hungers und die Gewissheit des Todes, auch wenn die Worte Ehre und Heldentum mit ihm verbunden werden. Nicht, dass die Soldaten sich durch die Stimme des Moskauer Rundfunks beeinflussen lassen, die laufend wiederholt: «Alle sieben Sekunden stirbt in Russland ein deutscher Soldat.» Nicht, dass sie allein durch die Warnung «Stalingrad – Massengrab» wankelmütig werden. Etwas völlig Neues ist etwa seit Weihnachten rings um den Kessel in Erscheinung getreten. Deutsche Stimmen sprechen uns über die Front hinweg an, deutsche Offiziere, die seit Monaten vermisst sind, deutsche Schriftsteller und sogar ein Reichstagsabgeordneter. Ulbricht heisst er. Ich kenne ihn zwar nicht – woher auch, ich war ja bisher immer stolz auf meine unpolitische Haltung. Aber was er uns sagt und Nacht für Nacht an verschiedenen Stellen wiederholt, findet offene Ohren, offeneren jedenfalls als die Schallplatten, die man uns in den letzten Monaten vorgespielt hat. Das ist eine deutsche Stimme, echtes Deutsch, kein übersetztes Russisch, das man als Feindpropaganda abtut. Nein, dem Mann da drüben hört man zu. Und er hat handfeste Argumente, wenn er von der Ausweglosigkeit unserer Lage spricht und davon, dass jeder von uns nach dem Kriege noch gebraucht wird. Was er von den Rüstungsmillionären erzählt, ist uns völlig neu und lässt sich in Stalingrad nicht kontrollieren. Aber dafür ist ein anderer Hinweis umso wirkungsvoller, nämlich der, dass die Russen nur den Hitlerstaat und seine Urheber hassen, nicht aber das deutsche Volk. Und das scheint richtig zu sein, denn sonst würden die vermissten Offiziere nicht anschliessend dasselbe behaupten. Unser Gegenüber versteht es, mit wenigen Sätzen die persönliche Not-

lage jedes Einzelnen in die grossen Zusammenhänge einzublenden und den Landser vor die Entscheidung zu stellen, entweder sinnlos zu sterben oder zu kapitulieren. Wenn die Offiziere schon nicht wollen, dann eben auf eigene Faust. «Euer Schicksal liegt in euren Händen.»

Es gibt Augenblicke, in denen ich verstehe, dass sich Gruppen selbständig machen und der verratenen Armee den Rücken kehren, dass sie einfach glauben, diese Tat ihren Frauen und Kindern schuldig zu sein. In Gedanken bin ich selbst ja auch schon untreu geworden. Nur der Eid und die Schulterstücke halten mich zurück, mit der ganzen Kampfgruppe zu kapitulieren. Und die Tatsache, dass ich nicht genau weiss, was uns auf der anderen Seite wirklich erwartet.

Jedenfalls sind es eines Abends noch ganze fünfzig Mann, die von der Kampfgruppe übriggeblieben sind. Dann wird im Laufe der Nacht telefoniert, die Armee kratzt zusammen, was überhaupt aufspürbar ist, Keller und Lazarette werden durchgekämmt, Herumirrende aufgelesen. Am Morgen ist die alte Stärke wieder erreicht, und der Tag läuft in der gleichen Weise ab wie der gestrige.

Russische Vorstösse fordern Opfer, die Artillerie des Gegners streut das Gelände ab. Es gibt buchstäblich keine Tätigkeit mehr, die man ungestört durchführen könnte. Der Gang zur Latrine ist genauso lebensgefährlich wie die Gefechtsaufklärung.

Der Tod feiert hier bei uns billige Triumphe. In jeder Gestalt und Form tritt er uns gegenüber: als pfeifendes Infanteriegeschoss, als gurgelndes Grosskaliber, als lauernde Mine, als gepanzertes Kettenfahrzeug, als Hungerration, als raffendes Fleckfieber, als Kältegrad unter Null. Er ist der grosse Trommler, dem man scharenweise zuläuft. Das gesamte Kampfgebiet ist mit Toten übersät. Fahlgrün und steifgefroren, mit braunschwarzen Flecken in den Mänteln, liegen sie im Schnee, so, wie sie waren, als das Leben den getroffenen Körper verliess. Die einen in der Stellung, hinter der provisorischen Gewehrauflage zusammengesackt. Die Späh- und Stosstrupps zwischen den Linien, tiefgeduckt. Essenträger am Rande der Trampel-

pfade, die durchlöcherten Kanister auf den Rücken geschnallt. Daneben der Melder, lang hingestreckt, den schriftlichen Befehl in der verkrampften Faust. Bergungskommandos können nicht gestellt werden. Wer ein Gewehr tragen kann, wird an der zerbröckelnden Front eingesetzt, der Rest zur Befehlsübermittlung benötigt.

Unser rechter Nachbar hat die gleichen Sorgen wie wir. Major Willig, der vorher in Marinowka lag, erzählt mir bei der ersten persönlichen Begegnung, wie es bei ihm aussieht.

Da sitzen im sogenannten GPU-Gefängnis in den bombensicheren Kellern die Reststäbe der Korps Seydlitz und Schlömer, der Divisionen Daniels und Angern. Auch dieser Zariza- Abschnitt wird von den Trümmern ehemaliger Front- und Hinterfrontformationen, die den Offizieren in ihrer bunten Zusammensetzung selbst nicht bekannt sind, mit den letzten Munitionsvorräten verteidigt, hartnäckig verteidigt. Schwere Waffen sind nicht mehr vorhanden. Aber wie bisweilen bei uns bricht stellenweise noch immer ungestümer Widerstandswille aus diesen halberfrorenen, verhungerten, zerlumpten Häuflein ehemaliger Regimenter hervor. Inmitten dieser Tragödie sitzt eine Gruppe von Generalen, die rathlos, entschlosslos, von einer Erwägung in die andere fallend, ein Ende herbeiwünschen. Aber welches? Die jüngeren Offiziere der Stäbe sind zum Ausbrechen entschlossen, sie debattieren über den Fluchtweg, verzehren die noch vorhandenen Lebensmittelvorräte – woher eigentlich? –, um Kräfte zu speichern, und stellen ihre Ausrüstung zusammen. Die letzten Alkoholmengen beschwingen die Unternehmungsgeister. Die älteren Offiziere, körperlich für solch ein Unternehmen nicht mehr geeignet, sinnen auf Auswege. Einige Frontkommandeure fragen die Generale, was geschehen soll. Jetzt, wo die Stäbe sich auflösen, angesichts des Fehlens einer straffen Führung seitens der Armee, die immer nur die Antwort gibt: Kapitulierte wird nicht, Kampf bis zur letzten Patrone. In gutgeheizten Kellern werden die Punkte beim Schein zahlreicher Kerzen besprochen. Was soll aus den Verwundeten werden?

Was soll den Männern gesagt werden, was soll werden, wenn der Russe angreift? Da löst sich der Kommandierende mit einer klassischen Formulierung und kündigt seiner Weisheit letzten Schluss: «Wenn der Russe morgen angreift, wird der Kampf angenommen – und dann beendet.»

Die Kommandeure sehen sich an. Sagt das wirklich ein Mann, der sein Leben lang die Uniform des Offiziers unter dem alten Soldatenamen getragen, der über das Leben von Zehntausenden den verantwortungsvollen Befehl geführt hat? Jeder Regimentskommandeur handelt jetzt selbst. Viele sind nicht mehr gewillt, den Rest ihrer Männer einzusetzen und die Verantwortung sinnloser Vernichtung auf sich zu laden. Die Soldaten werden in Kellern untergebracht, Verpflegungsreste verteilt. Das Gepäck für die unvermeidliche Gefangenschaft soll zusammengestellt werden. Die Russen werden nicht alle totschiessen, so denken die Offiziere, und der Rest, der einst lebend nach Deutschland kommen wird, den wird unser Vaterland brauchen. Weiter heisst es: «Ich werde euch nicht verlassen, ich lehne Selbstmord oder Ausbruch ab. Euer Schicksal ist das meinige. Bewahrt Ruhe und Disziplin!» Dann wird noch bestimmt, wer bis zuletzt bei den Verwundeten bleibt.

Aber die Abschnittskommandeure vorn an der Zariza erfahren diese Dinge nur durch gute Freunde, sie stehen weiter auf ihrem Posten, verteidigen und kämpfen.

Aus dem Kreise ratloser Führer findet endlich General von Daniels den Mut zu einer Handlung. Er will kapitulieren. Er lässt ein Schriftstück verfassen, das dem Gegner übermittelt werden soll. Er will sich und die Reste seiner Männer ausliefern, schlägt vor, bis zur endgültigen Auflösung des Kessels in den Wärme und Schutz bietenden Kellern zu bleiben, bei den Feldküchen, die das letzte bisschen Leben garantieren. Pathetisch klingt ein Satz, den er zum Schluss hineinsetzt: Er selbst habe für seine Person keine Wünsche. Welche «Seelengrösse»! Das Schriftstück ist fertig. Aber wer bringt es zum Russen? Kapitulieren ist ja verboten. Natürlich darf der OB nichts erfahren, der persönlich mit seinem Gefechtsstand in eine peinlich gefährdete Lage geraten würde, wenn seine Trümmerarmee die Waffen

streckt. Keine Bedenken, es geht um das nackte Leben! Aber wer geht hinüber? Daniels selbst? Unmöglich! Ein deutscher General! Oberst Steidle ist krank. Er wäre der nächste als Regimentskommandeur der Division Daniels. Ein Major erklärt sich schliesslich bereit, ausserdem ein jüngerer Offizier und ein Dolmetscher-Sonderführer. Aber es soll auch ein älterer Offizier mit. Im Gang des Kellers trifft Daniels auf Boje, den Regimentskommandeur der Deutschmeister.

«Boje, Sie sind doch für die Einstellung des Kampfes?»

«Ja.»

«Also gehen Sie doch mit 'rüber zu den Russen!»

Boje sagt zu. Er ist wirklich für ein Ende dieses sinnlos gewordenen Abwürgens und glaubt, sich konsequenterweise dieser Aufgabe nicht versagen zu dürfen.

Im Kraftwagen fahren sie zur Zariza-Schlucht, ein Bettlaken an einer Stange befestigt. Endlos warten sie auf einem Gefechtsstand, um die Front in diesem Abschnitt zum Einstellen des Feuers zu bringen. Denn seitens der Armee ist ja der Befehl ergangen, auf Unterhändler zu schiessen. Das befiehlt eine Armee, die sich sonst jeder Führungsmassnahme begeben hat, deren Stab nur noch aus wenigen Offizieren besteht. Selbst der Chef hat vor wenigen Tagen dem OB gegenüber betont, dass er, der Chef, eigentlich draussen der Armee mehr nützen könnte und bei der letzten Gelegenheit ausfliegen müsste.

Endlich scheint Ruhe einzutreten. Die vier steigen den steilen Hang der Schlucht hinab. Der Oberst hält die weisse Fahne. Er, der Kommandeur eines der einstmals stolzesten Regimenter des Heeres, ist gewillt, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.

Viele Stunden sind vergangen, die Dämmerung ist längst hereingebrochen, da kommen die Parlamentäre zurück. In ihrer Begleitung befinden sich zwei russische Offiziere. Alle sechs sind verwundet. Deutsche Maschinengewehre haben geschossen. Trotz weisser Fahne und obwohl gewinkt und laut «Stopfen» gerufen wurde. Und doch ist alles umsonst gewesen, denn inzwischen hat sich ein Umschwung vollzogen. Die Armee ist von irgendeiner Stelle über die Kapitulationsabsichten unterrichtet worden, worauf erregte Telefongespräche stattgefunden haben.

Ergebnis: Jedes eigenmächtige Verhandeln ist verboten, Unterhändler sind zurückzuschicken. Der Armeechef hat Drohungen durchblicken lassen. Daniels bekommt jetzt Angst vor der eigenen Courage. «Paulus lässt mich womöglich verhaften und an die Wand stellen. Vielleicht funkt er auch ans Hauptquartier. Hitler wird Repressalien gegen meine Familie ergreifen. Meine arme Frau und meine Kinder! Das jüngste kenne ich noch nicht einmal.» So klagt er, Tränen in den Augen und völlig von Nerven. «Was soll ich bloss machen?»

Den russischen Offizieren wird mitgeteilt, dass durch Verschiebung der Kommandoverhältnisse erst noch einige Befehlshaber ins Bild gesetzt werden müssten, um die ganze Handlung nicht zu gefährden. Ehe sich Daniels zur Ruhe begibt, bittet er Boje um eine Wache für die Nacht. Er befürchtet eine Verhaftung durch den Armeestab.

Am anderen Tag – der Russe hat nicht angegriffen, und Daniels ist auch nicht verhaftet worden – werden die Beratungen fortgesetzt. Die Frontkommandeure kommen erneut und fragen nach Richtlinien. Und wieder spielt der Draht zum Armeeeoberkommando. Eine Äusserung des Armeechefs wird kolportiert. Angesichts der Tatsache, dass zahlreiche Offiziere den befohlenen Selbstmord begangen haben und andere sich mit der Absicht tragen, ihn als letzten Ausweg zu wählen, soll er jetzt geäussert haben, das käme gar nicht in Frage, dazu stünde die Möglichkeit nicht frei, da bis zur letzten Patrone zu kämpfen sei. Also auch die Farce ist im brodelnden Hexenkessel unter den breiten Betteluppen sinnlos gewordener Meinungsäusserungen nicht vergessen.

Gegen Mittag geistert der Oberbefehlshaber plötzlich durch den Bau. Er sucht die Generale. Kapitulationsverhandlungen sind nicht angängig. Das ist das Thema seines Vortrags. Aber einen Ausweg zeigt er nicht, und führen will die Armee auch nicht mehr. Jede Führung ist zudem illusorisch. Der Ring verengt sich mehr und mehr. Zehntausende liegen verwundet ohne nennenswerte oder gänzlich ohne Versorgung in den Trümmern, in Kellern, in Höhlen oder verenden in den gnadenlosen Frostnächten.

Aber die Führung der Armee zeigt kein Empfinden für all das Grauen, das sie umgibt, und bleibt inmitten des apokalyptischen Vernichtungskaleidoskops kalt, herzlos und unerbittlich.

Nach dem, was mir Willig erzählt, kriselt es rechts von uns jedenfalls bedenklich. Die fast täglich wechselnden Befehlsverhältnisse – mal führt Schlömer, mal Daniels, mal ist der eine verwundet, mal der andere indisponiert – vergrössern die Möglichkeit einer Überraschung, die uns unvorbereitet in der Flanke treffen kann. Auf meinem Rückweg orientiere ich den Flakchef genauestens und schärfe ihm ein, am rechten Flügel besonders wachsam zu sein.

Am 28. gibt es zur Abwechslung wieder einmal Panzeralarm. Ich springe mit Toni an die grosse Strasse. Aus dem Zarizagrund schieben sich hintereinander zwei T 34 hoch, etwa zweihundert Meter rechts vom Hochhaus. Wenn sie die Richtung beibehalten, müssen sie genau auf unsere Haubitze treffen. Mit ihren vier Schuss könnte sie die beiden erledigen. Ich haste nach rechts. Das Geschütz steht noch da, aber einsam, verlassen, die Kanoniere fehlen. Ich rufe. Toni läuft in den nebenan liegenden Keller. Sie sind nicht zu finden. Da haben wir die Bescherung! Sicherlich übergelaufen. Vor uns rasselt es bereits. Der erste Panzer ist keine dreissig Meter mehr weg, der zweite folgt dichtauf. Beide schiessen. Zwei Mann, die aus dem gegenüberliegenden Haus treten, sehe ich fallen. In schnellem Tempo, ohne dass ein Schuss von unserer Seite fällt – womit auch, Pak ist nicht da –, nähern sich die Panzer der Strasse. Ein kurzes Verharren, eine Wendung, und weiter geht es in Richtung Bahndamm, Unterführung. Jetzt ist das zweite Ungetüm heran. Von ihm müssen wir erkannt worden sein, denn wir werden von MG-Garben eingedeckt. Wir können uns nicht mit ihm einlassen und müssen weg. Ein weisser Lappen, den wir im letzten Augenblick schwenken, und die unverwundeten Arme, die wir zum Zeichen der Gefangengebe hochheben, sind unsere letzten Abwehrwaffen. Ob die übergelaufenen Kanoniere nicht doch richtiger gehandelt haben?

Am 29. tritt ein, womit ich seit zwei Tagen gerechnet habe. Das XIV. Panzerkorps kapituliert. Auf die erste Meldung hin eilen wir zum Bahndamm; Glock, Toni und Beissmann begleiten mich, der Flakchef schliesst sich an. Die weiten Flächen jenseits der Unterführung, die bisher immer menschenleer vor unseren Blicken lagen, beleben sich. Aus Löchern und Kellern quillt es, aus Türen und Fenstern schieben sich die Gestalten, hinter jedem Schneewall steht einer auf. Gruppen bilden sich, kleine und grosse Haufen, die Waffen werden zusammengetragen, Karabiner, Pistolen, Maschinengewehre, am Gepäck wird geschnürt, einzelne Soldaten klopfen sich auf die Schulter, andere drücken sich die Hand. Und die Sieger gehen in ihrer Pelz- und Wattedeckung, die Maschinenpistole schräg vor der Brust oder schussbereit im Arm, zwischendrin auf und ab. Kolonnen werden zusammengestellt. In Linie zu vier Gliedern stehen sie da, bunt durcheinander, Heer und Luftwaffe, alle Dienstgrade, Mantel und Tarnanzug, Rucksack, Tornister und ohne Gepäck, Stahlhelm, Krätzchen und Schirmmütze, alt und jung, gross und klein, aufrecht und gebeugt. Plötzlich fallen von weiter rechts Schüsse, drüben in den angetretenen Kompanien stürzen mehrere Soldaten. Das ist doch der Gipfel der Verblendung! Deutsche schiessen auf Deutsche, nur weil der Befehl vorliegt, Überläufer unter Feuer zu nehmen. Ich schicke Glock los, um dieses Morden zu unterbinden. Bewusst handle ich gegen den Befehl, verhindere seine Ausführung, und eine Minute später treffe ich bereits Massnahmen, die dem Geist dieser Art Befehle entsprechen. Ich verstehe mich selbst nicht mehr, aber wahrscheinlich geht es mir nicht allein so. Niederlage und Kapitulation sind bei der Wehrmacht weder auf dem Exerzierplatz noch am Sandkasten geübt worden.

Wir hängen jetzt nach rechts in der Luft, wir müssen einen Abwehrriegel aufbauen. Das ist militärisch klar, nur mit unseren schwachen Kräften nicht zu lösen. Eine ganze Gruppe wird die Flakbatterie vorn herausziehen und am Bahndamm mit Front nach Westen einsetzen. Mehr steht nicht zur Verfügung. Alles, was darüber hinausgeht, muss die Armee veranlassen. Sie muss jetzt handeln, so oder so.

Die Entscheidung, die ganz oben getroffen wird, haben wir uns denken können. Es ist weiterzukämpfen, die neue Stellung muss um jeden Preis gehalten werden. Major Dobberkau, ein Bataillonskommandeur des Regiments Roske, vielmehr des früheren Regiments Roske, denn dieser ist an Hartmanns Stelle getreten und eben General geworden, erhält von der Armee den Auftrag, eine neue Linie längs des Bahndammes aufzubauen. Ein paar Kranke sind noch da und ein paar Soldaten, die wegen Überfüllung nicht mehr im Lazarett aufgenommen werden konnten, die restlichen soll sich dieser Major selbst in den Kellern zusammensuchen. Uns geht es mit dem Ersatz, den wir für unsere Front benötigen, nicht besser. Auch wir werden auf die unerfassten Menschenreserven verwiesen.

Gegen Mittag stiefe ich mit Lenz die Stufen zum ersten Keller abwärts. Das langgestreckte Gebäude liegt keine fünfzig Meter hinter uns. Totenstille herrscht hier unten, und doch müssen Menschen da sein. Ich stosse die Tür auf. Ein heller Raum liegt vor mir. Der draussen liegende Schnee leuchtet durch die verdreckten Fenster auf mehrere Dutzend Gestalten, die in ihren grauen Strickjacken oder mit geöffneter Feldbluse am Boden schlafen. Stroh, ungehobelte Bretter und Türfüllungen dienen ihnen als Unterlage. An einem abgerissenen und nur noch lose am Knopf baumelnden Schulterstück erkenne ich einen Leutnant, ich schätze ihn auf dreissig Jahre. Ungewaschen, blonde Stoppeln im Gesicht und das Haar wirr über die erfrorenen Ohren gestrichen, richtet er sich halb auf.

«Was machen Sie hier?» rede ich ihn an.

Er spricht zunächst nicht. Seine Augen, die nur halb geöffnet auf mich blicken, bleiben stumpf wie zuvor. Statt jeder Antwort dreht er sein rechtes Schultergelenk, ein kurzer Stumpf steht vom Körper ab. Der Pulloverärmel hängt schlaff herunter. Ein Krüppel. Auf meine weiteren Fragen erfahre ich: Er ist zwanzig Jahre alt, seit vier Tagen hier unten und hat seitdem erst einmal etwas gegessen. Das war letzte Nacht, zwei Mann haben eine Verpflegungsbombe gefunden und hergeschleppt. Würste, Brot und Konserven sind sofort verteilt und vertilgt worden. Sonst kümmert sich kein Mensch um sie. Sämtliche

Soldaten in diesem Raum sind verwundet. Und nebenan im Raum sieht es nicht um ein Haar anders aus. Mit blödem Lachen, verhaltenem Grimm, lauter Wut oder völlig unbewegt, je nach Zustand und Temperament, wird mir geantwortet. Keiner ist anwesend, der nicht mindestens eine Verwundung hat, die ihn normalerweise ins Lazarett brächte.

«Und der da?» weise ich schliesslich auf einen, der sich noch gar nicht gerührt hat.

«Der ist gestern gestorben.»

Und dabei sieht mich der Sprecher an, als ob es eine Selbstverständlichkeit wäre, tote Kameraden als Unterlage zu benutzen.

Das ist also das Rekrutendepot, die unausgeschöpfte Reserve der 6. Armee. Auch diese Soldaten sind einst mit uns marschiert, sie haben an unserer Seite gekämpft. Ihre Gesundheit ist weg, alle Menschenwürde ist abgefallen. Und die soll ich mit dem Versprechen auf eine heisse Wassersuppe an die Front locken, bloss damit sie schneller ein anderes Ende finden und wir den sicheren Untergang vielleicht einen Tag weiter hinausschieben?

Am Nachmittag melde ich Fehlanzeige und bitte erneut um Zuweisung von Ersatz. Da die neue Front immer noch nicht steht, brennt es mir unter den Fingernägeln. Womöglich erfolgt morgen früh ein russischer Grossangriff von Westen, und wir werden durch diesen Flankenstoss in unseren Stellungen überwalzt. Ich setze deshalb einen Spähtrupp an, sechs Mann mache ich ihn stark. Ich will wissen, was rechts von uns vor sich geht.

Bevor ich Meldung erhalte, zerreisst die rauhe Wirklichkeit alle Kombinationen und Absichten. Sechs T 34 stehen plötzlich vor dem Nachbargebäude, in dem Wulz neuerdings seinen Gefechtsstand aufgeschlagen hat. An jeder Ecke steht ein Panzer in Stellung, zwei fahren in den Hof. Die aufgesessene Infanterie springt ab, und schon ballern die Rohre auf das brüchige Mauerwerk, dass die Geschosse auf der anderen Seite wieder herauskommen. Eine Episode verzögert noch den folgerichtigen Ablauf der Ereignisse. Wulz erscheint mit seinem ganzen Stab, der aus fünf Mann besteht, vor dem Hofeingang.

Jeder hat einen Karabiner bei sich, jeder hat einen Ladestreifen Munition. Aber die sechsmal fünf Schuss haben schnell den Lauf verlassen. Barhüptig und ruhig, wie er herausgekommen, so verschwindet der General wieder hinter der Haustür, die anderen mit. Niemand kann einen Finger für den Kommandeur der Südfront rühren, die Panzer halten die gesamte Umgebung in Schach. Schliesslich hört das Schiessen in unmittelbarer Nähe auf, zwei Russen gehen Wulz nach, und nach Ablauf weniger Minuten bringen sie ihn heraus. Er wird eingeladen, auf einem T 34 Platz zu nehmen, das Gepäck kommt dazu, und dann zieht die ganze Panzerkarawane im Gänsemarsch nach Westen.

Eins haben wir aus diesem Vorfall gelernt. Direkt an der Strasse ist der Gefechtsstand zu exponiert gelegen. Wir ziehen daher um. Ein Riesengebäude mit zwei Querflügeln, der sogenannte «Jägerpark», nimmt uns auf. Hierher bekomme ich, wenn auch reichlich spät, die Meldung von dem angesetzten Spähtrupp.

Zwei Mann sind es allerdings nur, die zurückkommen, zwei von sechs, aber beide freudestrahlend, rechts und links mit Brot beladen. Etwa zwanzig Kilo, überschlage ich schnell. Der eine berichtet: «Kurz vor dem Gefängnis haben sie uns geschnappt. Aber getan hat uns keiner was. Im Gegenteil, die Muschiks waren ordentliche Jungs. Ohne viel Fisimatenten wurden wir zur Feldküche geschleift, und dort konnten wir uns mal richtig sattfressen. Jeder hat vier Schläge gekriegt. Prima Erbsen, sage ich Ihnen, wie'n Gedicht, Herr Major. Dann haben sie uns gesagt, zwei können wieder zurück. Da haben wir gelost, Wilhelm und ich, wir mussten dran glauben. Wenn ich ehrlich bin – ich wäre lieber dageblieben. Ehe wir abgehauen sind, ist noch so'n Alter mit Brille gekommen, der sprach deutsch, was man so deutsch nennt, wir konnten jedenfalls verstehen, was er meinte. Wir sollen alle 'rüberkommen, zu fressen ist genug da. Dann hat er uns noch die Kommissbrote gegeben. Geraucht haben wir auch, Wilhelm drei Zigaretten, ich zweie.»

Über Vorbereitungen zu einem Angriffsunternehmen können die beiden nichts aussagen. Sie haben jedenfalls nichts bemerkt. Dass sie das Brot mitgebracht haben, ist zu begrüßen. Allerdings werden die Folgen nicht lange auf sich warten lassen.

In der Nacht geht es drunter und drüber. Gegen Mitternacht rollen russische Panzer in unseren Kampfraum. Ununterbrochen klappern die Ketten über das Pflaster der Strassen, keine Pak, kein deutsches Geschütz hält die kreuz und quer fahrenden T 34 auf. Aufgesessene MPi-Schützen springen ab, kämpfen im Rücken der vorderen Linie die Besatzungen einzelner Häuser nieder und heben Befehlsstände wie ganze Stäbe, die sich vorläufig noch völlig in Sicherheit glaubten, im Verlauf weniger Minuten aus. Auch am Jägerpark wird geschossen. Gestalten in weissen Tarnanzügen tauchen in den Ruinen auf, huschen von Mauerrest zu Mauerrest und versuchen, die Kellereingänge im Handstreich zu besetzen. Aber wir wehren uns. Wir haben Angst vor der Gefangenschaft. Oder genauer gesagt: vor dem Augenblick, in dem wir die Arme hochnehmen werden. Das erscheint unverständlich, und ich glaube auch, dass mich meine Angehörigen nicht verstehen würden, selbst meine Frau nicht. Und doch ist es so. Aber das kann nur einer begreifen, der von Anfang an in Stalingrad dabei war, der es gesehen hat, als die Häuser und Fabrikhallen noch standen und die Strassen kaum beschädigt waren. Was sollen wir von denen drüben erwarten, nachdem wir hier so gehaust haben? Ihre Erbitterung wird gross sein, doppelt gross, weil die Zertrümmerung der Stadt in den letzten Wochen, als unser Schicksal schon besiegelt war, weitergegangen ist. Und nicht zuletzt deshalb, weil diese letzten Tage ihnen noch Verluste gebracht haben. Wenn wir die Arme hochnehmen, werden sie zuerst denken, dass wieder Handgranaten kommen. Wie werden sie da reagieren? Beim XIV. Panzerkorps ist alles gut gegangen, das haben wir gesehen. Aber das muss nicht immer so sein, und was danach kommt, weiss bis jetzt auch niemand. Das ist alles ungewiss. Deshalb kann ich mich nicht entschliessen, deshalb zögere ich diesen Schritt immer weiter hinaus.

Zahlreiche Ausfälle sind das Ergebnis der Nachtgefechte. Tote liegen auf den Treppen, Verwundete werden in den Sanitätskeller getragen. Selbst vorn, wo die Panzer nur vorbeigefahren sind und wo es überhaupt nicht zum Kampf gekommen ist, gibt es neue Lücken. Aber keine Gefallenen und keine Verwundeten, hier fehlen die Soldaten

ganz. Sie sind im Schutze der Dunkelheit übergelaufen. Der gestrige Spähtrupp und das russische Brot werden daran nicht ganz schuldlos sein.

Die heutige Nacht hat gezeigt, dass die Verteidigung noch straffer organisiert werden muss. Der Jägerpark wird daher in zwei Zonen geteilt. Während Major Linden das Kommando über den Westflügel übernimmt, führe ich den Befehl über den anderen Teil. Gleich in den ersten Vormittagstunden beginnen wir mit dem Bau neuer Barrikaden und dem Herstellen von Gewehrauflagen in den oberen Stockwerken.

Heute ist der 30. Januar, ein Feiertag im nationalsozialistischen Deutschland. Zehn Jahre ist es her, dass Hitler zur Macht gekommen ist, Anlass genug, um die dienstefrigen Gefolgsmänner mit Ehren zu überschütten. Paulus wird Generalfeldmarschall. Und die Armee tut ihrerseits ein Übriges. In diesen Tagen, da uns das Wasser bis zum Halse steht und alles andere wichtiger ist als die Bearbeitung von Personalangelegenheiten, beschäftigt sich die Führung mit derartigen Fragen. Die Ordenskisten werden geleert. Die Ritter- und Deutschen Kreuze regnen auf Gerechte und Ungerechte. Generalstabsoffiziere, Offiziere in Stäben, die erst wenige Monate Krieg hinter sich haben, erhalten hohe Auszeichnungen, die sie bestimmungsgemäss niemals erwerben können. Beförderungen werden ausgesprochen, die man selbst in solchen Lagen vor Gott und der Welt nicht verantworten kann. Generale werden gemacht mit Dienstjahren, mit denen man früher nicht einmal Hauptmann werden konnte. Nur Urlaub kann nicht mehr gewährt werden, sonst würde auch der die Falschen treffen. Man sagt sich wohl: Spenden wir ruhig mit vollen Händen, die Betroffenen werden doch nicht mehr viel davon haben! Und es finden sich Offiziere, die diese Orden und Beförderungen als berechnete Belohnung stolz zur Schau tragen.

Gegen Mittag wird eine Rede Görings übertragen. Im Keller nebenan, wo der letzte heile Apparat steht, drängen sich die dienstfreien Soldaten um den Lautsprecher. Einige haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sie glauben immer noch an das Versprechen Hitlers auf Ent-

satz. «Ihr könnt euch felsenfest auf mich verlassen.» Das ist damals hereingefunkt und auch bekanntgegeben worden. Und daran klammern sich die Unentwegten. «Der Führer lässt uns nicht sitzen. Heute wird uns Göring sagen, wie es steht.» Und bei manchen, die schon mit dem Leben abgeschlossen hatten, glimmt die Hoffnung wieder auf.

Die Stimme im Lautsprecher redet von Volksgemeinschaft, Volksheer und Weltanschauung, Worte, die wir schon tausendmal gehört haben und die wir zur Genüge kennen. Hitler wird der grösste Deutsche genannt. Und dann heisst es: «Der Gegner ist hart, aber auch der deutsche Soldat ist härter geworden.» Herkommen, möchte man dem Phrasendrescher zurufen. Sehen Sie sich die hart gewordenen Kämpfer an! In den Kellern und Schneelöchern liegen sie und können sich kaum rühren. Einmal Pferdebrühe am Tage, das ist ihre Stärke.

«Aus allen diesen gigantischen Kämpfen ragt gleich einem gewaltigen monumentalen Bau Stalingrad, der Kampf um Stalingrad heraus. Es wird dies einmal der grösste Heroenkampf gewesen sein, der sich jemals in unserer Geschichte abgespielt hat.»

Er meint uns. Grosse Worte sind das, aber dafür können wir uns nichts kaufen. Sie sind höchstens verdächtig. So spricht der Pfarrer vor dem offenen Grabe. Auch da wird aus jedem ein Herrgott gemacht. Doch es kommt noch besser. Vom Schulter- an-Schulter-Kampf der Generale und Soldaten ist die Rede, von der gewaltigen Übermacht des Gegners und vom Heldenkampf der Nibelungen.

«Auch sie standen bis zum Letzten.»

Jetzt ist es 'raus. Abgeschrieben, tönt es durch meinen Kopf, abgeschrieben, endgültig abgeschrieben. Wir sind geopfert. Trotz Hitler und Versprechen. Und heute schlägt man schon aus unserem Tod Kapital. Seht hin, dort stehen sie, die Helden, rächt sie, kämpft mit der gleichen Verbissenheit! Göring spricht es direkt aus: «Wenn einer einmal schwach werden sollte, dann denke er an die Kämpfer von Stalingrad!»

«Stellt den Kasten ab!» schreit Fricke heiser. «Stellt ihn ab! Oder wollt ihr euch eure eigene Leichenrede anhören? Der Dickwanst hat

gut reden, der sitzt in Berlin, während wir hier krepieren.»

«Ja, abstellen, abstellen!»

«Quatsch, Ruhe, wir wollen weiterhören», brüllt ein anderer dazwischen. Hin und her geht es. Schliesslich tritt wieder einigermaßen Ruhe ein. Von Leonidas und seinen dreihundert Spartanern wird jetzt gesprochen. Der ganze deutsche Wortschatz wird aufgeboten, um ihr Heldentum auszumalen. Der Sprung zu uns ist schnell getan.

«So wird es auch einmal heissen: Wanderer, kommst du nach Deutschland, so berichte, du habest uns in Stalingrad liegen sehen, wie das Gesetz es befahl.»

«Lasst mich durch, lasst mich, ich kann das nicht mehr hören!» Ein alter Gefreiter tobt jetzt los. Er stösst seinen Vordermann zur Seite und drängt sich durch 'nach vorn, an den Apparat heran. Ein kurzer Schlag mit dem Gewehrkolben, blitzschnell geht das, keiner kann ihn daran hindern, und der ganze Kasten poltert herunter. Drahtwicklungen und Röhren liegen am Boden, die Wandungen darüber. Sechs, sieben Kommissstiefel zertreten die einzelnen Teile. Die Stimme ist tot.

Ich sage nichts dazu, denn ich gebe den Männern recht.

«Herr Major, die Russen! Nebenan wird schon kapituliert.»

Beissmann, der zuverlässige Beissmann, ruft mir diese Meldung zu. Dann hat es auch seine Richtigkeit.

«Alarm!» schreie ich durch den Raum. Zwei Melder trommeln die übrigen aus den Kellern. Ich stürze die Treppen hoch, Toni und Glock hinter mir her.

Oben vor dem Bau, an jeder Ecke, stehen wieder die Panzer und streuen die Gegend ab. Geschossgarben prasseln die Strasse entlang, die Eingänge werden beharkt. Querschläger pfeifen uns um den Kopf. Aber ich muss wissen, was da los ist. Am schnellsten bin ich drüben, wenn ich den Weg durch die grosse Toreinfahrt nehme. Ein Sprung, ich bin auf der Strasse, die Mauer entlang, so schnell ich kann, rechts und links von mir schlägt es in die Häuserwand, der Stahlhelm rutscht mir in die Augen, noch zehn Meter, noch zwei, jetzt um die Ecke, wieder durch eine Toreinfahrt, durch und – krachhhhh!!

Ich liege lang im Schnee, ein Schlag vor den Hals hat mich umgeworfen, und ein breitschultriger Rotarmist beugt sich über mich. Ich blicke in die Mündung einer Maschinenpistole.

«Dawai!» brüllt er mich an und streckt seine Hand befehlend nach rechts. Ich wende den Kopf. Dort schiebt sich einer nach dem andern aus dem Kellereinstieg, die Arme hoch und waffenlos. Eine Kolonne bildet sich dreissig Schritte weiter, vier Reihen nebeneinander. Linden steht auch schon in Reih und Glied. Ich trete neben ihn. Wir drücken uns die Hand, dann erklärt er mir kurz, wie es zu diesem Ende gekommen ist.

«Die T 34 sind urplötzlich dagewesen. Die Posten am Eingang haben gegen die Übermacht nichts machen können. Gleich darauf sind die ersten Handgranaten in den Keller geflogen, sie hatten eine verheerende Wirkung. Um weiteres Blutvergiessen zu vermeiden, habe ich sofort kapituliert.»

Unwahrscheinlich langsam windet sich unser Gefangenenzug durch die Trümmerfelder am grossen Strom, stumpf und gesichtslos. Im Rücken liegen jetzt Hunger und Blut, Hölle und Grausamkeit, Wahnsinn und Verrat, zerbrochene Gewehre, tote Bataillone. Was vor uns liegt, wissen wir nicht. Ausgepumpt ist man, unendlich müde und fertig, restlos fertig. Kein Wort fällt, der Kopf hängt, denken kann man sowieso nicht, wozu auch, vorbei, vorbei, sinnlos das Sterben, sinnlos das Leben, wäre ich doch gefallen, damals in Halle 4!

«Du Oberleutnant?»

Ein russischer Unteroffizier steht plötzlich vor mir, schüttelt mich an meinem Mantel. Was er nur will?

«Oberleutnant?» wiederholt er seine Frage.

«Nein, Major.»

«Ah, Major, ah, Major, Major!»

Und schon fühle ich mich gepackt, gezerzt, geschoben. Ein Wortschwall ergiesst sich über mich. Angebrüllt werde ich, und ein Arm hebt sich. Hebt sich und droht.

Da schreit eine zweite Stimme. Ein Schatten huscht auf den Arm zu und schlägt ihn zur Seite. Ein junger Leutnant klopft mir auf die Schulter.

«Herr Major, Sie entschuldigen. Unsere Menschen gut. Aber hier in Stalingrad viel Tote, viel Blut, Sie verstehen? Vergessen Sie das, kommen Sie mit mir!»

Er lässt den ganzen Zug halten und führt mich nach vorn. Ich gehe aufatmend mit und höre, wie er mit dem Zugführer spricht. Dann wendet er sich zu mir: «Kamerad wird aufpassen. Es wird Ihnen nichts passieren, bis der Krieg ist kaputt, bis Hitler kaputt. Dann werden Sie kommen nach Hause.»

Er schüttelt mir die Hand.

DIE 6. ARMEE HAT AUSMARSCHIERT

Im Kellergeschoss des Kaufhauses wimmelt es von Soldaten. Längs der Wand sitzen sie, einer neben dem andern, ohne Zwischenraum, ein zusammenhängendes Glied, gerade die Türen sind freigelassen. Auf der anderen Seite dasselbe Bild. Und dazwischen spielt sich im Halbdunkel der Geschäftsbetrieb ab. Schreiber und Funker stolpern mit Schriftstücken und Sprüchen in der Hand über ausgestreckte Beine und über Gepäckstücke, die wirt herumliegen, klopfen an Türen, öffnen, schliessen, kommen zurück und begegnen neuen Meldern. Das Hirn des absterbenden Körpers funktioniert noch.

Die Meldung über den endgültigen Zusammenbruch der Südfront ruft grösste Bestürzung hervor. Während wir, die Verteidiger dieses Abschnitts, bereits die Stadt verlassen haben, befiehlt Schmidt das Schliessen der entstandenen Lücke. Kampfgruppen, die nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, werden nach vorn geworfen, um ein Weiterstossen des Russen über den Jägerpark hinaus um jeden Preis zu verhindern.

Ich erlebe das alles zwar nicht mehr mit. Aber der Major Dobberkau, den ich drei Tage später in Krasnoarmeisk wiedertreffe, gibt mir ein anschauliches Bild von den letzten Stunden im Keller des Feldmarschalls. Und Hauptmann Markgraf, der Panzerjäger, ergänzt ihn mit seinem Bericht aus dem Nordkessel.

Der deutsche Soldat in Stalingrad ist ein Wesen der Widersprüche. Auf der einen Seite erkennt er die Ausweglosigkeit seiner Lage, auf der anderen kämpft er verbissen um die letzte Trümmerstätte. Um elf Uhr verurteilt er die Führung und zerschlägt den tönenden Rundfunkapparat, wenn er die Stimme des Reichsmarschalls hört, und um zwölf Uhr legt er wieder die Hände an die Hosennaht, wenn ein Anreiber zu ihm spricht, sagt «jawohl» und gehorcht. Eine Tragik liegt im Geschehen dieser Tage. Sehenden Auges, die rettende Insel, Brot,

Medizin und Ruhe, alles in Sprungweite vor sich, taumeln die Ja-Sager durch frostklare Tage und feurige Nächte in ihr Verderben. Es ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, das Soldatentum, das, was sie darunter verstehen, das unbedingte Gehorchen, auf der Stelle und gedankenlos. Die soldatischen Tugenden des Wägens und Wagens, des Edelmutts, der Ehrauffassung, der Würde und der Achtung fremden Lebens sind verlorengegangen. Der Mensch darf nicht mehr denken, er soll nur gehorchen, gehorchen, mutig sein und tapfer, treu bis in den Tod und nicht fragen, wofür. Alle, die hier stehen und kämpfen, sind folgsame Diener ihres Herrn, Automaten, die die Ware liefern, wenn der Groschen fällt. Nur auf Grund dieser Erziehung ist es überhaupt möglich, dass immer noch Widerstand geleistet wird und Tausende von Kameraden in letzter Minute sinnlos umkommen. Die jahrelang auf gezogene Feder schnurrt ab.

Im Raum des Armeenachrichtenführers herrscht ein ziemliches Durcheinander. Um Oberst van Hooven herum sitzen an die zwanzig Offiziere. Ein alter Major ist da, der irgendwo Kommandant des Stabsquartiers gewesen ist und jetzt andächtig in einem Neuen Testament blättert. Neben ihm kramt ein junger Artilleriehauptmann in seinem Zeug. Die Briefftasche wird entleert, das Kartenbrett gesäubert. Dann tritt er an den eisernen Ofen, der mitten im Raum steht, und wirft hinein, was er nicht mehr braucht: Soldbuch, Briefe, Fotos und Geldscheine. In der Ecke am Kellerfenster stehen drei Oberleutnante und beugen sich über eine Karte, die der mittlere in beiden Händen ausgebreitet hält. Sie sprechen von den sogenannten Bezugspunkten. Das Oberkommando des Heeres hat vor einer Woche herein- gefunkt: Wer in der Lage sei auszubrechen, dem werde geholfen. Die Luftwaffe sei angewiesen, verschiedene Punkte zwischen Wolga und Front regelmässig anzufliegen, Verpflegung abzuwerfen, wenn deutsche Soldaten zu erkennen seien, diese in Gruppen aufzunehmen und heimwärts zu transportieren. Der nächste Punkt, der angegeben wurde, ist etwa dreissig Kilometer entfernt. Nowy Put heisst er und liegt

in südwestlicher Richtung, auf Kotelnikowo zu. Er wäre von vielen zu erreichen gewesen. Aber die Armee, die eine Auflösung ihrer letzten Kampfkraft befürchtete, hat diesen Befehl geheimgehalten. Nur wenige Offiziere der höchsten Stäbe sind orientiert. Sie rechnen sich immer noch eine Chance des Entkommens aus. Alle möglichen Vorschläge tauchen auf. Der eine will es noch mit einem T 34 versuchen, den er vollgetankt im nächsten Hof stehen hat, der zweite will nachts mit auf geblendeten Scheinwerfern durch die Linien fahren, der dritte ist für eine Flucht zu Fuss. Wieder andere schlagen vor, sich in den Trümmern einzugraben, die Kapitulation unter Tage abzuwarten und erst aufzubrechen, wenn der grosse Schwarm auseinandergelaufen sei. Alle diese jungen Offiziere berechnen schon den zehnten und zwanzigsten Schritt, ohne sich zu überlegen, dass sie gleich beim ersten unweigerlich stolpern und stürzen müssen.

Es ist vielen unbegreiflich, dass diese Leutnante so selbständig über sich und ihre Zeit verfügen können. Den Frontoffizieren befiehlt man, nach wie vor auszuhalten und bei ihren Soldaten zu bleiben. Denn jeder Ausbruchversuch, schon die Planung, mit oder ohne Ermächtigung in Gruppen oder Grüppchen die Flucht zu versuchen, muss demoralisierend auf die Truppe wirken. Aber bei den Stäben wird mit anderem Mass gemessen.

Als die ungeladenen Besucher so zusammensitzen und die letzten Möglichkeiten überdenken, resümieren sie schon das Kapitel Stalingrad. Nutzlos das Einfliegen von Urlaubern, besonders von Offizieren. Man hatte schon genug, dazu noch viele beschäftigungslose Stäbe, für die unmögliche Verwendungen gesucht und gefunden wurden. Einige Stäbe wurden allerdings ausgeflogen. Diese nahmen die unwahrscheinlichsten Dinge mit hinaus, beispielsweise Kisten mit Spirituosen. Als ob Verwundete nicht vielleicht wichtiger gewesen wären!

Alle sind fassungslos, sie begreifen nichts mehr, weil alles, was geschieht, gegen Sinn und Verstand geschieht. Die Achtung vor dem, wovor sie bisher verehrungsvoll und ehrerbietig standen, was sie selbst bejahten, lehrten und anerzogen, ist weg. Das Rad der Geschichte rollt, und sie sind die Untergehenden.

Jeder von den Offizieren ist dafür, Schluss zu machen. Sie wollen

retten, was noch am Leben ist. Deutschland braucht uns alle noch, das ist ihre Losung. Keinem mangelt es an Mut zur Selbstaufopferung, das haben alle zur Genüge bewiesen. Jeder ist hier zum Grenadier geworden und hat geschossen, und selten hat einer persönliche Feigheit über sich die Oberhand gewinnen lassen. Aber kann denn der Oberbefehlshaber jetzt noch den Befehl zum Aushalten verantworten?

Oberst van Hooven spricht mit dem Ia der Armee und fragt ihn, ob dem Feldmarschall der Zustand der letzten Soldaten, ob ihm die trostlose Lage der Verwundeten wirklich bekannt sei. Dieser bejaht und wiederholt, dass trotzdem weitergekämpft werden müsse. Was können die wenigen Stunden, die Ströme von Blut kosten, der Heeresleitung noch nutzen?

«Merde», rief Marschall Cambronne bei Waterloo, als nach dem letzten Versuch der alten Gardebataillone Napoleons, die Schlacht wiederherzustellen, der konzentrische Angriff der Engländer und Preussen die noch intakt gebliebenen Karrees ins Wanken brachte, und warf seinen Säbel in die Scheide. Alle haben den uralten Soldatenfluch oft über die Lippen gebracht – und sie hatten auch Grund dazu. Aber heute, am 30. Januar, sind bereits alle Worte und Flüche zu blass, um die Entrüstung ausdrücken zu können über das, was hier befohlen wird.

Stunden sind vergangen, und die Offiziere sitzen wieder um die flackernde Kerze. Vier Zentimeter ist sie noch hoch, und es ist die letzte. Bald kommt die Dunkelheit.

Oberst van Hooven ist mit einer Schachtel Zigaretten von einer Besprechung beim OB zurückgekehrt. Alle stecken sich eine an. Während schwerste Detonationen den Keller in seinen Grundfesten erschüttern, trommelt der junge Artilleriehauptmann mit den Fingern der rechten Hand nervös auf die Tischplatte. Von Gesicht zu Gesicht sieht er, fragend ist dieser Blick und unsicher, als ob er einen Halt suche. Schliesslich räuspert er sich.

«Herr Oberst, ich habe eine Frage. Was werden Sie tun, wenn der Russe kommt?»

Der Armeenachrichtenfürer sieht ihn ruhig an. Und ganz klar kommt die Antwort: «Ich gehe in Gefangenschaft.»

Der Hauptmann zuckt zusammen, er kann seine Überraschung nicht verbergen. Verständnislos blickt er auf den Oberst, auf die geflochtenen Schulterstücke mit den zwei goldenen Sternen und schüttelt den Kopf.

«Herr Oberst, das geht nicht. Wir Offiziere können später nicht allein in die Heimat kommen und dem deutschen Volk sagen: Deine Söhne sind in Stalingrad geblieben, wir sind die einzigen, die leben, wir haben uns gerettet, als unsere Männer tot waren.»

«Und doch können wir das.» Van Hoovens Stimme wird lauter. «Der Prozentsatz der Gefallenen ist bei den Offizieren genauso hoch wie bei den Mannschaften. Niemand kann uns deswegen Vorwürfe machen. Und wir können nicht nur nach Deutschland zurück, wir müssen zurück. Gerade wir sind dazu berufen, der Heimat die Wahrheit zu sagen. Ich habe schon den ersten Weltkrieg mitgemacht, ich habe das ganze Elend zweimal erlebt. Jetzt ist es genug. Das darf sich nicht wiederholen.»

«Aber Herr Oberst, den Krieg haben wir doch alle nicht gewollt. Sie etwa?»

«Das nicht. Wir wollten ihn alle nicht. Aber als die grossen Erfolge kamen, da sind wir begeistert mitgegangen. Bis in diesen Keller. Das müssen Sie mir doch zugeben.»

Der Hauptmann gibt nicht auf. Hier hat er einen älteren Offizier gefunden, der ihm antwortet.

«Die Stimmungsmache hat doch in dieser Richtung gearbeitet.»

«Nennen Sie das Stimmungsmache. Die Propaganda, die Erziehung hat uns so weit gebracht. Aber das ist nur in einem Staat möglich, wo das Führerprinzip herrscht. Wir haben doch alle einen gesunden Menschenverstand, heute können wir doch darüber sprechen, warum ging das früher nicht? Was wir brauchen, ist eine Art Demokratie.»

Andere sind aufmerksam geworden, treten näher, beteiligen sich aber nicht. Sie hören nur zu.

«Wie stellen Sie sich denn die vor?»

«Das klingt mir nach Interview. Aber darüber werden wir uns nach dem Krieg ernsthaft unterhalten müssen. Hier in diesem Keller kann ich Ihnen auch kein Rezept geben.»

«Herr Oberst, glauben Sie denn, dass man nach dem Krieg auf uns hören wird?»

«Es wird schwer sein, das gebe ich Ihnen zu, aber der Erfolg wird nicht ausbleiben. Ich habe in den letzten Tagen viel darüber nachgedacht, und ich sehe eine Zukunft. Wenn es einmal soweit ist, sind auch die ungeheuren Opfer nicht umsonst gewesen. Der Tod unserer Kameraden hier in Stalingrad wird dann seinen tiefen Sinn erhalten.» Die Worte gehen hin und her. Zusammenhänge werden sichtbar, und neue Erkenntnisse dämmern auf.

Draussen verstärkt sich der Druck des Gegners. Von allen Seiten stürmt er auf die müden Verteidiger ein. Meldungen kommen von der Fliegerkaserne, vom Bahndamm und von den Stellungen im Süden, die alle zeigen, dass das Ende sprungartig näherrückt. Es kann sich nur noch um wenige Stunden handeln, dann steht die russische Infanterie vor dem Eingang des Kaufhauses, und Paulus wird in letzter Konsequenz selbst zum Gewehr greifen. Aber anscheinend will er nicht. Am späten Abend findet die endgültige Besprechung statt, sie soll die Entscheidung bringen. Man spricht davon, der OB plane für den letzten Augenblick einen Ausfall, der ihm an der Spitze seiner Offiziere den Tod bringen soll. Der Feldmarschall, das Vorbild seiner Männer, mit der Handgranate in der Hand vorn auf der Titelseite der illustrierten Zeitungen, darunter die Worte: Er fiel für Führer, Volk und Reich – das ist gerade das, was man im Hauptquartier will, was man braucht, um dem neuen Heldenlied die Krönung zu geben. Und der Armeeführer überlegt sich, ob er den Weg zu Ende gehen soll, der mit Hunderttausenden von Grabkreuzen und Leichen flankiert ist, die alle auf höheren Befehl dort liegen, vor und in der Stadt.

Während in der hintersten Kellerecke um die letzte Szene in dieser grössten deutschen Tragödie gerungen wird, während sich draussen die Rotarmisten im Nahkampf von Häuserviertel zu Häuserviertel vorkämpfen, krachen in den unterirdischen Gewölben einzelne Schüsse. Die Nerven versagen bei Offizier und Mann. Man kann sich nicht vorstellen, was kommt, man will keinen Schritt in diese Unge-

wissheit tun, man hat Angst, und Männer, die noch gestern den Mut hatten, barfuss durch die Hölle zu gehen, wählen aus diesem hoffnungslosen Grauen den kurzen Weg der Kugel. Teilweise mangelt es auch schon hierfür an Munition. Gruppen bilden sich, die geschlossen handeln. In einem düsteren Keller hat sich der gesamte Pionierzug des Grenadierregiments 191 versammelt. Kriegerichter und Divisionsveterinär haben sich ebenfalls eingefunden. Die restliche Munition liegt im Raum herum. Auf den einzelnen Ladungen und Sprengbüchsen sitzen die Männer und kramen noch einmal in ihren Brieftaschen. Zitternde Hände suchen nach Bildern, Frauenköpfe und unschuldig-grosse Kinderaugen werden sichtbar. Der Zugführer kümmert sich nicht darum. Er macht die Zündleitung fertig und überprüft sie. Sie ist in Ordnung. Er klemmt das Kabel an den Glühzündapparat und zieht die Feder mit dem Vierkantschlüssel auf. Ein Blick in die Runde. «Fertig», sagt er, ein Druck, die Spannung löst sich – und draussen werfen sich zurückgehende Infanteristen neben einen Riesentrichter. «Eisenbahngeschütze», meinen sie, «unerhörtes Kaliber, ein Glück, dass uns dieser Brocken nicht erwischt hat.» Die nächste Welle benützt den Krater schon als günstige Deckung. Ein Tod verhindert den andern, und der Kampf rollt weiter, näher an das Kaufhaus, an den deutschen Feldmarschall heran. Paulus hat sich in der Zwischenzeit für die Gefangenschaft entschieden. Im letzten Augenblick macht er Hitler einen dicken Strich durch die Rechnung. Er weiss, dass dem jetzt ein toter Feldmarschall, der mit seinen letzten Soldaten den Tod gefunden hat, recht wäre. Er will aber in den Geschichtsbüchern nicht neben Hagen stehen, mit dem Marschallstab in der Rechten, die Orden auf der breiten Brust. Er will nicht, dass im Berliner Sportpalast der Ruf ertönt: Rache für Stalingrad! Rache für den toten Feldmarschall! Nein, er will das Schicksal seiner noch lebenden Soldaten teilen. Das ist seine Auffassung von der Pflicht des Armeeführers.

Durch das ständige Engerziehen der Einschnürung fällt ein Hauptverbandplatz nach dem andern in die Hand des Gegners. Ein Strom

von Verwundeten, der nicht abreisst, ergiesst sich zum Roten Platz und hier besonders in das Haus, aus dem die Fahne mit dem roten Kreuz hängt. Die Pritschen sind schon doppelt und dreifach belegt, aber der Zustrom lässt nicht nach. Und alle wollen versorgt werden. Tote werden vor die Tür getragen, und wenn die Krankenträger mit der leeren Bahre zurückkommen, liegen zwei Schwerverwundete, wo eben noch der eine hochkant zwischen seinen Nebenleuten lag. Das Stöhnen und Wimmern schwillt von Stunde zu Stunde an. Ein Tiefpunkt menschlichen Elends ist erreicht, der in der Weltgeschichte einmalig ist. Der Nachthimmel wölbt sich über Cannae, über dem deutschen Cannae am russischen Schicksalsstrom, und der Enkel des Aemilius Paullus sitzt auf der Kante seines Feldbetts. Er denkt an die soldatischen Tugenden des Gehorsams und der Treue. Und daran, dass sie ihm für den Rest seines Lebens eine schwere Last aufbürden.

Gegen zweiundzwanzig Uhr rollen die ersten Panzer auf den Roten Platz. Zwölf Offiziere des Regiments 194 ziehen am Kellereingang auf, die Leibwache des Feldmarschalls. Generalmajor Roske gibt das Kennwort, «Horst Wessel» heisst es. Jetzt fehlt nur noch, dass ein Trompeterkorps aufmarschiert und die Nationalhymne gespielt wird. Dann wäre die preussische Kulisse vollkommen. Unten im Keller meldet sich Paulus von seinem obersten Kriegsherrn ab. Die Funkstelle gibt den letzten Spruch durch.

.. russische panzer stehen vor dem eingang ... das ist das ende der 6. armee ... die 6. armee hat getreu ihrem fahneneid bis zum letzten mann und bis zur letzten patrone gekämpft ... paulus, generalfeldmarschall.»

Um zwei Uhr dreissig wird der Abschiedsbefehl Hitlers aufgenommen. Er würdigt die Leistungen der Armee. Sie werde in die Geschichte eingehen. Reichlich unklar ist der Schluss.

«... hat allen gewalten zum trotz uns erhalten die 6. armee ... ihr hitler.»

Der Befehl wird registriert, die Funkgeräte schweigen. Jetzt spricht die Rote Armee. Es ist etwa drei Uhr, da erscheinen die ersten Russen

am Eingang zum Kaufhaus. Hauptleute sind es. Sie werden zurückgeschickt und ein höherer Offizier verlangt. Ein Oberstleutnant, der nach kurzer Zeit eintrifft, wird zu Roske gebracht. Die Verhandlung ist kurz. Sie endet mit dem Wunsch: Ein russischer General soll kommen. Dass sich Paulus im Keller befindet, wird nicht erwähnt.

Unterdessen stehen die zwölf Offiziere oben an der Rampe und verwehren jedermann den Zutritt. Zwei Meter von ihnen patrouillieren die Rotarmisten. Das kriegsmässige Verhalten hat aufgehört. An Schiessen, Sprung und Deckung denkt keiner mehr. Wie Urlauber auf dem Marktplatz ihrer russischen, sibirischen oder turkmenischen Heimatstadt, so bewegen sich die Kämpfer auf der weiten Fläche des Roten Platzes. Viele Offiziere sind darunter, die gut und gepflegt angezogen sind. Kurze, helle Pelze sieht man, Wattehosen, Filzstiefel und vom Kampf gezeichnete Gesichter. Zigaretten werden geraucht, Unterhaltungen geführt. Deutsche Soldaten stehen dazwischen, und eine Stimmung der Entspannung kommt auf. Die Nacht verläuft ruhig. Ab und zu, ganz selten, fällt noch ein Schuss. Es Jst jedoch in keinem Fall festzustellen, ob es sich um das Aufflackern des Widerstandes in einer verlassenen Ecke handelt, die noch nicht weiss, was hier vor sich geht, oder um die befohlene letzte Patrone oder um einen Selbstmord.

Zwischen sechs und sieben Uhr trift ein russischer Generalmajor ein. Er wird von einem deutschen Major zum Befehlshaber des Südkessels geleitet, der mit den Offizieren seines Stabes am runden Tisch sitzt. Abseits, ruhig auf einem Bettrand hockend, die Ellbogen auf den Knien, das Kinn gestützt, ist noch einer anwesend: Generalleutnant Schmidt. Gleich zu Beginn der Verhandlungen fällt die Bemerkung, der Oberbefehlshaber halte sich ebenfalls im Kaufhaus auf. Erste Bedingung der Kapitulation sei: Kein Soldat dürfe den Keller betreten, ehe er abtransportiert sei. Der russische General stimmt sofort zu. Da Roske allein das Wort führt, fällt schliesslich die unmotivierte Anwesenheit des Stabschefs auf. Auf die Frage, wer er sei und was er hier zu tun habe, erklärt Schmidt, er sei nur als Beobachter des Feldmarschalls zugegen. Mehr hat er nicht zu sagen, seine Rolle ist ausge-

spielt. Er, durch dessen rigorose Befehle Zehntausende in den Tod gegangen sind, ist nicht wiederzu- erkennen. Zurückhaltend, folgsam, gehorsam, man kann fast sagen furchtsam, so wartet er auf das Ende. Der Mann der Rücksichtslosigkeit, der Drohung und des Terrors ist zum Eckensteher geworden, zum Bettler, der auf die Münze der Milde wartet, die ihm die Grossmut zuwirft.

In der Begleitung des russischen Generals befinden sich zwei Oberstleutnante. Der jüngere, Kommandeur eines Panzerregiments, erzählt, er sei beim Durchbruch der italienischen Front in Gegend Millerowo dabeigewesen. Fünfzig Kilometer hätten sie bereits am ersten Tag geschafft. Die Wende bahnt sich an, es geht mit Deutschland bergab, das ist der Eindruck der deutschen Offiziere, die die Worte hören. Der zweite Oberstleutnant ist der Dolmetscher.

Die Unterhaltung wird höflich geführt. Kein Wort des Zornes fällt, kein lautes Wort, wie es manche befürchtet hatten. Es gibt keine Drohungen. Alles verläuft ordnungsgemäss, exakt, korrekt. Gesten der Höflichkeit werden ausgetauscht. Die letzten Empfangszigaretten müssen erhalten. Die Sieger lächeln, ziehen beste deutsche Zigaretten aus den Taschen, schachtelweise, und stellen sie ihrerseits auf den Tisch. Sie seien lebenswürdigerweise von den Transportern abgeworfen worden. Ausserdem bieten sie Apfelsinen an. Roske revanchiert sich mit Traubenzucker.

Man einigt sich schnell. Offizier und Mann dürfen ihr Gepäck behalten, Leben und Heimkehr werden garantiert. Anschliessend diktiert Roske einen letzten Befehl. Die russischen Offiziere nicken, sie haben gegen diesen Wunsch nichts einzuwenden.

Im Zimmer der Funkstelle herrscht Hochbetrieb. Der Iaist an der Tür erschienen. Er gibt den Befehl: Alles vernichten! Sofort wird zugepackt. Mit Äxten und Hämmern werden Sender, Empfänger und Schlüsselmaschinen zerschlagen. Die Funkunterlagen gehen in Flammen auf. Tabula rasa wird gemacht. Als der Nachrichtenführer der 62. russischen Armee den Raum betritt, findet er nur noch Trümmer vor. Kreidebleich macht er ohne ein Wort kehrt und knallt die

Tür hinter sich zu. Ein Deutsch sprechender Offizier, der zwei Minuten später erscheint, hat nur eine Frage: «Wann ist das alles zerstört worden?»

Der Funkstellenleiter, ein Oberleutnant, setzt an, stockt und beginnt zu stammeln.

«Danke, diese Antwort genügt mir.»

Die Aufregung ist zu verstehen, denn in den Verhandlungen war ausdrücklich festgelegt worden: Alles wird so übergeben, wie es ist.

Gegen zehn Uhr fährt eine Limousine vor. Soldaten schleppen schwere Koffer aus dem Keller, sie werden im Gepäckraum des Wagens verstaut. Und dann sieht man einen Mann auf die offenstehende Tür zugehen, die hohe Gestalt leicht vornübergebeugt, das Gesicht gelb und welk und den Schirm der Feldmütze tief vor die Augen gezogen: Paulus. Scheue Blicke fallen auf die Ansammlungen rechts und links und auf die Ruinenhaufen, die noch rauchen. Er nimmt Platz. Chef, Ia und Iia begleiten ihren Feldmarschall. Vorbei an den Gefallenen der letzten Stunden, durch die trostlose Leichen- und Trümmerstätte fahren sie schnell, aber ausgebrannt, entnervt und teilnahmslos in die Gefangenschaft, in den Schutz der russischen Bajonnette vor der aufdämmernden Erkenntnis der verratenen Grenadiere. Im Stab Roske tritt jetzt Ruhe ein. Die Ausgabe von achtundvierzig ersparten Würsten an die Verwundeten ist die letzte Amtshandlung des Kommandeurs. Nach den Anspannungen der letzten Nacht und des Vormittags legt sich der letzte Befehlshaber des Südkessels nieder und schläft ein. Man wird ihn zu gegebener Zeit wecken. Er ist die Nachhut einer Armee, die auszog zu siegen und auch jetzt den Weg nach Osten nimmt, aber weiter, als sie wollte, in die Baracken hinter Stacheldraht.

In den einzelnen Räumen werden die letzten Habseligkeiten zusammengepackt. Offiziere und Soldaten knien über ihren Tornistern. Ein paar Hemden und Taschentücher, Uhr, Taschenmesser und Strickweste, vielleicht noch Essbesteck und Socken – über grösseren Besitz verfügt keiner mehr. Hinten bei den Trossen, in Pitomnik und Gumrak, haben die Kisten und Koffer gestanden, die mit Uniformstücken,

Wäsche und Stiefeln gefüllt waren. Sie sind in die Hände der Roten Armee gefallen, und ihr Verlust ist längst verschmerzt. Jetzt handelt es sich nur darum, dass man für die ersten Tage der Gefangenschaft mit dem Nötigsten ausgestattet ist. Aber vielen fehlt alles.

Dem jungen Artilleriehauptmann geht es ähnlich. Eine gerollte Decke hängt auf seiner rechten Schulter, sonst hat er nichts bei sich. Stahlhelm und Pistole bleiben zurück, und langsam geht er in dem düsteren Kellergewölbe zum Ausgang. An langen Reihen grauschattiger Gestalten, die den Augenblick der endgültigen Gefangengabe noch um Minuten hinausschieben wollen, drückt er sich vorbei. Das Gehen fällt ihm schwer. Hunger und Müdigkeit drücken nicht so stark wie die Ungewissheit der Zukunft und der Gedanke, einen langen, langen Weg vor sich zu haben. Aber das Schlimmste ist die unumstößliche Erkenntnis, dass einer den ehrlichen Glauben und die Treue seiner besten Soldaten missbraucht hat, bis der Gegner vor dem letzten Kellerloch der grossen Stadt stand. Das Gefühl des Verratens ist jetzt zur Gewissheit geworden. Der alte Glaube bleibt hier unten zurück. Der Trotz bäumt sich auf, füllt den Soldaten Kopf und Herz, die quälend leer waren.

Vielen Deutschen werden jetzt die Augen aufgehen, die harte Wirklichkeit wird dafür sorgen. Der Zug nach Osten ist gestoppt. Mit einem Massensterben und -verderben hat er sein Ende gefunden.

Da die brennenden Dochte und zitternden Hindenburgkerzen nur auf kurze Meter leuchten, tasten sich die müden Füße vorsichtig vorwärts. Bretter, Rucksäcke, Pistolen, Kisten, Fernsprechapparate und Scherben liegen auf dem Gang herum. Getauter Schnee steht in schmutzigen Lachen dazwischen. Achtlos treten Offiziere und Soldaten auf die Bücher, die den Boden bedecken, auf Kriegsbücher, Hitlerreden und Goebbelsartikel. Sie stammen aus der Regimentsbücherei. Das Holz der Kisten ist verheizt, die gestapelte Bibliothek gestürzt. Über die neueste Literatur hinweg schreitet der verdreckte und durchnässte Stiefel.

Kurz vor der Rampe wird es heller. Die Sperrkette oben am Eingang

hat sich geteilt und einen Korridor freigegeben, durch den die Männer im zerlumpten Feldgrau einzeln ins Freie gelangen wie die Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit. Durch den starken Verkehr in den heutigen Morgenstunden und den hereingeschleppten Schnee ist die schräge Ebene in der Zwischenzeit spiegelglatt geworden, eine Schlitterbahn, die das Hinauskommen ohne fremde Hilfe unmöglich macht. Hände strecken sich dem Artilleriehauptmann entgegen. Zwei junge Rotarmisten stehen rechts und links und helfen ihm mit gutmütigen Worten weiter, nach oben, in die frische Luft.

Das Tageslicht tut seinen Augen, die nur das Zwielflicht tiefer Keller gewöhnt sind, weh. Undeutlich erkennt er Gruppen russischer Offiziere und Rotarmisten, die mit gesunden, rotbackigen Gesichtern herumstehen und sich unterhalten. Mit Front nach Osten sind wenige Schritte weiter die letzten Soldaten des Südkessels zum Abmarsch in die Gefangenschaft angetreten. Der Hauptmann ordnet sich ein.

Auch im Nordkessel neigt sich der Kampf dem Ende zu. Die Verbände sind auf engstem Raum zusammengedrängt. Praktisch ist es nur noch das Traktorenwerk mit seinen Hallen und Häuserresten, mit Blechfabrik und Eisengiesserei, das von Generaloberst Strecker verteidigt wird. Wie im Süden unterhöhlen Munitionsmangel, Hunger, Frost und Läuse die Kraft des letzten deutschen Widerstandes. Angriffe, die das Korps noch am 31. Januar und am 1. Februar zum Zweck der Frontbegrädigung befiehlt, werden von den Truppenkommandeuren abgelehnt. Sie sind nicht mehr in der Lage, mit den ausgebluteten Einheiten Erfolge zu erzwingen. Auch eine offizielle Besprechung kann daran nichts mehr ändern. Der Kommandierende gibt die Unmöglichkeit von Angriffshandlungen zu, besteht aber auf weiterer Verteidigung und untersagt vor allem jedes eigenmächtige Handeln.

Am 2. Februar trommelt schon in der Morgendämmerung Pak- und Granatwerferfeuer auf die vorderen Linien. Die Sonne steigt, und da stellt der Beobachter auf dem Hallendach fest, dass links, wo die Front des Panzergrenadierregiments 26 verläuft, Kolonnen antreten,

ohne dass ein Schuss fällt. Vor den eigenen Stellungen rücken russische Infanterieeinheiten in fast geschlossener Ordnung in die Schlucht ein, die in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern quer zur Front verläuft. Weitere Kompanien sammeln und formieren sich auf den Höhen westlich Spartakowka. Die Masse der feindlichen Panzer, Pak und Artillerie steht im Augenblick noch friedlich, aber drohend auf den Kessel gerichtet. Auf deutscher Seite regt sich nichts. Die schweren Waffen haben ihre letzten Granaten bereits gestern verschossen. Die Linien des XI. Korps liegen wehrlos vor den russischen Regimentern. Um nicht den Rest der Männer im Feuerschlag der Geschütze untergehen zu lassen, zeigen die Kommandeure jetzt selbständig die weiße Fahne. Einer nach dem andern kapituliert. Gegen Mittag hat die letzte Gruppe die Waffen gestreckt. Die Generale sind kurz vorher in Gefangenschaft gegangen. Der Vorhang fällt.

Während sich endlose Gefangenenkolonnen mit letzter Kraft durch die winterweisse Steppe schleppen, während Zehntausende verwundet in den kalten Kellerhöhlen warten, ohne sich bewegen zu können, und über hunderttausend deutsche Soldaten gefallen und unerfasst zwischen den Trümmern liegen, steif, schneebedeckt und das Gewehr mit leer geschossenem Magazin neben sich, steht die Heimat mit Bangen, mit klopfendem Herzen vor dem Lautsprecher. Sie bangt um Väter, Männer und Söhne. Am 3. Februar wehen die Fahnen auf Halbmast. Der Sprecher gibt im Rundfunk bekannt: «Der Kampf um Stalingrad ist zu Ende. Ihrem Fahneneid bis zum letzten Atemzug getreu, ist die 6. Armee unter der vorbildlichen Führung des Generalfeldmarschalls Paulus der Übermacht des Feindes und der Ungunst der Verhältnisse erlegen. Unter der Hakenkreuzfahne, die auf der höchsten Ruine von Stalingrad weithin sichtbar gehisst wurde, vollzog sich der letzte Kampf. Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften fochten Schulter an Schulter bis zur letzten Patrone. Sie starben, damit Deutschland lebe. Ihr Vorbild wird sich auswirken bis in die fernsten Zeiten.»

So lautet der Bericht des OKW. Er wird vom ganzen deutschen Volk gehört. Und er wird von vielen geglaubt, weil die Reichsführung es fertigbringt, die militärische Katastrophe in einen Erfolg umzumünzen, weil ein Heldenplaster über die brennende Wunde gelegt wird und weil niemand in der Heimat weiss, was sich jenseits der Donsteppen tatsächlich abgespielt hat. Die Fahnen, die auf Trümmern und Fassaden flatterten, die aus leeren Fenstern bis zur Erde hingen, waren Rauch und Qualm und Brand. Wo die letzte Patrone verschossen wurde, wo die Salvengeschütze den letzten Widerstand zerschlugen, da war kein Hakenkreuz zu sehen, da gab es kein Hurra und kein Siegheil. Und wer es trotzdem sagt, der lügt.

FÜR EIN BESSERES DEUTSCHLAND

Das Kapitel Stalingrad ist abgeschlossen. Die zerschlagene, zerbombte und verbrannte Stadt liegt hinter uns. Zurückgeblieben sind die Gräber, sind hundert deutsche Regimenter, zweiundzwanzig Divisionen. Zurückgeblieben ist der Tod im Schnee. Nur wir sind noch da, obwohl sie uns in Berlin totsagen, obwohl sie wollen, dass die ganze 6. Armee im Massengrab liegt, Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, alle, alle, bis zum letzten Mann. Aber wir leben. Das Lied vom guten Kameraden, Trauerflor und Halbmast ändern nichts daran.

Kilometer um Kilometer legen wir zurück, Schritt für Schritt geht es vorwärts. Alle paar Meter müssen wir verschnaufen. Der Körper kann nicht mehr. Und der Wille ist in Stalingrad geblieben. Er liegt, von den Salvengeschützen zerschlagen, unter den Trümmern der Wolgametropole, unter der rotgefärbten Eisdecke, bei den zerfetzten Kameraden. Stunden vergehen. Aber unentwegt zieht der müde Zug überlebender Soldaten seine Strasse, bergauf, bergab, haltend, wieder antretend.

Schon sinkt die Sonne. Schon ist das grosse Schlachtfeld hinter dem Horizont versunken. Doch noch immer sehen wir ein russisches Geschütz neben dem andern, Granatwerfer neben Granatwerfer, Panzer neben Panzer. Regimenter und Divisionen liegen in Ruhe. Sie stehen und standen seit Wochen hier, um Lücken zu schliessen. Ein dreissig, vierzig Kilometer tiefer Ring hatte sich um uns gelegt. Allein unserer Kampfgruppe lagen reichlich hundertzwanzig Salvengeschütze gegenüber. Und wir hatten kein einziges Rohr mehr. Dafür hatten wir Lazarette, Verbandplätze, Friedhöfe und Totengräber. Mir wird grau vor den Augen, wenn ich daran denke, dass der Gegner noch stärker hätte zuschlagen können. Wir sehen es jetzt. Und wir stellen fest: Es ist aus.

Da, wo die Wolga ihren letzten scharfen Knick nach Osten macht, liegt die Stadt Krasnoarmeisk. Am Westrand der Siedlung erheben

sich ein paar flache Hügel, und auf ihnen thronen massive Kasernenbauten. Umgeben sind sie von enggespanntem Stacheldraht. Sechs Maschinengewehrtürme und starke Scheinwerfer sorgen dafür, dass die letzten Meter vor dem Zaun nicht betreten werden.

In den ersten Februartagen des Jahres 1943 sind die Kasernen überbelegt. Die Reste der deutschen Stalingradarmee liegen hier wie die Heringe neben- und übereinander. Aber die Enge macht ihnen nichts aus. Sie sind im Lauf der letzten Monate gefühllos geworden. Nur die augenblickliche Kältewelle können sie schlecht vertragen. Bei 45 Grad unter Null denken die Gefangenen: Lieber ersticken als erfrieren! und rücken noch zwei Zentimeter enger zusammen. Fetzen liegen neben Fetzen, Lumpen an Lumpen, und Tausende von Läusen klettern von Mann zu Mann, von Pritsche zu Pritsche und infizieren die ausgemergelten Körper. Wie draussen im Freien, so überschreitet die Temperatur auch hier drin die Vierzig-Grad-Grenze, nur in umgekehrter Richtung, aber keiner fühlt es.

Neben mir liegt ein Infanterieoberst.

«Was macht der Oberst Prestien?»

«Hat sich erschossen.»

«Und sein Adjutant, der kleine Keller?»

«Hat sich auch erschossen.»

«Und der Eisbär?»

«Ist gefallen.»

«Haben Sie etwas vom General der 371. gehört?»

«Ja, der hat sich auch erschossen.»

«Warum?»

Ja, warum?!

Eine Woche später liegen wir schon etwas bequemer. Die bisher neben uns lagen, ruhen im Freien aus. Fleckfieber, Ruhr und Nichtmehr-Wollen sind die Ursache.

Rund siebzig Tage haben wir kaum etwas zu uns genommen. Jetzt verhungern die Kameraden mit dem Brot und der Wurst in den Händen. Der Körper gibt alles von sich, wie es ihm zugeführt wird. Die Ärzte schütteln die Köpfe und sezieren schliesslich den nächsten. Re-

sultat: Därme und Magen zeigen Rückbildung und Schrumpfung und können ihre Funktion nicht mehr erfüllen.

Neunzig Prozent aller Gefangenen sind mit hohem Fieber in die Lager marschiert. Trotz sorgsamster Pflege sind viele nicht mehr zu retten. Die russischen Ärzte kämpfen um jeden einzelnen. Krankenschwestern sitzen Tag und Nacht an den Betten. Sie opfern sich auf, sie geben ihr Letztes, ihr eigenes Leben, denn viele stecken sich an und gehen wenige Tage später den Weg ihrer Pflöglinge.

Einer rutscht beim öffnen einer Ölsardinenbüchse mit dem Messer aus und schneidet sich in den Ballen seiner linken Hand. Drei Tropfen Blut stehen auf der Wunde. Sie genügen. Der Verletzte legt sich hin und stirbt fünf Minuten später.

Die Hungerpsychose hält trotz regelmässiger Verpflegung an. Wir haben den Massstab verloren. Jeder glaubt, vor Entkräftung sterben zu müssen, wenn er nicht alle halben Stunden etwas zu sich nimmt. Diese Einstellung erzeugt ein unstillbares Hungergefühl.

Vierzehn Tage mögen vergangen sein, genau wissen wir es nicht, es ist uninteressant. Unser Tageslauf ist einfach. Wir schlafen, wir dösen, wir essen. Und wir gehen in die tiefe Hocke, draussen unter freiem Himmel, wo die Telefondrähte in der Kälte singen und die Posten ihre Hacken aneinanderschlagen. Durchfall haben wir alle. Zwei Kameraden sind bereits von der Wachmannschaft zurückgetrieben worden, als sie sich dem Stacheldraht zu stark genähert hatten, um ihr Geschäft etwas abseits zu verrichten. Den Kopf haben wir oft genug hingehalten. Jetzt auch noch die Gegend unterm Kreuz? Das kann man nicht verlangen.

Eines Tages hält eine schnittige Limousine vor unserem Eingang. Ein Oberst im Pelz sowie eine ältere Dame steigen aus und begeben sich zum Kommandanten. Im Dunstkreis unserer Pritschen steigt das Barometer. In wenigen Minuten pfeifen die Spatzen die unsinnigsten Gerüchte von den vereisten Dächern.

Kritische Minuten vergehen. Da steht plötzlich der Oberst mit der schwarzgekleideten Dame mitten zwischen unseren rohen Brettergestellen. Er begrüsst uns mit einem freundlichen «Guten Tag, meine Herren» und setzt sich auf einen der wackligen Schemel. Beim Anzünden seiner Zigarette muss er die begehrliehen Blicke aufgefangen haben, denn er reicht jetzt die zu drei Vierteln gefüllte Schachtel herum. Da hört die gute Erziehung auf, und Rang und Würde fallen. Wie Geier stürzen sich alle auf die Zigaretten und bieten ein wenig schönes Bild. Der Oberst lächelt, und dann beginnt die Unterhaltung. Die ältere Dame dolmetscht.

«Meine Herren, ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, dass Sie noch heute nach Moskau fahren werden.»

«Darauf verzichten wir, Herr Oberst.»

Mein Nachbar, Oberst Weber, hat sich zu unserem Sprecher gemacht.

«Bei fünfundvierzig Grad Kälte erfrieren wir in den Viehwagen sowieso. Da soll man uns lieber gleich hier an die Wand stellen.»

«Aber meine Herren, Sie sind in der Sowjetunion, nicht in Deutschland. Bei uns werden Sie anständig behandelt. Wer hat von Viehwagen gesprochen? Sie werden selbstverständlich im Schlafwagen reisen.»

«Von übermässig guter Behandlung haben wir bisher noch nicht viel gemerkt.»

«Das mag sein. Nach einer solchen Schlacht, wie wir sie hinter uns haben, normalisiert sich das Leben langsam. Haben Sie erwartet, dass wir für Sie ein Erholungsheim bereitgehalten haben? Vielleicht noch voll Wein und Schinken? Meine Herren, Sie sind nicht unsere Gäste, wir haben Sie nicht eingeladen, an die Wolga zu kommen. Aber trotzdem werden wir Sie anständig behandeln, bis Sie nach Kriegschluss in die Heimat zurückfahren.»

«Na schön, wir werden es ja erleben. Aber zunächst brauchen wir keine Schlafwagen, sondern ein besseres Essen und hygienische Verhältnisse.»

«Das können wir Ihnen hier nicht bieten. In dieser Gegend ist von Ih-

nen alles verwüstet und zerbombt worden. Der Transportraum reicht nicht aus, um die neunzigtausend Gefangenen hier auf die Dauer regelmässig verpflegen zu können. Ausserdem rechnen wir mit Seuchen, sobald es wieder wärmer wird. Deshalb will meine Regierung, dass Sie so schnell wie möglich diese Gegend verlassen. Die Generale und Stabsoffiziere machen den Anfang. Sie werden jetzt entlastet, und dann marschieren wir gemeinsam zum Bahnhof.»

Es ist das erste Mal, dass uns der Spiegel unserer jüngsten Vergangenheit vorgehalten wird, der Spiegel unserer Taten und ihrer Folgen. Deshalb bleiben die an uns gerichteten Worte nicht ohne Wirkung. Aber zu mehr als einem kurzen Erschrecken sind wir im Augenblick nicht fähig.

Nach einer halben Stunde sitzen wir wie Adam und seine Sippschaft splitternackt auf unseren Pritschen. Sämtliche Sachen sind gebündelt und abgeholt worden. Wir sollen sie ungezieferfrei zurückerhalten. Alle möglichen Vermutungen werden über das wirkliche Ziel unserer Fahrt geäussert. An die Schlafwagen glaubt keiner.

Schon heisst es «'raustreten», da kommen unsere armseligen Klammotten zurück. Schnell streifen wir sie über unsere hautumspannten Knochengestelle. Aber einige Stücke fehlen. Anscheinend hat das Badepersonal, das auch aus Gefangenen besteht, ein paar Erinnerungsstücke zurückbehalten. So kommt es, dass ein Oberst in Socken laufen muss und ein Major in Unterhosen heraustritt. Aber es ist egal, bis zum Bahnhof sollen es nur zwei Kilometer sein.

Im Trauermarschtempo geht es los. Unsere Beine wollen noch nicht recht mit. Wir merken wieder, dass wir eben erst dem Totengräber von der Schaufel gesprungen sind. So brauchen wir, sage und schreibe, eine geschlagene Stunde bis zu den Gleisen, wo ein langer Zug auf uns wartet. An Güter-, Gepäck- und Personenwagen geht es vorbei. Und dann wird gehalten. Vor uns stehen mehrere Schlafwagen, tatsächlich Schlafwagen, richtige Schlafwagen! Das ist doch kaum glaublich. Da hat der Oberst doch sein Wort gehalten.

Die Einteilung ist im Handumdrehen erledigt. Fünf Minuten später

stehen wir in unserem Abteil. Je zwei Betten rechts und links und zwei quer, alle blütenweiss bezogen, wir sehen uns an, und keiner traut sich zunächst, mit seinen speckigen Hosen Platz zu nehmen. Aber diese Scheu ist schnell überwunden. Ich turne hoch und will es mir gerade bequem machen, da ertönt unter mir die Stimme einer jungen Frau: «Guten Abend, meine Herren, haben Sie heute schon Zigaretten empfangen?»

Ich drehe mich ruckartig um und falle beinahe herunter. Da steht ein blitzsauberes Mädchen mitten im Abteil, weisse Schürze, ein Tablett in der Hand, Zigarettenschachteln gestapelt, und ein freundliches Lächeln kommt uns entgegen. Nein, natürlich nicht, Gefangene haben nie etwas empfangen, wenn sie gefragt werden, und in diesem Fall stimmt es sogar. Zigaretten haben wir in Krasnoarmeisk nicht erhalten. So wird jedem eine Schachtel gereicht. Und auch Streichhölzer gibt es dazu.

Mantel und Mütze hängen am Haken. Ich liege auf dem Bett und ziehe an der würzigen Zigarette. Nach den Wochen des Verzichts legt sich ein Schleier vor meine Augen, Lampe, Betten und Fenster beginnen zu rotieren, und ich weiss plötzlich nicht mehr, wo ich bin und wer ich bin, ob ich lebe oder träume, ob das Ganze ein Spuk ist und ich vielleicht schon längst im Massengrab liege. Oder habe ich noch im letzten Augenblick mein bisschen Verstand verloren? Dass ich nach all dem Schlamassel im Schlafwagen durch Stalingrad fahre, weiss gebettet, eine gute Zigarette in der Hand, die alte Uniform lässig geöffnet und von russischen Mädchen freundlich angesprochen, das ist mehr als unwahrscheinlich, das ist völlig ausgeschlossen, das kann einfach nicht wahr sein. Ich bin verrückt. Erst der Schmerz, den ich spüre, als ich mir auf die Zunge beisse, lässt mich erkennen, dass alles genauso ist, wie ich es sehe und höre. Ich bin weder tot noch verrückt, ich bin auch kein friedfertiger Tourist, der mit einer Reisegesellschaft nach Moskau fährt. Ich bin nur ein Kriegsgefangener, der unerwartet gut behandelt wird.

An diesem Abend kommen wir sechs nicht mehr aus dem Staunen heraus. Am laufenden Band werden wir versorgt. Mit Brot und

Speck, Fleisch, Wurst, Fisch und Zucker. Essbestecke folgen. Und zum Schluss gibt es für jeden noch ein Stück Toilettenseife. Wir wissen gar nicht, wo wir alles hinpacken sollen. Aber schliesslich schaffen wir auch das.

Es ist nicht zu leugnen, unsere Stimmung hat Auftrieb erhalten. Noch vor wenigen Stunden sassen wir auf unseren Holzpritschen, analysierten und spintisierten und warteten auf den nächsten Brotkanten. Es war kein Wunder, dass unser Barometer nicht einmal auf «Veränderlich» zeigte. Keiner konnte sagen, was die Zukunft bringen würde. Das kann man jetzt zwar auch noch nicht, aber das Gefühl der Beklemmung, das Gefühl, immer und in jeder Lage nur als Feind betrachtet zu werden, als Waidwund geschossenes Raubtier, das man selbst im Käfig nicht aus den Augen lassen darf, die Angst, für alle Schandtaten der Nazis geradestehen zu müssen, für Dinge, die uns nur gerücht-weise bekannt sind, und das Schuldgefühl, nie etwas dagegen getan zu haben – das alles ist im Augenblick in den Hintergrund getreten. Der Mensch atmet auf. Er und sein Optimismus füllen das enge Abteil.

In Hemd und Unterhose liegen wir unter der weissen Zudecke, satt und mit einer neuen Zigarette in der Hand. Ab und zu neigen wir uns zum Fenster, wenn wir ein Bahnhofsgebäude passieren oder wenn wir auf einem Nebengleis halten, um einem Militärzug Platz zu machen, der mit Panzern und anderem Kriegsmaterial in Richtung Front vorbei donnert. Unser Gespräch dreht sich – und das kann gar nicht anders sein – um die Ungewissheit der Zukunft. Nach dem Anschauungsunterricht, den uns die Sowjets erteilt haben, ist es nicht der Kriegsausgang, der uns in erster Linie interessiert. Die Niederlage nehmen wir fast alle bereits als gegeben hin. Was uns jetzt beschäftigt, ist unser persönliches Schicksal. Und dabei gibt es phantastische Kombinationen. Die schönste davon ist der Austausch gefangener Offiziere über Schweden oder auch über Japan. Wir reden uns in wiedererwachtem Tatendrang die Kehlen heiser, bis uns der erste Schnarcher an die wirklich notwendige Nachtruhe mahnt.

Am nächsten Morgen wird gewaschen, rasiert und gefrühstückt. Dann

kommt der Arzt. Jeden Einzelnen von uns nimmt er sich vor, denn wir haben alle ein Andenken aus Stalingrad mitgebracht: Durchschüsse und Fleischwunden, Fieber und Knochenbrüche. Mit Pulvern, Salben, mit Tabletten und viel Geduld werden wir versorgt, und zum Schluss erhält jeder ein gutes Wort. Der Major Pohl wird noch am Oberschenkel verbunden, da geht die Abteiltür erneut auf. Ein untersetzter Oberstleutnant kommt herein und nimmt auf dem unteren Bett am Gang Platz. An Hand einer grossen Karte und mehrerer Zeitungen informiert er uns über die Lage an den Fronten. Orte werden genannt, in denen wir vor einem Jahr überwintert haben und die noch vor drei Monaten tiefste Etappe waren. Etwas krampft sich doch in der Brust zusammen, wenn wir an die vielen Kilometer denken, die wir mal marschiert sind, und an die deutschen Soldatenfriedhöfe, die da rechts und links der Vormarschstrasse liegen. Jetzt rollt der Krieg nach Deutschland zurück. Und wir rollen nach Moskau.

Die Unterhaltung gerät ins Stocken. Sie wird erst lebhafter, als wir auf die Waffen zu sprechen kommen, mit denen der Gegner seine Angriffe vorträgt. Als geschulte Taktiker und Techniker sind wir uns über die Qualität der sowjetischen Granatwerfer und der Salvengeschütze einig. Schulze, der kleine Infanteriemajor, der seinen Schlafplatz mir gegenüber hat und jetzt neben mir sitzt, ereifert sich in diesem Zusammenhang über bestimmte Versäumnisse unserer Führung. «Warum haben wir eigentlich die Salvengeschütze nicht nachgebaut? Wir hatten doch zur Genüge erlebt, was sie unter uns anrichteten. Ist es im Krieg nicht zweckmässig, auch von der anderen Seite zu lernen? Ich meine, das hätte uns ein ganzes Stück weitergebracht.»

Wohin es uns gebracht hätte, behält er für sich. Vielleicht denkt er an den Ural, vielleicht an Moskau oder Baku, wer soll das wissen? Es interessiert uns auch nicht, das ist endgültig vorbei. Nur Pohl, der wuchtige Major mit dem Schenkeldurchschuss, kann sich von dem eben geäusserten Gedanken noch nicht losrelsen.

«Stimm genau, Schulze», meint er, «wenn die Brüder oben schneller

reagiert hätten, wäre uns wahrscheinlich das Gewürge an der Wolga erspart geblieben. Ich denke dabei nicht so sehr an die Sechsröhrigen, an die natürlich auch, aber noch wichtiger waren die Panzer. Den T 34 hätten wir haben müssen, der kommt überall durch, den hätten sie nachbauen müssen, den allein, der hätte genügt. Wer den T 34 hat, der muss diesen Krieg gewinnen.»

Der sowjetische Oberstleutnant lächelt kurz, dann nickt er Pohl zu. «Sicher haben Sie recht, unsere Panzer sind gut. Aber das ist nicht das Entscheidende. Die Richtung und das Tempo bestimmen die, die drinsitzen. Und unsere Menschen wissen, wohin sie wollen. Das haben Sie alle sechs doch schon feststellen müssen. Oder nicht? Sehen Sie, mit Ihnen hat es begonnen. Wo es enden wird, können Sie sich selbst ausrechnen.»

Die regelmässigen Mahlzeiten, die ärztliche Betreuung sowie die Frontberichte des Oberstleutnants, den wir immer ungeduldig erwarten, und nicht zuletzt der ausgiebig genossene Schlaf werden die Festpunkte einer Tagesordnung, an die wir uns schnell gewöhnen. Von mir aus könnte der Zug zwischen Stalingrad und Wladiwostok hin- und herfahren, bis die erste Friedensglocke zu hören ist.

Ich bleibe dabei nicht ohne Widerspruch. Das reichliche Essen verwandelt die eben noch kampf- und lebensmüden Offiziere in eine Gruppe, die zwar froh ist, dem Massengrab an der Wolga entronnen zu sein und gemeinsam aufatmen zu können, in der jedoch Verstand und Charakter, Erziehung und Temperament bereits wieder wirksam werden. So wirksam, dass sich die ersten Risse im Block unserer Schicksalsgemeinschaft abzeichnen. Während die einen jeden Lastkraftwagen, den sie erblicken, als amerikanische Leihgabe ansprechen und als technisches Wunderwerk, machen die anderen vor jedem roten Stern einen Kniefall. Während der Major Pohl für die Behandlung seiner Schusswunde mehr als dankbar ist, bezeichnet sein Gegenüber jedes Auftreten des Transportarztes als raffinierten Propagandatrick. Für die Mehrzahl der Mitreisenden steht jetzt fest, dass sich die deutsche Wehrmacht im letzten Jahr übernommen hat, dass

die Zielsetzung im Verhältnis zu unseren Kräften, na, sagen wir, überspannt war. Und doch finden sich Einzelne, die den Ural immer noch für erreichbar halten. Während ich mich für ein Verbleiben in unserem Zug ausspreche, entwerfen zwei Offiziere den ersten Fluchtplan. Jedenfalls sind wir sechs Majore in unserem Abteil schon nach vier Tagen so weit, dass wir nüchtern feststellen: Unsere Anschauungen sind vorläufig nicht unter einen Hut zu bringen. Wir werden uns noch oft unterhalten müssen. Zeit dazu haben wir ja.

Das lange Band der Schienen hält uns noch viele Tage fest. Bei der monotonen Musik des Rollens und Ratterns ist es das Schönste, ausgestreckt auf seinem Bett zu liegen und dem blauen Rauch nachzublicken, der sich von der brennenden Zigarette nach oben kringelt. Die Zeit fließt an mir vorüber. Schnell und blass die vergangenen Jahre, scharfkantig und mit schleppendem Schritt die letzten Monate, die Einschliessung, der Widerstand, die letzte Patrone und der letzte Schlag, den ich nicht mehr abwehren konnte. Es grenzt schon an ein Wunder, dass ich diesen Todeskessel überlebt habe. Erstaunlich aber auch, dass wir so lange und so geschlossen Widerstand geleistet haben. Doppelt erstaunlich, wenn ich mir die fünf Kameraden in unserem Abteil ansehe. Nichts gegen ihr persönliches Sein und Denken, nichts gegen gewisse Varianten des Sinnens und Trachtens, dafür hat jeder seinen eigenen Kopf. Aber bei uns sechsen ist von einer Gemeinsamkeit des Zieles und der Wünsche so wenig festzustellen, dass man an der ganzen vielgepriesenen Kameradschaft irre wird.

Wenn man diesem Gedanken weiter nachhängt, dann ist der Schritt zu den Söldnereinheiten des alten Frundsberg und des Herzogs von Friedland schnell getan, und man fragt sich nachträglich, was den befehlenden Offizier dann eigentlich noch mit dem berühmten Mann im dritten Glied verbunden hat. Der gemeinsam gesprochene Eid kann es nicht allein gewesen sein. Seine Bindung an eine einzige Person forderte zu einer Stellungnahme, zu einer Zersplitterung der Mei-

nungen und zur Opposition geradezu heraus, da jeder etwas anderes von ihr erwartete. Aber dann kamen die Erfolge in Polen, im Norden und im Westen, die marschierten Kilometer und der Schweiß, kamen Sprung und Schuss und Deckung, und wenn sie sich ansahen, dann wussten sie, dass sie immer in derselben Stunde geschwitzt, gezittert und geflucht hatten. Das führte sie näher zusammen. Einer sprach das Wort Kameradschaft aus, andere schon im Chor, und schliesslich tönte es aus allen Lautsprechern. Im **Fettdruck** stand es in den Zeitungen. Aber dabei wanderten die Gedanken in verschiedene Richtungen. Dem jeweiligen Ziel fehlte ein Stempel der allgemeinen Gültigkeit. Blättert man im Buch der Geschichte zurück, dann bildeten bisher lediglich jene Kämpfe eine Ausnahme, in denen es um die Freiheit ganzer Völker ging. Deshalb strahlen die Namen von Arminius und Karl Martell, von Prinz Eugen und Blücher bis in unsere Tage.

Eine Schar von Schriftstellern war nach dem ersten Weltkrieg bemüht worden, die Begriffe zu verzerren. Und sie haben Erfolg gehabt, das lässt sich nicht leugnen. Steter Tropfen höhlt den Stein. So erlebten wir das Stahlbad nach der Schablone Jüngers und die Kameradschaft nach der Schablone Dwingers. Alle unsere Erlebnisse waren genormt, ohne dass es uns zum Bewusstsein kam. Noch mehr: Wir zwangen die widerspenstige Wirklichkeit in die Schulform unserer Vorstellungen. Wir sagten Gold und drückten unseren Soldaten Falschgeld in die Hand. Dabei handelten wir aber im guten Glauben und wurden auch im Grossen und Ganzen als ehrliche Makler anerkannt. Und doch hätte gerade ich mir schon längst über den Inhalt unserer vielzitierten Kameradschaft Gedanken machen können und müssen.

Mein erster Kriegskommandeur im Jahre 1939 war ein strenger Mann, der sich im moralisch luftarmen Raum um ein moralisches Profil bemühte und die Zügel der Erziehung bei seinen jungen Offizieren straff in der Hand hielt. Zehn Schwächen waren es, die er ihnen von Woche zu Woche vorhielt und die er um jeden Preis ausmerzen wollte: «Saufen, fressen, rauchen, hudeLN, dicke Weiber lieben, sich selbst bereichern, sich selbst beräuchern, EK-Fimmel, Urlaubs-

gedanken und Schwarzfahrten!» Wir lachten damals darüber, wir hielten die Vorwürfe für übertrieben und betrachteten das Ganze als launige Marotte. Es war mehr. Einmal steckte ein Körnchen Wahrheit in jedem dieser Worte, und zum andern waren sie zumindest eine Anregung, über das Thema Kameradschaft zu sprechen. Denn was der Kommandeur da immer aufzählte, hielt die Soldaten aller Dienstgrade zusammen: der zwölfte Schoppen, das organisierte Spanferkel, die geteilte Zigarettenpackung. Sie nannten sich Kameraden und waren doch höchstens Mitglieder und Mitspieler einer bunt zusammengewürfelten Mannschaft, Menschen, die fast immer bereit waren, die Ellenbogen zu gebrauchen, wenn es um ihren persönlichen Vorteil ging, um ihre Karriere oder um die zweite Hälfte der zehn Kommandeurspunkte. Aber der gute alte Kamerad wurde von den Kriegsberichtern und von den Hausdichtern gross geschrieben. Ihnen genügten das «Paul, schiess du, ich springe», das im Chor gerufene Hurra auf den Obersten Befehlshaber und das Feldquartier auf hartem Stein mit ein paar sentimental Soldatenliedern, um Tatsachenberichte und dicke Romane zu schreiben und auf die Tränendrüse der Heimat zu drücken. Man war in seinen Ansprüchen bescheiden geworden und nahm das Gebotene als das Hohelied der Kameradschaft. So wie es verlangt wurde. Wo ganze zwei Jahrzehnte ihre Haut zu Markte trugen und immer noch tragen, wird etwas vorgespielt und zur Schau gestellt, was nicht vorhanden ist und auch nicht vorhanden sein kann. Eine Scheinkraft wird vorgelogen, auf dass das Volk gläubig und hart werde. So lebt der Durchschnitts deutsche treu und brav sein Kameraden leben. Vom Spiel- über den Schul- zum Kriegskameraden. Und meistens endet es mit dem Lied «Ich hart' einen Kameraden». Mit Gott für König und Vaterland. Für Führer, Volk und Reich. Die gepriesene Kameradschaft ist bloss die Verbrämung des Heldentodes, der in jeder Generation die Blüte der Jugend dahinrafft, gewissermassen der Goldschnitt der zu Millionen gebündelten Traueranzeigen. Man übersieht dabei grosszügig, dass die Summe aller kleinen Kameradschaftlichkeiten noch lange keine Kameradschaft ist. Wahrscheinlich bedarf es einer neuen Weitsicht, um sie auf der Grundlage

gemeinsamer Interessen und eines hohen Zieles kraftvoll aus der Taufe zu heben.

Während ich mir die nächste Zigarette anzünde, sehe ich kurz nach unten. Da sitzen drei von uns und sind offenbar beim Punkt 7 meines alten Kommandeurs, bei der Beweihräucherung. Der kleine Major von der Infanterie hat das Wort: «Ein Zusammenhalt war in meinem Bataillon, der war einmalig. In der vorletzten Woche, wir lagen bei Woroponowo, da meldeten sich zwei Männer bei mir ab, die wollten zur Division, Sie verstehen: etwas organisieren. Und was soll ich Ihnen sagen? Am Abend sind die beiden wieder da und haben eine volle Tasche in der Hand, Brot und Zigaretten. Wo sie das Zeug herhatten, war mir egal. Aber jetzt kommt die Hauptsache, warum ich das überhaupt erzähle. Der eine greift in die Tasche und legt zwei Schachteln «Juno» auf den Tisch. Die wären für mich, ich hätte ja auch nichts mehr. Meine Herren, ich will Ihnen nichts vormachen, ich war wirklich gerührt. Stellen Sie sich die damalige Lage vor! Und da kommen Ihre Soldaten und wollen mit Ihnen teilen. Ist das nicht eine Kameradschaft, wie sie im Buche steht? Die macht uns so schnell keiner nach.»

Seit unserer Abfahrt ist eine Woche vergangen. Immer noch fährt der Zug durch weisse Steppen und verschneite Wälder, Telegrafentangen gleiten vorbei, Städte und Dörfer bleiben zurück, nur selten gibt es einen kurzen Aufenthalt. In unserem Abteil ist es ruhiger geworden. Im Niemandsland zwischen der zusammengebrochenen Front und der Stacheldrahtlinie der nächsten Monate sind die Gespräche verstummt. Das Aneinanderreihen der Tage und der Geschehnisse ist abgeschlossen. Jetzt geht es um den Platz, den man selbst in dieser Schlacht eingenommen hat, um Tat und Unterlassung, um Rechtfertigung und Bekenntnis. Die Gedanken müssen geordnet werden. Viele Fragen sind es, die auch von mir eine eindeutige Antwort verlangen, und eine beschäftigt und bedrängt mich besonders hartnäckig. Wie war es nur möglich, dass ich bis zum Schluss gekämpft habe, dass ich ausharrte, als mir der Widersinn unserer Pflichtaufassung längst klargeworden war?

Als die 79. Infanteriedivision Anfang Januar zerschlagen war und ihre Nummer auf den Generalstabskarten gestrichen wurde, war es das erste Mal, dass diese Frage auf mich zukam. Denn im Werkge-
lände wurde damals nicht nur ein unsichtbares Kreuz mit dem Na-
men der Division errichtet, daneben stand auch ein kleineres für
meine Soldaten, die dort gefallen waren. Und ob ich es wahrhaben
will oder nicht: Was sich in den ersten Tagen des neuen Jahres an-
deutete, wird mir jetzt zur unumstösslichen Gewissheit. Ich kann
mich von der Schuld nicht freisprechen, ein ganzes Bataillon in sein
Verderben geführt zu haben. Trotz aller Bedenken, ja, trotz besseren
Wissens habe ich letzten Endes immer «jawohl» gesagt, wenn es
darum ging, wirklichkeitsfremde Befehle auszuführen und die Kom-
panien in verlustreiche Kämpfe zu werfen. Natürlich, ich war wohl
jedesmal dabei, wenn es mulmig wurde, ich habe den Kopf genauso
hingehalten wie jeder andere. Aber das genügte nicht. Damit habe
ich nur ein Beispiel gegeben, das für siebenhundert Pioniere tödlich
war. Seht her, was für ein schneidiger Offizier ich bin, wo ich stehe,
geht es voran, hier ist die Fahne, um die ihr euch scharen müsst! Und
sie folgten. Alle folgten in Stalingrad: Paulus dem OKH, die Gene-
rale ihrem Armeeführer, ich meinem Divisionskommandeur und die
Soldaten mir. Sie folgten mir von Stellung zu Stellung, von Halle zu
Halle, bis aus dem starken Bataillon ein kleiner Haufen geworden
war. In den Kampf gejagt wurden sie, in den Tod: Und ich bin schuld
daran, so schuldig wie mein Divisionsgeneral. Vielleicht nicht in
dem gleichen Ausmass, aber siebenhundert Tote und Verstümmelte
sind es, die mich anstarren, wenn ich die Augen schliesse, die mich
fragen: Und du? Nach dir haben wir uns immer gerichtet, du hast
gesagt, wohin wir marschieren sollen, du gehörst zu uns und kannst
nicht einfach weglaufen, als ob es keinen «Roten Oktober» gegeben
hätte! Was soll ich ihnen sagen? Ihnen und mir? Alles, was ich vor-
zubringen habe, zählt wenig, gegenüber siebenhundert Toten ist es
nichts. Dass ich von Anfang an für den Ausbruch war, dass ich auf
den General eingeredet habe, das alles entlastet mich nicht. Das sind
Worte. Ich hätte handeln sollen. Nur wie? Gerade ein Pionierbatail-

Ion war dazu denkbar schlecht befähigt. Immer aufgeteilt, anderen Kommandeuren auf Tage und Wochen unterstellt, in Gruppen und Trupps zersplittert, hatte ich es praktisch nur in der Hand, wenn wir geschlossen angriffen. Oder als wir in Stellung lagen, damals im Werkgelände. Aber dort ist mir der Gedanke, gegen Befehle zu rebellieren, nicht gekommen. Er konnte nicht da sein, denn trotz einiger Zweifel rannte ich vor drei Monaten noch dem Sieg nach. Und dann war es für uns zu spät. Nach Weihnachten hatte nur noch die Infanterie die Möglichkeit, den aussichtslos gewordenen Kampf abzubrechen. Aber bei ihr rührte sich nichts. Ihre Kommandeure verharrten im Gehorsam, als ob es das Natürlichste von der Welt wäre, ganze Regimenter ausbluten zu lassen, ohne nach dem Sinn des Opferganges zu fragen. Aus verantwortungsbewussten Offizieren waren Handlanger einer um sich schlagenden Gewalt geworden. Ob ich als Infanterist anders gehandelt hätte? Wahrscheinlich auch nicht. Ich wäre genauso wie sie herumgehetzt, hätte eingewiesen, geflickt, die Stellungen verstärkt, hätte telefoniert, Minen und Drahtwalzen angefordert und die Keller verteidigt, immer mit der Frage im Kopf: «Was werden die drüben mit uns machen, wenn die letzte Patrone verschossen ist?» Immer mit der Antwort: «Da brauchst du nicht lange zu fragen, sieh dir die Fabrik an, dann weisst du, was uns blüht.» Und wenn dann noch einer mit etwas anderem gekommen wäre, hätte ich ihn stehenlassen und gesagt: «Begrift ihr denn nicht, dass ich auch nur ein Mensch bin, lasst mir doch wenigstens einen Augenblick Ruhe!» So wäre das gewesen, man soll sich nichts vormachen. Aus der Entfernung sieht das immer anders aus, auch schon vom Blumentopf her. Dort sass ich damals, ballte die Faust in der Tasche. Ich wartete vergebens, es tat sich nichts, und so flüchtete ich aus der Not des Gewissens in die Gemeinschaft der letzten Soldaten. Mit ihnen wollte ich das Schicksal teilen, egal, was es bringen würde, wahrscheinlich den Tod, etwas anderes hatten wir sowieso nicht zu erwarten. Und es wäre auch das Beste gewesen, vor den Mauern der grossen Stadt zu sterben, da, wo die anderen lagen. Aber selbst das war mir nicht vergönnt. Mein General hatte eine ganze Division verheizt und damit seine Aufgabe erfüllt. Die Auflösung des Verbandes war die logische Folge. So

musste ich das Ende der Schlacht bei Splittergruppen fremder Truppenteile erleben.

Als ich dann Ende Januar an der Zariza lag, hätte ich allerdings Gelegenheit gehabt, in vorletzter Stunde so zu handeln, wie ich es vorher von der Infanterie erwartet hatte, nämlich ehrenvoll zu kapitulieren und wenigstens in dieser Ecke das Blutvergiessen abzukürzen. Und offen gesagt: Wenn mein altes Bataillon noch gelebt hatte – kein Eid, keine Befehle hätten mich zurückhalten können, mit ihm geschlossen in Gefangenschaft zu marschieren. Aber die Kampfgruppe, zu der ich gehörte, war nicht nur nummernmässig zusammengewürfelt, sie war auch in ihrer Einstellung zu Hitler und der ganzen Kesselschlacht von einer schillernden Vielfalt. Hinter biederem Gesichtern verbargen sich teilweise fanatische Nazis, vor denen man sich bis zuletzt in Acht nehmen musste. Hunderte anständige Soldaten, die den Kampf für ihre Person eingestellt hatten, lagen bereits im Schnee, wegen Feigheit verurteilt und standrechtlich erschossen. Und zu ihnen wollte ich nicht gehören. Mein Tod hätte keinem mehr genützt. Trotz aller Aushilfsmassnahmen war es fünf Minuten vor zwölf, die Auflösungserscheinungen häuften sich. Es konnte nur noch zwei, drei Tage dauern, bis der Vorhang endgültig fiel. Es war also sowieso zu spät, um mit einer Teilkapitulation den Anstoss für die Beendigung aller Kampfhandlungen zu geben. Was mir zu tun blieb, war die Sorge um unsere Männer, ihr Schutz vor unsinnigen Befehlen und vor der Feldgendarmarie. Dabei drückte ich beide Augen und auch die meines Adjutanten zu, wenn sich Einzelne selbständig machten und die Linien überschritten.

Das sind die Bilder, an die ich mich erinnere. Das ist die Bilanz, die ich ziehe. Man kann beim besten Willen nicht behaupten, dass sie ausgeglichen ist. Denn wenn es auch tausend Gründe und Rechtfertigungen gibt: Ich bin meinen Soldaten sehr viel schuldig geblieben. Und diese Schuld bedrückt mich. Mein Leben hängt jetzt gewissermassen gerettet am Fallschirm, nachdem die Maschine mit der ganzen Besatzung brennend abgestürzt ist. Wo ich lande und ob ich überhaupt festen Boden unter die Füsse bekomme, ist noch ungewiss.

Aber wenn ich dieses Land einmal verlasse und mein Bataillon in Zeltbahnen gewickelt für immer zurückbleibt, dann werde ich den Mund auftun und den Söhnen sagen, wofür ihre Väter gefallen sind. Die jungen Männer wachzurütteln und vor Wiederholungen zu warnen, vor einem dritten Punischen Krieg – das soll dann meine Aufgabe sein. Erst wenn mir das gelungen ist, werde ich mich in meiner Haut wieder etwas wohler fühlen können. Aber bis dahin ist noch ein weiter Weg. Vorläufig bin ich ein Gefangener, der sein Päckchen tragen muss wie jeder andere. Der zu schweigen hat, solange die Waffen sprechen.

Auch im Lager 27 geht der Winter seinem Ende entgegen. Auf der breiten Lage^strasse pendeln die gefangenen Generale und Stabsoffiziere auf und ab, andere stehen in kleinen Gruppen zusammen. Obwohl die Kapitulation bereits Wochen zurückliegt, ist Stalingrad immer noch das Hauptthema unserer Gespräche. Im Gegensatz zu den Kriegsgefangenen, die von anderen Frontabschnitten kommen, sind viele von der 6. Armee zu erbitterten Gegnern des Naziregimes geworden. Wir sind von allem Phra- sentum geheilt. Im Salto mortale sind wir vom Trapez gesprungen. Der grösste Teil von uns liegt zerschmettert am Boden. Aber die übrigen-und auch wir-sind ins rettende Netz gefallen. Hier in Krasnogorsk, in dieser kleinen Vorstadt von Moskau, reiben wir uns die Augen. Wir sehen uns um, wir reden, lesen, stellen Vergleiche an und greifen immer wieder nach Büchern und Zeitungen. Hat die Grösse und Härte der Schlacht die Arithmetik des Krieges gewandelt, so tut es die neue Umgebung mit unserem persönlichen Einmaleins, mit dem Bewusstsein der Menschen. Ohne den lästigen Befehlsz^ang, selbständig denkend und mit einem Blick für das Wesentliche, erkennen wir nach und nach, auf welchem Blut- und Knochenkonto das ganze System aufgebaut ist, dem wir bisher gedient haben. Wir erkennen, dass wir einen Weg gegangen sind, der zum Verderben unseres Vaterlandes führen musste. Und wir wissen jetzt auch, wo die Sowjetunion die Kraft hergenommen hat, die deutschen Eindringlinge zurückzuschlagen. Aber es kommt zu keiner Entscheidung, zu keiner Tat, die uns inner-

lich frei macht. Der Fahneneid ist es, der uns die Hände bindet, obwohl der Kopf langsam klar wird.

Dieser Fahneneid ist es auch, der uns den Mund verschliesst, wenn wir zur Baracke i gehen. Dort werden wir vernommen. In einem nüchternen Raum sitze ich immer wieder einem Offizier gegenüber, der mich mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Kaffee und Zigaretten werden gereicht. Dabei kreist das Gespräch um Berlin und Paris, um die Verhältnisse in der Heimat und mein Wohlergehen, um Gott und die Welt und den Sinn dieses Krieges. Mit weltmännischem Geschick wird die zwanglose Unterhaltung gesteuert, bis sie bei militärischen Einzelheiten dringlicher wird und auf Ablehnung stösst. Ein paar freundliche Worte knoten jedoch den zerrissenen Faden, politische Probleme stehen plötzlich im Vordergrund, und ich armes Gefangenenwesen wundere mich erneut über die Allgemeinbildung meines Gesprächspartners. Nach einer weiteren Zigarette werde ich verabschiedet. «Wir sehen uns wieder. Vielleicht fällt Ihnen in der Zwischenzeit ein, woran Sie sich heute noch nicht erinnern konnten.» Und dann steht man wieder auf der Lagerstrasse. Und überlegt. Und vergleicht. Und nimmt in Gedanken den Hut ab vor der intelligenten Elastizität des Mannes, der nach dem Willen unserer Regierung mein Feind ist, vor seiner Belesenheit, vor seiner Fähigkeit, die Dinge im Zusammenhang zu sehen. Aus diesen Gedankengängen und Gedankenstrichen, aus Widerspruch und Erkenntnisbrocken, aus Sieg und Sturz und falscher Losung, aus dem Willen, den restlosen Zusammenbruch zu verhindern, aus Erlebnissen des Zwanges und des Aufbegehrens muss doch eine Synthese zu finden sein! Eine Gesamtklarheit muss es geben, die die einzelnen Richtigkeiten zusammenfasst, und auch einen Weg, der dann von uns gegangen werden kann. Wir haben früher gelernt, unser Leben einzusetzen, ohne lange zu fragen, wofür. Jetzt gilt es, im Gegensatz zu damals diese Schicksalsfrage eindeutig zu beantworten und dann zu zeigen, dass wir uns bei klarer Sicht noch konsequenter einsetzen können als im Nebel der Vergangenheit.

Mitten in diese Überlegungen tritt eines Tages der diensthabende Offizier und verliest eine lange Liste von Namen, unter denen sich auch

meiner befindet. «Dawai, Transport!» heisst es, und zwanzig Minuten später passieren wir bereits die Wache, wo wir noch einmal registriert und kontrolliert werden. Den rotblonden Tornister in der Hand, in dem meine wenigen Habseligkeiten liegen, besteige ich den grossen Bus, der vor dem Lagertor auf uns wartet und uns in schneller Fahrt zum Bahnhof bringt. Minuten später rollen wieder einmal die Räder eines Eisenbahnzuges, und wir entfernen uns von den Baracken, in denen die grosse Diskussion begonnen hat, um weitere Kilometer. Wohin es geht, weiss keiner von uns.

Die Zurückgebliebenen sitzen weiter Tag für Tag zusammen und analysieren die Lage. Die Heimat ist durch die Luftangriffe bereits zum Kriegsschauplatz geworden. Bauern, Handwerker und Arbeiter werden ruiniert. Und die Schuld an allem tragen die Nazis. Sie haben Deutschland isoliert, sie sind verantwortlich für den Hass, der uns umgibt. Sie haben das ganze Volk ins Unglück gestürzt, denn der Krieg ist nicht zu gewinnen, daran gibt es keinen Zweifel. Seine Weiterführung gefährdet den Bestand der Nation. Es geht also um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes. Und deshalb muss der Krieg so schnell wie möglich beendet werden.

Aber mit Hitler wird niemand verhandeln, nur seine Beseitigung und der Sturz des Regimes machen den Weg frei. Das muss man dem deutschen Volk sagen. Man muss selbst aus der Gefangenschaft heraus auf die Führung der Heeresgruppen und Armeen einwirken und ihnen klarmachen, dass dieser Krieg unwiderruflich verloren ist. Und dann muss der Terror zerschlagen und eine feste Ordnung geschaffen werden. Die erste Aufgabe der neugebildeten Regierung würde es sein, alle Truppen bis an die Reichsgrenzen zurückzunehmen und Friedensverhandlungen einzuleiten.

Das ist der einzige Weg, der unser Vaterland in die Gemeinschaft aller Völker zurückführt.

Mit dieser Konzeption wird im Sommer 1943 das Nationalkomitee «Freies Deutschland» gegründet. Aber es sind nicht nur Offiziere und Soldaten, die diesen mutigen Schritt tun. Schriftsteller, Ärzte, Abge-

ordnete und Gewerkschaftsführer stehen an ihrer Seite, Männer des öffentlichen Lebens, die Hitler ausgebürgert, verfeimt, gejagt und verfolgt hat, Männer und Frauen, die zwar seit Jahren in der Sowjetunion leben, die aber in der Liebe zu ihrem Volk nur eine Sehnsucht im Herzen tragen: heimzukehren in ein Deutschland der Freiheit. Und so reichen sie sich über sonstige Gegensätze hinweg die Hände» diejenigen, die der Geradlinigkeit ihrer Überzeugung bereits zehn Jahre des Lebens geopfert haben, und jene, die das Sehen, Erkennen und Unterscheiden nach der Bitternis der Niederlage jetzt eben erst lernen. Sie alle haben ein gemeinsames Ziel.

Die Gründer des Nationalkomitees knüpfen an die alten Traditionen der deutsch-russischen Beziehungen an. Symbol und Vorbild ist ihnen die Tat von Tauroggen. 1812/13 war es, als deutsche Truppen ebenfalls auf russischem Boden standen und wahrhaft deutsche Patrioten über die Köpfe der offiziellen Machthaber hinweg an das Gewissen und die Freiheitsliebe ihres Volkes appellierten.

Mit dem Fingerzeig auf den Freiherrn vom Stein, auf Arndt, Clausewitz und Yorck heisst es im Manifest des Nationalkomitees: «Gleich ihnen werden wir all unsere Kraft und auch unser Leben einsetzen, alles zu unternehmen, was den Freiheitskampf unseres Volkes entfaltet und den Sturz Hitlers beschleunigt.»

Am Ufer der Kama liegt das Kriegsgefangenenlager 97, in dem die Masse der ehemaligen Stalingradoffiziere untergebracht ist. Zweitausend sind es, und ihre geistige Entwicklung ist sehr unterschiedlich verlaufen.

Ein Teil ist stumpf geworden, verbittert, wortkarg und interesselos. Er bemitleidet sich täglich von früh bis abends und rafft sich höchstens noch zu witzlosen Anekdoten auf, zum Austausch von Kochrezepten und zu mündlichen Autobiographien, in denen nachgewiesen werden soll, was man für ein Held gewesen ist. Einige dieser Offiziere haben Angst, es könnte zu Versorgungsschwierigkeiten kommen, und deshalb sparen sie Tag für Tag eine Scheibe Brot ein, um auf diesen Schicksalsschlag vorbereitet zu sein. Im Ergebnis ihrer

Planwirtschaft geht das letzte bisschen Spannkraft verloren, während die gesammelten Schätze in der Blechbüchse verschimmeln. Um sich zu schonen, bleibt man auf der Pritsche liegen, und das ist der zweite Fehler. Die Einlieferung ins Lazarett ist die logische Folge.

Aber in den Krankenzimmern liegen nicht nur die Gefangenen, die ihre Gesundheit praktisch selbst ruiniert haben, sondern auch die kühlen Rechner und Spekulanten dieser unfreien Zeit. Im Lazarett wird Wahlkost verabreicht. Und jeder, dessen Körpertemperatur die 37-Grad-Grenze überschreitet, erhält sie. Unwürdige Szenen spielen sich ab. Vom Reiben des Thermometers und vom Erwärmen durch brennende Streichhölzer bis zur bewussten Infizierung. Den Rekord im Krankenbett hält ein Staboffizier, in dessen Stuhl trotz ewiglanger Behandlung immer wieder Blutspuren gefunden werden. Drei Monate waren vergangen, bis ihn die Ärztin bei seinem Betrug erappte. Er hatte sich mit dem Rasiermesser in den Finger geschnitten und liess die roten Tropfen in das emaillierte Geschirr fallen. Dann rührte er um.

Wir haben uns für ihn geschämt.

Neben diesen halt- und würdelos gewordenen Gesellen gibt es im Lager die Gruppe der linientreuen Nazioffiziere. Sie tun betont forsch und begrüßen sich immer mit lautem Hitlergruss. Wenn man kurz zurückblendet, dann muss man feststellen, dass es im Kessel gerade diese Männer waren, die ihr Staatsoberhaupt zuerst beschimpften und mit Ausdrücken wie Verräter und Schwein titulierten. Dazu gehörte im Dezember 1942 noch ein gewisser Mut, den wollten sie demonstrieren. Jetzt ist es umgekehrt. Wo Kritik und Ablehnung immer klarere Formen annehmen, laufen sie Gefahr, in der Masse unterzutauchen, und das wäre für sie unerträglich. Deshalb suchen sie das Besondere, die heldische Pose, den germanischen Trotz. Der Stacheldraht und der Gehorsam gegenüber den Wachoffizieren, die Enge des Lagerlebens und der mangelnde Komfort sind ihnen Grund genug, ihr ehemals braunes Herz frisch zu polieren. Sie machen sich und den anderen das Leben schwer, opponieren, wo sie können, und freuen sich wie halbwüchsige Knaben, wenn sie dem Wachpersonal einen kleinen Streich spielen. Dabei führen sie Tage-

buch über staatsfeindliche Äusserungen, drohen mit der Zeit nach der Heimkehr und schneiden in selbstgewählter Isoliertheit alle Kameraden, die anderer Meinung sind. Wenn man sie zusammenzählt, dann sind es nicht allzu viele. Aber sie machen sich bemerkbar, besonders an den Festtagen des Naziregimes. Dann strahlen die Orden in neuem Glanz, das preussische Kreuz wird durchgedrückt, und der Badenweiler Marsch untermalt den nationalen Krampf.

Verächtliche Blicke fallen vor allem auf die Angehörigen des Antifaschistischen Aktivs, auf die Offiziere und Soldaten, die lange vor Stalingrad, vor der Gründung des Nationalkomitees, teilweise bereits 1941 den dicken Strich gezogen haben und kompromisslos gegen Hitler und für die Freundschaft aller Völker, gegen den Krieg und für den Frieden in der Welt eintreten. Sie sind unter uns Gefangenen die Vorausabteilung und die operative Aufklärung einer grossen Marschsäule, die gerade ihre ideologischen Tornister umpackt. Natürlich werden sie von den Preussen und den Badenweilern mit dem Hakenkreuz besonders gehasst. Die Atmosphäre ist erhitzt, und es fehlt nicht viel, dann können wir den ersten Fememord erwarten.

Ich gehöre bis jetzt zu keiner dieser Gruppen. Zusammen mit anderen, die den gleichen Weg gegangen sind, ringe ich um den Mut zu einer persönlichen Entscheidung. Einer von uns muss den Anfang machen und den Durchbruch herbeiführen, ehe die Fronten im Lager für immer erstarren. In den Unterkünften und auf den Strassen geht es um die letzten Hemmungen. Klein sind sie im Verhältnis zu der grossen Kehrtwendung, die ich innerlich bereits vollzogen habe.

Die ersten Mitglieder des Nationalkomitees sind auf grosser Fahrt. Sie besuchen die Lager, um die Basis der Bewegung zu verbreitern und die Masse der Kriegsgefangenen zu aktivieren. Nur klare Köpfe schaffen klare Verhältnisse. Deshalb muss um jeden Einzelnen gerungen werden. Es geht um die Durchschlagskraft des Komitees, um die Gewissheit, dass die gefangene Armee hinter jedem Aufruf an die Heimat fest und einheitlichen Willens steht.

Vier Offiziere sind es, die unser Lager besuchen. An der Spitze der kleinen Delegation steht Generalmajor Lattmann, der in Stalingrad die 14. Panzerdivision geführt hat und als mutiger Kommandeur bekannt ist. Er und die anderen werden überall, wo sie auftauchen, von den Kameraden vergangener Tage herzlich begrüßt. Einige verhalten sich allerdings reserviert, und andere werden es, sobald sie auf die Uniform blickefi und den hellen Fleck erkennen, auf dem früher einmal der Hoheitsadler gesessen hat. Vor so viel Konsequenz schrecken in erster Linie diejenigen zurück, die sich in ihrer Bequemlichkeit immer wieder auf den Fahneid berufen und ihn als willkommene Barriere benutzen, wenn sie aufgefordert werden, Farbe zu bekennen. Trotzdem wird das grosse Gespräch wieder dort geknüpft, wo es seinerzeit unterbrochen wurde, in Stalingrad, in Krasnogorsk oder hier an der Kama, je nach der Plattform, die der Einzelne in der Zwischenzeit erklimmen hat. Die militärische Lage und die moralischen Zusammenhänge stehen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Es wird offen und freimütig geredet, auch über die Mission des Nationalkomitees und die deutsche Perspektive. Ich bin jetzt entschlossen, den entscheidenden Schritt zu tun. Ich will teilhaben an der Rettung meines Volkes.

Dieser Entschluss ist mir trotz aller Erlebnisse und Erfahrungen, trotz aller zwischenzeitlichen Erkenntnisse nicht leichtgefallen. Gewiss, ich habe es miterlebt, den Untergang einer ganzen Armee, die seelische Lähmung, den Befehl zu sterben. Ich habe zertretene und zerwalzte Soldaten gesehen, erfrorene Füße, leere Hülsen, erhobene Arme. Ich habe noch die Irrsinnschreie und das Todesröcheln im Ohr und den Brandgeruch in der Nase. Das alles hätte einen Sinn gehabt, selbst verlauste Lumpen und Fleckfieber, wenn es den deutschen Städten ein Stalingradschicksal ersparen würde und unserem Volk den Untergang. Aber die Schlacht an der Wolga hat weder dieses Ziel erreicht noch die Machthaber in unserer Heimat zur Besinnung gebracht. Im Berliner Sportpalast haben sie die Fahne des totalen Krieges entrollt, des Wahnwitzes, der die Frauen in die Bombennächte treibt und die Knaben an die Front. Das Gesetz, das uns zu

sterben befahl, ist zum Gesetz geworden, das unser ganzes Volk zum Tode verurteilt. Ihm und seinen Vollstreckern Widerstand zu leisten, dem Imperativ des Selbstmords ein lautes Nein entgegenzusetzen und den Eid auf die Person Adolf Hitlers bewusst zu brechen sind deshalb ein Gebot der Ehre und die sittliche Verpflichtung jedes aufrechten Deutschen.

Das ist alles so klar, so einleuchtend, dass es kein langes Überlegen mehr geben dürfte. Und doch – und doch – der letzte Schritt wird hundertmal überlegt. Wie für viele andere hängt auch für mich zuviel an der deutschen Wehrmacht, auf die ich immer stolz sein wollte und auch war. In ihr war ich zu Hause, in ihr hatten Neigung, Glaube, Idealismus und Lebensglück ihre Heimstatt. Für sie habe ich Schweiß und Blut vergossen. Und bei ihr habe ich meine besten Freunde und Kameraden verloren, in Frankreich, am Don und in den Werkhallen Stalingrads. Ich will mich nicht vor Wolfgang Kiel, Oberfeldwebel Limbach und den vielen anderen schämen. Im Glauben an die Richtigkeit ihres Handelns und auch in der Gewissheit, dass ich an ihrer Seite stehe, sind sie im Kampf gefallen. Und ich bin jetzt dabei zu sagen, dass dieses Kämpfen Unheil brachte statt Glück, dass unser Mut falschen Zielen diene, dass unser Leben sinnlos war. Denn darauf läuft der Schritt, den ich tun will, hinaus. Aber es hilft nichts, ich muss diesen Weg gehen, ich darf nicht in der Lüge verharren, nachdem ich sie durchschaut habe. Die Lebenden verlangen es von mir, und die Toten können nicht wollen, dass sich in dem Lügengespinst weitere Millionen verstricken und elend zugrunde gehen. Deutschland muss leben, auch nach diesem Irrweg. Und so tue ich das Schwerste, was ein Mensch überhaupt tun kann, ich ziehe einen dicken Strich durch viele Jahre meines Lebens, ich erkläre sie für wertlos und werfe sie in den Papierkorb der Geschichte. Die Heimat wird mich verstehen, sie wird mich brauchen, wenn die letzten Schwaden Keller und Kopf verlassen, mich und die anderen, die den Mut haben, zu bekennen und neu zu beginnen. Alle Kraft, alle Erfahrungen, alles, was ich habe, was ich bin und kann, will ich einsetzen, die Fehler der Vergangenheit zu tilgen, um am Neubau des deutschen Hauses bescheiden mitzuzimmern.

Am Nachmittag des dritten Tages findet auf Vorschlag der Delegation eine Versammlung statt. Fast alle Offiziere nehmen teil. Lattmann spricht über die Motive, die ihn bewogen haben, sich dem Nationalkomitee anzuschließen. Und er spricht gut, seine Worte kommen überzeugend. Der Beifall ist stärker, als ich erwartete. Die alten Nazis haben gestern versucht, eine Welle der Drohung durch das Lager gehen zu lassen. Lattmann sei ein Landes- und Hochverräter, und wer ihm beipflichte, habe sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Noch hier im Saal wachen sie mit Argusaugen über das Geschehen und registrieren die kleinste Bewegung. Aber die Masse der Männer ist nicht mehr einzuerschüchtern. Sie, die vor einem Jahr nüchternen Blicks und letzten Endes ungebrochen durch die Trommelfeuer von Stalingrad gegangen sind, haben ihre Haltung langsam zurückgewonnen. Sie wollen jetzt Klarheit und begrüßen jede Möglichkeit, Neues zu hören, Altes zu vergleichen und Erkenntnisse zu gewinnen. Nur ein kleiner Teil erliegt noch dem Terror. Es sind die Schwachen, die Ängstlichen. Und diejenigen, die noch nie etwas zu sagen hatten.

Ich melde mich zu Wort und trete vor die versammelten Offiziere. «Ich habe wie Sie alle einen Eid geschworen, dem Führer des deutschen Reiches und Volkes Gehorsam zu leisten. Dieser Eid kann mich heute nicht mehr binden. Wer selbst treulos handelt, wer lügt und verrät, wer das ganze Volk so in den Untergang führt» wie die sechste Armee in Stalingrad, der hat das Recht verwirkt, Treue zu verlangen. Unser Eid gilt letzten Endes unserem Volk. Ihm müssen wir treu sein, ihm müssen wir helfen, wo wir können. Deshalb ist es an der Zeit, dem Verderber in den Arm zu fallen und auch in der Gefangenschaft gegen ihn zu kämpfen. Und deshalb schliesse ich mich heute der Bewegung ‚Freies Deutschland‘ an. Unser Ziel ist ein Vaterland ohne Hitler, ein neues, ein freies, ein besseres Deutschland.»

NACHWORT

Ich bin kein Schriftsteller, und es ist mir auch nicht leichtgefallen, diesen Bericht zu schreiben. Es war schon deshalb nicht einfach, weil ich mit diesem Buch Rechenschaft über eine wichtige Etappe meines Lebens abzulegen versuche. Rechenschaft vor mir und vor einer Generation, die Jahre hindurch ihren Offizieren und Vorgesetzten vertraut hat. Eine Rechenschaft, die aber im Kleinen wie im Grossen nach zwei Weltkriegen notwendig ist, weil der Platz jedes Einzelnen in der Gegenwart auch durch sie bestimmt wird.

Vielleicht wird das an einem Beispiel deutlicher: Zum zwanzigsten Jahrestag der Niederlage von Stalingrad hatte das westdeutsche Fernsehen die Sendung eines Schauspiels angekündigt. Es stand zu erwarten, dass die Schuldigen an der Katastrophe hinter den Kulissen der Tragödie sichtbar wurden. Deshalb verbot der Generalinspekteur der Bundeswehr, Foertsch, kurzerhand den Empfang in den Kasernen und wies die Kommandeure an, in ihren Truppenteilen gegen dieses Fernsehspiel Stellung zu nehmen. Welche Schlussfolgerungen hat ein Mann aus der Schlacht an der Wolga und aus der militärischen Niederlage des deutschen Faschismus im zweiten Weltkrieg gezogen, wenn er diese Position bezieht? Ich setze voraus, dass auch ihn das Kriegsende zum Nachdenken veranlasst hat, wobei ich zugebe, dass ich ihm damit eine Haltung unterstelle, die seiner Meinung nach einem Offizier nicht zukommt. Aber wofür hat er sich bei seinen Überlegungen entschieden? Wenn von ihm nichts anderes bekannt wäre als sein Fernschbefehl – es genüge, seine Einstellung zur Lebensfrage unserer Nation zu bestimmen. Welches Schicksal hat aber eine Armee zu erwarten, an deren Spitze ein solcher Offizier steht?

Es ist schwer, von seinem Leben sagen zu müssen, dass wertvolle Jahre für eine schlechte Sache vertan worden sind. Zu dieser Erkenntnis führte mich ein langer Weg. Ich gehöre zu der Generation, die

nach dem ersten Weltkrieg aufwuchs. In der Schule und an der Universität war ich ganz der chauvinistischen Erziehung jener Jahre ausgesetzt, die uns lehrte, das deutsche Heer sei im ersten Weltkrieg unbesiegt geblieben, und die den imperialistischen Frieden von Versailles zum Wecken revanchistischer Gefühle weidlich ausnutzte. Bei meinen Bemühungen, keine politische Dauerbindung einzugehen, sah ich den Ausweg im Eintritt in die Wehrmacht. Sie hatte nach meiner damaligen Auffassung, die der des deutschen Kleinbürgertums entsprach, nichts mit Politik zu tun, denn jeder Staat hat eine Armee, und warum sollte Deutschland keine besitzen?

Dass jede Armee ein politisches Instrument ist und dass auch die Hitlerwehrmacht ein solches war, wurde mir erst bewusst, als ich in der sowjetischen Gefangenschaft Zeit hatte, darüber nachzudenken.

Doch nicht nur die Zeit hat dazu beigetragen, sondern auch die Diskussionen mit deutschen Kommunisten, die als Emigranten in der UdSSR lebten, und mit sowjetischen Offizieren. Noch beeindruckt von der militärischen Niederlage und unter der Last, als verantwortlicher Kommandeur nicht alles zur Rettung meines Bataillons getan zu haben, war ich ihren Argumentenaufgeschlossen. Persönliche Erfahrungen erhielten jetzt ein anderes Gewicht. So begann ich zu erkennen, dass das faschistische Deutschland diesen Krieg verlieren musste, nicht nur, weil seine militärischen Kräfte und Mittel denen der antifaschistischen Koalition unterlegen waren, wovon ich mich selbst in der gerade beendeten Schlacht hatte überzeugen müssen, sondern weil das faschistische Regime einen ungerechten Krieg führte. In diesem Krieg verfocht es räuberische Ziele, es verfocht sie mit verbrecherischen Mitteln.

Worüber ich mich beim Beginn der einzelnen Feldzüge gewundert hatte – in Polen, im Norden, beim Angriff auf die Sowjetunion, aber auch beim Beginn der Kampfhandlungen im Westen waren wir auf einen überraschten Gegner gestossen –, wurde im Gefangenenlager zur neuen Erkenntnis: Unsere Anfangserfolge waren nicht der Überlegenheit unserer Waffen zuzuschreiben, sondern der Tatsache, dass Hitlerdeutschland jedes Völkerrecht missachtet und alle Neutralitätserklärungen oder Nichtangriffspakte gebrochen hatte. Konnte ich auf

solche Erfolge, auf solches Soldatentum stolz sein? So zerbrachen in mir die Illusionen vom Krieg als ritterlichem Kampf, und ich, der ich unpolitisch hatte bleiben wollen und deshalb Soldat geworden war, begriff, wie politisch mein Handeln in Wirklichkeit gewesen war. Ich machte damals jenen Prozess durch, den viele junge Deutsche in diesen Jahren früher oder später durchgemacht haben. Und dieser Prozess endete bei mir, wie er auch bei vielen anderen geendet hat: mit dem Hass gegen den Faschismus und dem Bekenntnis zum neuen Deutschland. Die Tat folgte.

Das war keine Angelegenheit des Verstandes allein, auch das Gefühl hat hier mitentschieden. Ich erfuhr in der Gefangenschaft vom ganzen Ausmass der faschistischen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Ich erfuhr von den Verbrechen im eigenen Land und in anderen Ländern. Mit der Verurteilung dieser Verbrechen war die bittere Erkenntnis verbunden, dass sie im Grunde genommen erst möglich wurden, weil die Reichswehr und später die Wehrmacht ihnen den militärischen Schutz bot und jede Auflehnung gegen sie erstickt hätte. Und wieder begriff ich, dass es kein Ausweichen vor politischen Entscheidungen geben kann, sondern dass jedes Zögern die Verantwortung erhöht.

Noch eins begann ich zu begreifen: Der Widerspruch zwischen Front und Etappe, der mich nach meinem Urlaub empört und nachdenklich gemacht hatte, war nicht der Hauptwiderspruch jener Zeit, als der er mir erschienen war. In den Wochen im Kessel hatte ich Etappe gleich faschistischer Führung gesetzt und mich zur Front gerechnet. Vielleicht war das damals ein Versuch, die eigene Verantwortung zu verniedlichen. Ich war von Äusserlichkeiten ausgegangen, vom tollen Leben, das «hinten» geführt wurde, von der Oberflächlichkeit, mit der man in Winniza Entscheidungen fällte. In den Diskussionen machten mich die deutschen und sowjetischen Genossen darauf aufmerksam, dass eine Lösung meines Widerspruches allein nicht möglich sei, dass dieser Widerspruch nur mit dem tatsächlichen Hauptwiderspruch gelöst werden könne, der zwischen den Weltherrschaftsplänen des deutschen Imperialismus und den Interessen des deutschen Volkes bestand.

Ich war immer der Meinung gewesen, mich in der deutschen Geschichte auszukennen, aber in diesen Gesprächen musste ich einsehen, wie falsch sie uns interpretiert worden war. Was wusste ich von der Lage der ausgebeuteten Klassen, ja, was wusste ich von den Klassen überhaupt? Was wusste ich von der Schöpferkraft der Volksmassen, wie hatte uns die Schule doch zum Glauben an das Genie einzelner Persönlichkeiten erzogen! Nach der Schlacht an der Wolga war dieser Glaube in mir zusammengebrochen, aber in der Gefangenschaft – weit von der Heimat entfernt – begann ich erst wirklich mein Volk zu lieben, und der Verzweiflung machte die Zuversicht Platz, dass auch oder gerade die Niederlage des deutschen Faschismus dazu beitragen würde, dieses Volk zum Gestalter seines Lebens werden zu lassen.

Das Ringen um Klarheit war am Ziel, die letzte Fessel wurde abgestreift, und ich bin sicher, dass der Leser meine Entscheidung für unser Volk, für Deutschland und gegen Hitler und seinen Staat gutheissen wird. Ebensosicher ist allerdings, dass dieses Buch nicht zur Pflichtliteratur des Bundeswehrsoldaten gehören wird.

Was nach der Befreiung vom Faschismus geschah, ist mit wenigen Worten gesagt. Ich arbeitete. In diesen ersten Wochen der Lebenssicherung und des Wiederaufbaus stand ich vor Aufgaben, die ich nur lösen konnte, weil erfahrene Genossen an meiner Seite waren und weil Menschen, die ich nicht kannte, mir durch ihre Arbeit dabei halfen. Als Leiter der Dresdener Versorgungsbetriebe und als einer der Bürgermeister dieser Stadt fand ich immer wieder bestätigt, was ich in der Zeit meiner Gefangenschaft gelernt hatte: Das deutsche Volk ist in der Lage, sich sein Vaterland aufzubauen, seine Geschicke in die eigenen Hände zu nehmen. Ich sah, welche Kraft die Arbeiterklasse darstellt, und deshalb schloss ich mich endgültig denen an, die mir den Weg gewiesen hatten. Dass dieser Weg richtig war, blieb und bleibt, haben die Erfolge unserer Republik in den Jahren seit 1945 bewiesen. Aber auch die Entwicklung in Westdeutschland, für die der Foertsch-Befehl spricht, hat allen Menschen guten Willens klarge-

macht, dass nur an der Seite der Arbeiterklasse ein wirklicher Kampf gegen den deutschen Militarismus möglich ist.

Für dieses Buch habe ich die Form des Berichts gewählt, weil ich glaube, dass er den Leser die Ereignisse jener Wochen und Monate am plastischsten miterleben lässt. Ich habe vom ersten bis zum letzten Wort so geschrieben, wie ich damals gehandelt und gedacht habe, weil ich an meinem Erleben zeigen möchte, in welche Situation ein Mensch gerät, welche Verantwortung er auf sich nimmt, wenn er glaubt, Entscheidungen aus dem Wege gehen zu können. Ich habe mich auch bemüht, alle Einzelheiten so korrekt wie möglich wiederzugeben. Dabei kam mir zu Hilfe, dass ich die erste Fassung meines Buches noch in der Gefangenschaft geschrieben habe und vieles an Ort und Stelle präzisieren konnte. Ich bin mir bewusst, dass es bei aller Sorgfalt noch Mängel enthält, aber was ich gesagt habe, musste ich sagen: Wer sich zur Fahne des deutschen Militarismus bekennt, marschiert in den Untergang.

1.-10. Tausend
Deutscher Militärverlag • Lizenz-Nr. 5
Lektor: Siegfried Jaeger
Korrektor: Elfriede Sell
Schutzumschlag und Einband: Günter Neubert
Hersteller: Werner Brieger
Gesamtherstellung: Philipp Reclam jun. Leipzig

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)